



77.20

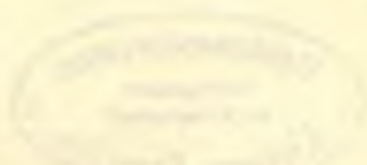
Der «Kirchenvater der Neuzeit» hat kein System der Askese und Mystik hinterlassen, und das ist nicht zufällig: Seine Idee vom Menschen geht aus von der «Individualität der Seele», und seine Gotteslehre sieht die Mannigfaltigkeit der Gnadengaben und die besondere Führung Gottes für jeden einzelnen.

Als klassischer Vertreter des «christlichen Personalismus» ist er das englische Gegenstück eines hl. Franz von Sales – jedoch von sehr verschiedener Grundstimmung: ein Pessimist, wenn er nicht Christ wäre. So aber lehrte ihn die Schrift und das Leben den Ernst der Gerichte Gottes, des Heiligen, vor dem auch der Beste «nicht ohne Furcht in der Liebe» sein kann. Der Geist der Anbetung und Hingabe, der christlichen Gelassenheit und Herzens-einfalt sind die ansprechenden Grundzüge seines Wesens.

K A R D I N A L J. H. N E W M A N

CHRISTLICHES REIFEN

TEXTE ZU RELIGIÖSER
LEBENSGESTALTUNG



Gesammelt, eingeleitet und übersetzt
von OTTO KARRER

BENZIGER VERLAG EINSIEDELN/KÖLN

Die kirchliche Druckerlaubnis erteilt:

Chur, den 8. Mai 1946

CHRISTIANUS CAMINADA
Bischof von Chur



1988. 3435
(6 5601)

Buchgestaltung von W. An der Matt
Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt von Verlagsanstalt Benziger & Co. A.G. Einsiedeln
Imprimé en Suisse Printed in Switzerland

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung 7

I

DER GÖTTLICHE RUF

— Gott und Seele	23
— Das höchste Gut	30
— Gott führt jeden	40
— Gottes Führung im Rückblick auf unser Leben	51
— Berufungen	58
— Anziehende Gnade	68

II

DIE ANTWORT

— Einsatz des Glaubens	76
— Glaube, Gehorsam, Liebe	85
— Richtung auf das Gegenständliche	91
— Das Heilige im Irdischen	106

III

HEILIGE FURCHT

Furcht und Liebe	119
Selbsterniedrigung und Heiligkeit	134
Furcht in der Gnade	149
Selbstverleugnung und Heilszuversicht	159

IV

GEHEIMNIS DES LEIDENS

Das Gesetz des Leidens	167
Teilnahme an Christi Leiden	171
Das Kreuz im menschlichen Leben	182
Feste nach Fasten	193

V
GEBET

Innerliches Gebet	198
Verborgen in Christus	206
Wirkungen des Gebetes	216
= Zeit und Art des Privatgebetes	225

VI
DER CHRISTLICHE CHARAKTER

Der biblische Christ	247
Christliches Selbstgefühl	255
Geistesreife und Geistesenge	262
Gleichmut	273
Wachet, der Herr ist nahe!	286

VII
MYSTISCHE ZWIESPRACHE

Zum Erhabenen	292
Gott allgenügend	294
Der wunderbare Schöpfer	297
«Aus Ihm, durch Ihn, in Ihm»	299
Der Sich-schenkende	302
Der Wandellose, des Wandelbaren Halt und Ziel	305
Das große Licht	310
Der Allsehende	313
Der Vorsehende	315
Für meine Sendung	317
Mir nahe	320
So führe mich!	324
Der Allheilige	327
Confiteor	330
«Mein Herr und mein Gott!»	335
Das wahre Gut	338
Das unerschöpfliche Gut	340
Der Seligmachende	342
Ewige Liebe	345
Quellenverzeichnis	349

John Henry Newman ist in seinem Denken und Leben das Bild eines Christen, der trotz ungewöhnlich geistiger Entwicklung von der Knabenzeit bis ins hohe Greisenalter durch seine geistige Folgerichtigkeit und durch die Reinheit seines religiösen Lebens ein Ideal des «heiligen Gentleman» verkörpert.

Er war 1801 als Sohn eines wohlhabenden Bankiers liberaler Geistesprägung und einer frommen Mutter aus hugenottischem Stamme in London geboren. Nach einer glücklichen Jugend im Kreise lieber Schwestern, ward dem angehenden Oxford-Schüler eine religiöse Erfahrung zuteil, die seinem ganzen Leben die Richtung gab. Seine tiefe Frömmigkeit legte ihm den geistlichen Beruf im Dienst der angestammten anglikanischen Kirche nahe, seine glänzende Begabung die Laufbahn des akademischen Lehrers, die in England enger als bei uns mit erzieherlicher Verantwortung für die Studierenden und in Newmans Falle auch mit dem Predigtamt verbunden war. In der Folge wurden seine Oxford-Predigten in St. Mary zu einem Anziehungspunkt für jene Kreise des Anglikanismus, die gegenüber dem freireligiösen Zeitgeist eine Glaubensvertiefung im Worte Gottes und in der Tradition des alten Christentums suchten. Dogmengeschichtliche Studien und eine Reise in das katholische Italien erweiterten den Gesichtskreis des jungen Dozenten, dessen inneres Vorgefühl von einer großen Sendung um den

Preis von schweren Prüfungen in seiner Zukunft sprach. Das alles vertiefte den *religiösen Ernst* seines Wesens, und so glühend sein wissenschaftlicher Forschungsdrang und so empfänglich sein Gemüt für den Austausch mit gleichgesinnten Freunden war, im Grunde seiner Seele blieb jenes «allein mit dem Alleinen» bestimmend, welches seine «Bekehrung» im ausgehenden Knabenalter bezeichnet hatte.

Seit 1833 erweiterte sich Newmans Wirksamkeit durch die von ihm mitbegründete (erste) «Oxfordbewegung», die von großer Bedeutung für die neuere Kirchen- und Geistesgeschichte Englands wurde. Den Trägern der Bewegung ging es um die Neubelebung des katholischen Geistes in der anglikanischen Welt; und wenn auch im Jahre 1840 der berühmt gewordene «Tract 90» (über den katholischen Sinn der anglikanischen Glaubensartikel) zu einem jähen äußeren Abbruch der ursprünglichen Bewegung führte, wurde Newmans Anschluß an die Mutterkirche 1845 das Signal zu einer geistigen Entwicklung im kirchlichen Leben Englands, die bis heute durch zahlreiche und bedeutende Konversionen, freilich ebenso für viele andere durch eine fortschreitende Entchristlichung bezeichnet ist.

Die katholische Lebenshälfte des ehemaligen Oxforder Lehrers verläuft im bescheidenen äußeren Rahmen des Oratoriums¹ von Birmingham,

¹ So nennt sich die Gemeinschaft, bzw. ein Gemeinschaftshaus von Weltgeistlichen nach der Regel des hl. Philipp Neri, die Newman von Rom nach England gebracht hatte.

unterbrochen nur durch einen Dubliner Versuch zu einer katholischen Universitätsgründung nach Newmans Wissenschaftsidealen. Innerlich ist die katholische Zeit durch ein reiches Maß von Demütigungen und Leiden ausgefüllt, bis dem 64-jährigen, fast verschollenen Manne durch die herausgeforderte Erzählung seines Werdeganges in der «Apologia» ein unerwarteter Umschwung zuteil wurde, der ihn mit einem Male wieder in den Mittelpunkt der öffentlichen Beachtung und Verehrung rückte. Eine Reihe von religionsphilosophischen, apologetischen und erbaulichen Schriften im vorgerückten Alter, auch die Neuherausgabe seiner anglikanischen Predigten führten eine Art zweiten Frühlings seines langen Lebens herauf, und die Ernennung zum Kardinal der heiligen Kirche in Würdigung seines Schrifttums durch Leo XIII. brachte die Krönung seines Lebenswerkes und sicherte diesem eine Nachwirkung, die bis in unsere Tage im Wachstum begriffen ist und ihre Erklärung ebenso in der Erhabenheit seines geistigen Schauens wie in der Frömmigkeit seines Herzens findet.

Die *Leitgedanken* Newmans über das religiöse Leben sind von ihm nie im Zusammenhang behandelt worden, sondern ergeben sich aus dem Studium seiner religiösen Ansprachen und Betrachtungen von der anglikanischen Frühzeit bis ins hohe Alter. Daß aber bei der Fülle des Stoffes, besonders in seinen Predigten, eine Auswahl nötig wurde, bedarf einer Begründung nicht. Dabei wären zwei Möglichkeiten offen:

Die erste bestünde darin, die «schönsten» Betrachtungen asketisch-mystischer Art nach passenden Gesichtspunkten zu ordnen, gewissermaßen ein Mosaik aus vielen Steinchen zu einem für Newman bezeichnenden Gesamtbild zu vereinen; es ist aber klar, daß eine solche Blütenlese, indem sie die gedanklichen Zusammenhänge auseinanderrisse, auch bei gewissenhaftem Streben nach Objektivität nicht ohne willkürliche Eingriffe durchzuführen wäre. Darum schied dies für uns zugunsten einer Darbietung von zusammenhängenden asketisch-mystischen Lehrstücken aus; und zwar wurden alle jene Themen in Betracht gezogen, die unter irgendeinem Gesichtspunkt vom inneren Leben handeln, wobei sich dann leicht diejenigen Motive feststellen ließen, die sich durch besondere Betonung und häufige Variationen als charakteristisch für Newmans Geistigkeit erweisen.

Dabei bestätigt sich eine Beobachtung, die schon den Biographen Newmans aufgefallen ist: die *einheitliche und gleichbleibende religiöse Grundhaltung* sein ganzes Leben hindurch. Während sein wissenschaftliches theologisches Denken eine spannungsvolle Entwicklung von der antikatholischen Tendenz des «Prophetical Office» bis zum Widerruf im «Development» und zur Verteidigung des Marienkultus gegenüber Pusey (1865), des Papsttums gegenüber Gladstone (1874) zeigt, ist die religiöse Seelenhaltung Newmans in all der Zeit dieselbe, der religiöse Mensch in seinem inneren Leben derselbe, seine charakteristischen Züge — Vergegenwärtigung

Gottes, dogmatische Glaubensbindung, jenseitige Lebensstimmung, Gewissensernst, intensives Heiligungsstreben, «Furcht in Liebe» (oder Ehrfurcht mit einem Wort) — schon in der Gotteserfahrung des 16-Jährigen grundgelegt und bis ins hohe Alter dieselben. Auch die eigentümliche Mischung von Zartheit und Distanz selbst gegenüber den ihm nächststehenden Freunden, weil durch die religiöse Grundstimmung bedingt, ist beim jungen Newman nicht anders als beim Greis. Den Erforschern seines Lebens ist dies von je bekannt gewesen, und er hat es in dem selbstbiographischen Rückblick der «Apologia» noch eigens hervorgehoben. Auch die Konversion bedeutet nach seinem ausdrücklichen Selbstzeugnis keinerlei grundsätzliche Änderung, was die seelische Haltung betrifft: «Ich kann nicht sagen, daß mein Übertritt irgendeine geistige oder moralische Wendung in meinem Innern ausgelöst hätte. Ich empfand keine Vertiefung des Glaubens an die geoffenbarte Wahrheit, noch stärkere Kraft der Selbstverleugnung, noch größeren Eifer als zuvor. Wohl aber schien es mir, ich sei nun nach stürmischer Fahrt in den sicheren Hafen eingelaufen, und das Glück, das ich darüber empfand, hat bis heute ununterbrochen angehalten» (Apologia, 5. Kap., Einl.).

Nur eines hat sich — zwar nicht verändert, aber im Lauf der Jahre bedeutend vertieft: dasjenige, was er einmal mit einem starken Ausdruck «resignation» genannt hat — *Ergebung*, mit einem Unterton von Wehmut nicht nur gegen-

über dem Lauf der Welt im ganzen, der zunehmenden Glaubenslosigkeit und Entfremdung so vieler Menschen von der Kirche, sondern auch angesichts des mangelnden Verständnisses, ja der beklagenswerten Mißdeutungen und Hindernissen seines edlen Strebens zur Gewinnung der Suchenden und zur Heimholung der Getrennten. Doch ist dieser Schmerz der Lösung von dem intimsten seiner menschlichen Wünsche (wenn es erlaubt ist, den Wunsch eines großen Liebenden um seines natürlichen Einschlags willen einen «menschlichen Wunsch» zu nennen) bereits in den Erfahrungen des geistigen Führers der anglikanischen Oxfordbewegung vorweggenommen: sämtliche Aussprachen des einschlägigen 4. Kapitels entstammen dieser Periode und haben später nur einen dunkleren Unterton in den Jahren von etwa 1853 bis 1864 erhalten. Doch verstand es sich für Newman von selbst, daß er solche Dinge nicht in spürbar «persönlicher Weise» zur öffentlichen Aussprache brachte; sie fanden ihre Spiegelung nur in den (freilich vielsagenden) Porträts dieser Zeit oder — in geläuterter Form — in einigen seiner «Meditations and Devotions».

Es ist aber klar, daß in allen Grundmotiven der Spiritualität, die in den folgenden Kapiteln zur Darstellung gelangen, ihm unbewußt, *Newmans eigenes religiöses Wesen* reflektiert ist. Wir sagen: «ihm unbewußt», sofern über den objektiven Sinn der Verkündigung hinaus das innere Seelenleben des Verkünders oder Schriftstellers durchschimmert, ohne nach außen gekehrt zu

werden. Denn es bedarf wohl keines Wortes, daß Newman nie daran dachte, seine Religiosität gewissermaßen zur Schau zu stellen. Nicht einmal sein Inneres zu ergründen oder durch eine Art Bespiegelung seiner selbst sein persönliches Innenleben, Art und Stufe seiner Frömmigkeit sich bewußt zu machen, hätte sein strenger religiöser Grundsatz erlaubt. Und dennoch ist es gerade in religiöser Lehre und Verkündigung, soweit sie nicht nur Kathederwissenschaft sein will, selbstverständlich, daß sie gerade so, wie sie nach ihrem Gehalt aus der Bibel und kirchlichen Überlieferung schöpft, ihre Beseelung, ihre Frische und Werbekraft erst durch die Persönlichkeit des Verkünders empfängt, in dem die Religion zur Religiosität geworden ist.

«Wovon das Herz erfüllt ist, davon fließt über der Mund.»

Die ungewöhnliche Strahlung, die von Newmans Wort und Schrifttum ausging und bis heute ausgeht, erklärt sich gerade aus diesem *Anteil des Herzens*, des Selbstempfundenen und Selbstgelebten; und daß er sich klare Rechenschaft über die Verantwortung seines Wortes und ganzen So-seins gegeben hat, erhöhte den Ernst seiner Selbsthingabe an ihn, von dem er in allem sprach. Was er in religionsphilosophischem Zusammenhang von der Bedeutung des «Egotism», des Selbsterlebten für religiöses Forschen sagt, gilt in erhöhtem Maße von der asketisch-mystischen Lehre: Da kann jeder nur Zeuge der Wahrheit sein, sofern er selbst in der Wahrheit steht und aus innerer Erfahrung redet.

«Im Religiösen kann jeder nur für sich selber sprechen, und für sich selber hat er ein Recht zu sprechen. Seine eigenen Erfahrungen sind genug für ihn selbst, und er kann nicht eigentlich für andere sprechen. Er kann nicht ein Gesetz hinstellen, er kann nur seine eigenen Erfahrungen zu dem gemeinsamen Vorrat von seelischen Tatsachen beitragen. Er weiß, was ihn selbst befriedigt hat und erfüllt; und was ihm wertvoll wurde, kann wahrscheinlich auch andern wertvoll werden. Und gewiß wird man dann auch finden — wenn dem Unterschied der Geister und Redeweisen Rechnung getragen wird —, daß, was einen selbst überzeugt, im allgemeinen auch andere überzeugen kann» (Gramm. 385).

Man könnte aus dieser psychologischen Überlegung die Frage zu erklären suchen, weshalb Newman *keine Systematik der christlichen Frömmigkeit*, kein Schema der Mystik, keine Stufenlehre oder dergleichen kennt, — und noch mehr die Tatsache, daß er gegenüber einem «System» in dieser Hinsicht grundsätzlich Bedenken hegt. Allein die Erklärung dafür ist nur zum Teil in der erwähnten Selbstbegrenzung zu suchen, in welcher er nur Empfundenes darstellen will. Denn wer möchte in Zweifel ziehen, daß z. B. auch Theresa oder Johannes vom Kreuz nur Selbstgelebtes sagen, ohne sich dadurch an einem System oder einer Stufenlehre der Mystik gehindert zu fühlen? Der Grund des mangelnden «Systems» bei Newman muß deshalb anderswo als im bloß Psychologischen gesehen werden. Er liegt zum Teil an der *philosophischen An-*

schauung Newmans, in deren Hintergrund der englische Empirismus steht. Er liebt nicht Allgemeinbegriffe (oder Kollektivbegriffe) wie «der Mensch», «die Menschenseele», «der religiöse Mensch», weil dies in Wahrheit Verallgemeinerungen, Abstraktionen sind, die als solche nicht existieren; denn in der Wirklichkeit kommen jeweils nur Individuen mit mehr oder weniger großer Ähnlichkeit oder Verschiedenheit vor. Verstärkt wird die philosophische Überlegung durch die *biblische Lehre* von den «verschiedenen Gnadengaben». Die Frömmigkeit eines Paulus ist trotz desselben Glaubens und der Gliedschaft im einen mystischen Christus etwas anderes als die des Johannes; und wäre es einem Verfasser der Heiligen Schriften eingefallen, persönliche Erlebnisse darzustellen oder gar einer Selbstdarstellung des persönlichen religiösen Lebens die Bedeutung einer Norm für andere oder für Gläubige insgesamt zuzuschreiben, so wäre damit das Christentum von vornherein in Sekten auseinandergefallen: Soll ein Kephas oder Paulus oder Johannes oder Apollo gelten? (Vgl. 1 Kor 1, 10ff.). Der Geist wirkt in jedem verschieden; und so verschieden sind die Gnadengaben, Berufungen, Führungen durch den einen Geist, so durchaus persönlich ist das Selbsterfaßte und -gelebte auch im größten Heiligen, daß jeder nur ein geringes Teilchen des Mannigfachen darstellt, und daß, wenn auch jeder an seiner Stelle «die Kirche im kleinen» ist, doch erst alle zusammen «die Einheit des Leibes aus vielen Gliedern», «die Fülle Christi», «die Gnade

des Heiligen Geistes», die «Vollendung der ‚Liebe‘» (im Sinne des hl. Ignatius von Antiochien, ad Rom 1) sind. Der Geist weht in jedem, wie er will; du weißt es bei dir selbst nicht, woher er kommt und wohin er geht, und du weißt es noch viel weniger von einem andern oder von den andern, vom «Menschen» überhaupt. Daraus ergibt sich für Newman, weshalb er einem Schema von der Wirksamkeit des göttlichen Geistes in den Menschen, in denen er wohnt, mit Zurückhaltung gegenübersteht und darin nur eine mehr oder weniger getreue Selbstdarstellung sieht — sofern sich einer zutrauen möchte, sich wirklich selbst zu kennen.

Aber auch dies letztere Unterfangen, wenn es bewußt erstrebt würde, setzte ein allzu großes Maß von Selbstbetrachtung, von Reflexion über das eigene Erleben und über die eigene Begnadung im Vergleich mit andern, oder über die gegenwärtige eigene Höhenstufe im Vergleich zur früheren voraus — lauter Dinge, hinter denen Newman zuviel unbewußtes Wichtignehmen des eigenen Selbst, auch zu große Gefahr der heimlichen Selbstbeschönigung wittert, als daß er solches Unterfangen leicht vereinbar gehalten hätte mit der «*Kindlichkeit und Einfalt des Evangeliums*». Der religiöse Mensch schaut auf Gott, nicht auf das eigene Selbst. Unsere eigene Sündhaftigkeit mag ein nützlicher Gegenstand der Selbstbetrachtung sein, unser frommes Erleben nicht. Wie wunderbar *objektiv*, d. h. auf das Gegenständliche gerichtet, ist das liturgische Gebet der Kirche, und wie liebt es Newman ge-

rade um dessentwillen! Das Auge sieht sich nicht selbst, der Betende reflektiert nicht über die Psychologie des Gebetes, der Liebende analysiert nicht den Akt der Liebe. Das gilt für christliche Frömmigkeit nach Newmans Auffassung auf der ganzen Linie: Vom Eintritt des Rechtfertigungsstandes an, der ursächlich an das objektive Heilszeichen des Sakramentes geknüpft ist, während das menschliche Erleben (man nenne es nun Glauben oder Reue oder Liebe oder wie immer) auf die Linie einer bloßen «Bedingung» ohne ursächliche Bedeutung in sich selbst rückt — bis zur Reife der christlichen Vollkommenheit ist der katholische Mensch noch immer genau so auf den «Gegenstand», auf den heilschaffenden Gott, gerichtet und nicht auf das eigene Erlebnis zurückgebogen, um gewissermaßen am eigenen Ich zu saugen. «Da setzt man in der Rechtfertigung seinen Glauben [bzw. in der Mystik sein Erleben Gottes] an Stelle Gottes und Christi; man macht daraus eine Sache, auf die man sich stützt. Der Nachdruck ist eher auf den Glaubensakt als auf den Gegenstand des Glaubens gelegt, eher auf die Tröstung und die bewegende Kraft des göttlichen Wortes als auf dieses selbst. Dann besteht Religion in der Reflexion auf das eigene Selbst statt in der Vergegenwärtigung Christi, nicht einfach im Aufblick zu ihm, sondern in der Vergewisserung, daß man zu ihm aufschauet, nicht in der Göttlichkeit und Erlösungstat Christi, sondern im eigenen Bekehrungserlebnis [bzw. im mystischen Gefühl] (Justif. 325).

Man könnte fragen, wie bei solcher Auffassung eine Aussprache oder Unterweisung über das religiöse Leben des Christen möglich sei? Wir denken: einfach, indem sich Newman in die Lehre der Heiligen Schrift vertieft, besonders in das Vorbild und in die Unterweisungen des Herrn, und dabei mehr aus *unwillkürlicher Inspiration des Herzens* als aus bewußter Selbstdarstellung dasjenige verkündet, was an Glaube, Hoffnung und Liebe in ihm lebendig ist und ihn zu künden drängt. Es ist derselbe Vorgang, der die religiöse Zeugenschaft, die Predigt des Wortes Gottes überhaupt beschwingt, so wie Johannes oder Paulus oder die von ihm hochverehrten Kirchenväter in ihrer Verkündigung Zeugnis gaben von dem, was sie glaubten, hofften und liebten und aus eigener Erfahrung und Beobachtung des Lebens gelernt hatten.

Was Newmans Frömmigkeit und Lehre der Frömmigkeit vor allem bezeichnet, ist die Mischung von *Gottesliebe und Gottesfurcht*: eine religiöse Innigkeit, wie sie für nüchterne Mannesart auch bei Frommen ungewöhnlich ist, und die doch nirgends sich versucht fühlt, an den Schranken der religiösen Ehrfurcht zu rütteln und sich Vertraulichkeiten oder Schwelgereien zu gestatten, als wäre die religiöse Liebe nur ein sublimier Erotismus. Die *Heiligkeit* Gottes steht in seinem Bewußtsein nicht nur am Rande, sondern ist ihm der Nerv der Gottesverehrung und der christlichen Frömmigkeit. Und wenn auch der heilige Gott der Liebende ist, so ist seine Liebe eine solche, aus welcher die Strenge

des Richters nicht herausgebrochen werden kann. — Kein Zweifel, daß Newman die Lehre der Bibel richtig gesehen hat. Wenn er aber das Gebot der geschöpflichen Ehrfurchtsdistanz mit gewissem *Nachdruck* betont, so hat er dabei nicht so sehr fromme Menschen im Auge, sondern die Menge der «auch-noch-religiösen» Weltbürger. Das leichte Gerede vom «lieben Gott» im Munde von Weltseligen und Profanen hat sein Gefühl für das Numinose, für den «heiligen Gott», zum schärfsten Widerspruch herausgefordert, weil die Propheten der «ungemischten göttlichen Liebe» nicht einmal ahnen, wie sehr sie als vermeintliche Freunde und Hausgenossen zu Feinden werden oder den Feinden des christlichen Namens Vorschub leisten.

Aber auch von dieser Frontstellung gegen den liberalen Zeitgeist abgesehen, ist Newmans Abrechnung mit der liebenswürdig-optimistischen Vermenschlichung Gottes wohl geeignet, uns *Heutigen* etwas zu sagen, die wir das Geheimnis der Gerichte Gottes im Weltlauf ahnen können. Und noch etwas: wohl jedem besinnlichen Betrachter der religiösen Verkündigung im letzten Jahrhundert (und darüber hinaus) drängt sich eine gewisse Befürchtung auf, es möchte jene «Verniedlichung des Heiligen», die sich im volkstümlichen religiösen Kunst- und Erbauungsbetrieb verbreitet hat, nicht leicht mit der Würde des christlichen Charakters vereinbar und auch zur Vermittlung des Religiösen bei Gutgesinnten nicht sehr geeignet sein. Wenn Newman demgegenüber zu größerer Ehrfurcht

mahnt, so hängt das gewiß zum Teil mit seiner persönlichen Art zusammen, die ihre Grundstimmung von der Gotteserfahrung seiner Jugendjahre erhalten hatte und an Pascals Ernst erinnert. Und insofern kann man die Einschränkung geltend machen, daß immerhin «viele Wohnungen im Hause des Vaters sind» und daß das Recht des einen nicht ohne weiteres Pflicht für die Weise des anderen ist. Aber das Leitmotiv Newmans von der *Erhabenheit* Gottes über noch so gut gemeinten Vermenschlichungen und von der *Anbetung* als Grundlage der Gottesverehrung gehört zu jenen Wesenszügen des Christentums und der religiösen Erziehung, die, unabhängig von jeder Eigenart, zu jeder Zeit und für jede asketisch-mystische Schule ihre Geltung haben. Darum rechnen wir Newmans Predigt von der Gerechtigkeit Gottes in der Liebe Gottes — bzw. von der Furcht in der Liebe des Anbeters — zu seinen unvergeßlichen Leistungen als religiöser Erzieher.

Der aufmerksame Leser wird allerdings leicht erkennen, daß in dem vorliegenden Bändchen von Newmans Lehre über die christliche Heiligung fast nur jene Kapitel zur Darstellung kommen, die den *menschlichen Anteil* am Werk des Heils (das «opus operantis») betreffen — einfach deshalb, weil die liturgisch-sakramentale Seite im größeren Newmanwerk über die Kirche¹ schon vorweggenommen ist; und es ist

¹ Kardinal J. H. Newman, Die Kirche, I-II. Herausg. Otto Karrer. Verlag Benziger, Einsiedeln, 1945/6.

klar, daß damit manches Erhebende und Tröstliche in den folgenden Texten fehlt. Aber die Grundstimmung Newmans wird dadurch kaum beeinträchtigt. Denn so hoch er die heilige Eucharistie oder die sakramentale Buße als Quellen der seelischen Kraft und Tröstung würdigt, so kehrt doch auch in solchen Zusammenhängen seine typische Grundhaltung oder Forderung wieder: «Dem Heiligen läßt sich nur mit Huldigung nahen» (Oxf. Univ. Sermon 10: 198); Anbetung, Ehrfurcht, «Furcht in der Liebe» können auch in der höchsten Begnadung nicht zurückgelassen werden: sie bezeichnen das Religiöse schlechthin durch alle Stufen, angefangen von der Zerknirschung des Zöllners bis zum ewigen Lobpreis der Cherubim und Seraphim.

Im übrigen mögen die Hauptgedanken Newmans für sich selber sprechen. Auch seine *jen-seitige* Lebensstimmung, von E. Przywara in seiner Einführung zu «Newman, Christentum¹» ausführlich behandelt und im letzten Kapitel meines erwähnten Newman-Werkes in Texten dargestellt², bedarf einer näheren Erklärung nicht mehr. Um seine Aussprache über das innere Leben in ihrem Rahmen oder besser: in ihrem Zusammenhang mit der Dogmatik aufzuweisen, wären seine Texte über die Gegenwart Christi durch den Heiligen Geist in den Herzen der

¹ J. H. Newman, Christentum, Herausg. E. Przywara — O. Karrer. I-VIII. Freiburg, Herder, 1922. («Newmans Seele», IV. 3-10).

² «Dem himmlischen Sion entgegen», in «Newman, Die Kirche» II. 406-428.

Gläubigen vor auszulesen¹. Wer auf die *Quellenangaben* achtet, wird bemerken, daß die meisten der folgenden Texte aus der anglikanischen Periode Newmans stammen. Das mag uns eine Erinnerung an die Gegenwart des göttlichen Geistes auch in jenen gläubigen Menschen sein, deren Form noch nicht restlos in die der Mutterkirche eingegangen, aber in allem, was sie richtig glauben und leben, Geist von ihrem Geiste und Fleisch von ihrem Fleische ist. Auch ist zu bemerken, daß Newman selbst diese Stücke in der katholischen Zeit ohne Änderung neu aufgelegt hat, und mit Recht, weil sein Denken und religiöses Leben von je in der vorreformatorischen Kirche beheimatet war. Auch hat er dieselben Themen in der katholischen Zeit im gleichen Geiste neu behandelt, ohne freilich noch die gleiche Sorgfalt auf ihre Niederschrift verwenden zu können (siehe seine Skizzen in den «Sermon Notes»²). Dafür ist der Hauptteil seiner katholischen «Meditations and Devotions» mitaufgenommen, die in der anglikanischen Periode nichts Entsprechendes haben.

¹ Ebenda I. 146ff.

² Sermon Notes (Predigtnotizen, Entwürfe) of J. H. Card. Newman, 1849/1878, ed. by Fathers of the Birmingham Oratory. 1914 Longmans, London.

I DER GÖTTLICHE RUF

GOTT UND SEELE

Jede menschliche Seele, die auf Erden ist oder war, hat ihr eigenes Dasein, und zwar in Ewigkeit, nicht nur in dieser Zeit, in der unsichtbaren, nicht nur in der sichtbaren Welt, und nicht nur während ihres sterblichen Lebens, sondern von der Stunde ihrer Erschaffung an für immer, mag sie nun einem stofflichen Leibe noch zugehören oder nicht.

Nichts ist schwieriger, als uns lebendig zu vergegenwärtigen, daß jeder Mensch eine besondere Seele hat, daß jeder einzelne von all den Millionen, die leben oder je gelebt haben, ein in sich geschlossenes, selbständiges Wesen ist, als wäre sonst niemand auf der ganzen Welt als dieses. Um zu erläutern, was ich meine: Wird wohl der Befehlshaber eines Heeres tief davon durchdrungen sein, wenn er eine Abteilung auf ein gefährliches Unternehmen schickt? Ich will nicht sagen, er tue unrecht, indem er sie ausschickt; es handelt sich bloß um die Tatsache selbst. Stellt ihr euch vor, es werde ein solcher im allgemeinen sich gegenwärtig halten, daß jeder von diesen armen Menschen eine Seele hat, eine Seele, ihm selbst so lieb und so kostbar in ihrem Wesen wie die seine? Oder wird er nicht dazu neigen, die Mannschaft als ein Kollektiv, als eine Masse oder als Teil einer Gesamtheit zu betrachten, als wären es nur Räder oder

Stahlfedern in einem Triebwerk, so daß er wohl mit dem Ganzen als etwas besonderem rechnet, aber nicht mit dem einzelnen, aus denen jedes besteht?

Das Beispiel wird veranschaulichen, was ich meine, und wie sehr uns alle die Bemerkung angeht, wir verstünden nicht recht die Lehre von der Persönlichkeit des Einzelnen, von dem besonderen Wert jeder Menschenseele. Wir sehen die Menschen als Masse, wie wir die Steine eines Gebäudes zusammensehen. Erwäge nur, wie wir gemeinhin Geschichte, Politik, Handel und dergleichen auffassen, und du wirst gestehen müssen, daß ich die Wahrheit sage. Wir reden von nationaler Größe, und was wollen wir damit sagen? Was in Wirklichkeit damit gesagt ist, ist doch dies: eine bestimmte Anzahl unsterblicher Wesen befindet sich für einige Jahre unter solchen Verhältnissen, daß sie zusammenwirken und in einem solchen Verhältnis zueinander stehen, daß sie auf die Welt im ganzen einwirken können, Einfluß auf sie gewinnen, Macht und Wohlstand erlangen, als ein Ganzes erscheinen, als ein Ganzes gelten und als ein Ganzes behandelt werden. Sie scheinen für kurze Zeit etwas Einheitliches zu sein, und weil wir gewohnt sind, nach dem Sinneseindruck zu leben, sehen wir sie als eine Einheit an und lassen die Vorstellung beiseite, daß sie noch irgendetwas anderes sein könnten; und wenn dieser oder jener stirbt, so vergessen wir, daß es sich um den Übergang von unsterblichen Einzelwesen in einen unsichtbaren Zustand han-

delt, daß das Ganze [die «Menschheit», das «Volk»], das der Erscheinung zugehört, eben *nur* Erscheinung ist und daß das Reale die Teile [die Einzelseelen] sind, aus denen sich das Ganze zusammensetzt. Nein, wir denken an nichts von alledem, und obschon immer neue und neue Menschen sterben und immer neue und neue Menschen geboren werden, so daß sich das Ganze fortwährend ändert, vergessen wir alles, was verschwindet, und geben uns keine Rechenschaft von dem neu Hinzukommenden. Wir denken nach wie vor, dieses Ganze, was wir Nation nennen, sei immer ein und dasselbe, und die Einzelnen, die da kommen und gehen, hätten nur Dasein in diesem Ganzen und nur für dieses und seien nur wie die Körner eines Haufens oder die Blätter eines Baumes.

Oder überblicken wir eine volkreiche Stadt, wie da die Menge durch die Straßen drängt, die einen zu Fuß, die andern zu Wagen, vorbei an gefüllten Läden und dichtbesetzten Häusern. Allenthalben ist volles Leben. Daher die allgemeine Vorstellung von Glanz und Pracht, von Wohlhabenheit und Fülle der Kraft. Aber was ist die Wahrheit? Daß jedes Wesen in diesem Wirbel etwas für sich ist, mit seinem eigenen Mittelpunkt, und daß alles, was den einzelnen umgibt, nur Schatten sind, «eitle Schatten», zwischen denen «er hinget und sich vergeblich sorgt» [Pred. 4, 4]. Jeder hat seine eigenen Hoffnungen und Befürchtungen, seine Wünsche, Gedanken, Ziele; er ist sich selbst alles, und alle anderen sind für ihn nichts. Niemand außer

ihm kann ihn eigentlich berühren, keiner seine Seele berühren, sein unsterbliches Wesen: er muß in alle Ewigkeit bei sich selbst sein, er trägt in sich eine unergründliche Tiefe, einen endlosen Abgrund des Seins. Das Schauspiel, in dem er für eine kurze Weile seine Rolle spielt, ist nur wie der flüchtige Sonnenstrahl auf der Bühne. Wenn wir in der Geschichte lesen, begegnen wir Berichten von großen Schlächtereien, Massenmorden, Pestseuchen, Hungersnöten, Bränden usf., und auch hier, und hier besonders, sind wir gewohnt, ganze Volksmassen wie Einzelwesen zu betrachten und es kommt uns gar nicht in den Sinn, daß es sich jeweils um eine Vielheit von unsterblichen Seelen handelt.

Ich sage: *unsterbliche* Seelen. Denn jeder einzelne in diesen Massen *hatte* nicht bloß eine Seele, solange er auf Erden war, nein, er *hat* sie noch, eine Seele, die nur zu ihrer Zeit zu Gott heimging, der sie gab, und sie hört nicht auf zu sein, sondern lebt nun bei Gott. All die Millionen und Abermillionen menschlicher Wesen, die nacheinander den Boden der Erde betraten und ihr Auge zum Licht der Sonne erhoben, sind alle noch gegenwärtig im Dasein. Mir scheint, wir sind von dieser Tatsache nicht hinlänglich durchdrungen — ihr werdet dies zugeben. Von jenen Bewohnern Kanaans, die von den Söhnen Israels erschlagen wurden, sind zur Stunde alle noch irgendwo im All, wo ihnen Gott ihre Stelle zugewiesen hat. Jeder von ihnen lebt noch, jeder von ihnen hatte hienieden seine

eigenen Gedanken und Gefühle und hat solche noch. Sie alle hatten ihre Freuden und ihre Geschäfte, erwarben sich, was ihnen gefiel, und freuten sich dessen — und wahrlich, noch leben sie irgendwo, und was sie damals im Fleische taten, war von Einfluß auf ihr jetziges Los. Sie leben. Sie sehen dem Tag entgegen, an dem alle Völker vor Gott versammelt sein werden. Und so ist es mit allen, deren Namen wir auf den Grabsteinen in Kirchen und Friedhöfen lesen; mit den Autoren, auf deren Namen und Werke wir in Bibliotheken stoßen; mit jenen Meistern, die nah und fern die mächtigen Bauwerke errichteten, die einmal als Weltwunder galten. Sie alle sind noch vor Gottes Augen, sie alle leben.

Und dasselbe gilt von all denen, die wir selber einmal sahen und die an uns vorübergegangen sind. Ich rede jetzt nicht von denen, die wir näher kannten und die wir liebten: *sie* können wir nicht vergessen, sie können unserem Gedächtnis nicht entschwinden; ich spreche von allen, die wir überhaupt jemals gesehen haben. Und auch von ihnen gilt, daß sie leben. Wo, das wissen wir nicht; aber sie leben. Wir erinnern uns, vielleicht als Kinder einen bestimmten Menschen gesehen zu haben, und es kommt uns heute fast wie ein Traum vor, daß wir ihn sahen, wie ein Geschehnis, das aufscheint und vorüber ist, gleich jenen Phänomenen des Augenblicks, die alsbald wieder vergehen, so wie Regen fällt und wie Sturm wütet und nur für eine Weile da sind, solange es regnet und stürmt, ohne Substanz in sich zu haben. Wenn wir aber

ein Kind Adams auch nur ein einziges Mal gesehen haben, so haben wir ein unsterbliches Wesen gesehen. Es ist nicht hingegangen wie Wind und Sonnenschein; es lebt, und es lebt in diesem Augenblick, sei es an einem Ort des Segens, sei es an einer Stätte des Elends.

Wir müssen wohl zugestehen, wir seien mit solchen Gedankengängen nicht sehr vertraut; aber niemand wird sagen können, sie seien unwirklich. Und all die Seelen, die je auf Erden waren, sind, wie angedeutet, in einem der beiden Zustände, die voneinander so sehr verschieden sind, daß auf dem einen Gottes Wohlgefallen, auf dem andern Gottes Zorn ruht; der eine ist der Weg zur ewigen Seligkeit, der andere zum ewigen Unheil. Das gilt von den Toten wie von den Lebenden. Alle gehen den einen oder anderen Weg. Und doch, so sehr alle Menschen einander ähnlich sehen, und so unmöglich wir sagen könnten, wie es mit einem jeden in Gottes Augen bestellt ist: es gibt zwei verschiedene und nur diese beiden Menschenklassen. Sie sind in ihren Grundrichtungen, sowohl was ihren inneren Zustand wie ihr äußeres Los betrifft, so weit voneinander verschieden wie Licht und Finsternis. Das gilt selbst von denen, die noch im Fleische wandeln, weit mehr von denen, die bereits in die unsichtbare Welt hinübergegangen sind.

Wahrlich, kein Gedanke kann so überwältigen wir der, daß alle, die leben und je gelebt haben, für ein endloses Heil oder Unheil bestimmt sind. Der Gedanke ist fast zu gewaltig,

als daß wir ihn fassen könnten. Er übersteigt gewiß unsere Vorstellungskraft, daß alle, die nun als Bekannte, Freunde, Kameraden, Nachbarn zusammenleben, die einander nahestehen und sich vertraut sind, die in steter Wechselwirkung von Geist zu Geist, von Willen zu Wille, von Tat zu Tat in einem allgemeinen Austausch begriffen sind – bei all dem durch einen abgrundtiefen, unsichtbaren Gegensatz voneinander getrennt sind, der sie in zwei Gruppen scheidet – durch einen Abgrund, der gottlob noch überbrückbar ist, solange wir hienieden leben, bis wir in die jenseitige Welt eintreten, durch einen wirklichen Abgrund jedoch, so daß ein jeder, den wir sehen, vor Gottes untrüglichen Auge entweder auf dieser oder jener Seite steht und in dem Augenblick, da er durch Gottes Ratschluß plötzlich von diesem Schauplatz abgerufen wird, sich allsogleich in dem Zustand des Segens oder der Qual findet. Gerade dies sagt unser Herr vom Gerichtstag: «Von zweien, die da auf dem Felde sind, wird der eine aufgenommen, der andere bleibt zurück; von zwei Frauen, die an der Mühle mahlen, wird die eine aufgenommen, die andere bleibt zurück» [Mt 24, 40f.].

Welch ein Segen wäre es, wenn wir dies recht beherzigen würden! Welchen Umschwung würde es in unserem Denken hervorrufen, sofern wir nicht sehr verstockt sind, wenn wir uns gegenwärtig halten wollten, was wir sind, und wo: verantwortliche Wesen in einer Zeit der Prüfung, mit Gott zum Freunde und mit einem

bösen Feind, und bereits ein gutes Stück unterwegs zum Himmel oder zum Verderben. Suchen wir also ernstlich zu verstehen, meine Brüder, was es heißt, eine unsterbliche Seele haben, und bitten wir Gott, er möge uns das Verständnis dafür aufschließen. Suchen wir ernstlich unsere Gedanken und Meinungen von dem Sichtbaren zu lösen, um die Dinge so anzusehen, wie Gott sie sieht, und so darüber zu denken, wie Gott darüber denkt. Nur wenige Jahre, und wir werden sehen und greifen, was wir jetzt zu glauben gerufen sind. Was werden wir dann über die Welt denken, die wir verlassen haben! Wie geringfügig werden uns dann die kühnsten Träume, wie nichtig die berauschendsten Vergnügen im Vergleich zum ewigen Ziele sein! PPS IV. 6: 80/92; vgl. Dreves 169 ff. (27. März 1836).

DAS HÖCHSTE GUT

Von Geburt aus sind wir in einem Stande des Mangels. Es fehlt uns etwas. Wir besitzen nicht alles, was zur Vollendung unserer Natur vonnöten ist. Wie der Leib für sich allein nicht etwas Vollständiges ist, sondern der Seele bedarf, um sinnvoll zu sein, so hat auch die Seele Fähigkeiten und Strebungen, die ihres eigentlichen Sinnes, ihres Gegenstandes und Zieles entbehren, solange nicht Gott in ihr gegenwärtig und sie seiner inne geworden ist.

Das ist von Geburt aus unser Los. Die Schrift spricht davon in mannigfachen Bildern. Sie

spricht oft von der Blindheit der menschlichen Natur oder von ihrem natürlichen Hunger oder von der Nacktheit unseres angeborenen Wesens; sie spricht vom göttlichen Geist als Licht, Heil, Speise, Wärme, Kleid usf., um uns zu sagen, daß es einen angeborenen Stand für uns gibt, und wie dankbar wir sein sollen, wenn uns Gott in einen neuen Stand erhoben hat. Sie sagt z. B.: «Du sprichst: ich bin reich und hochgekommen und brauche nichts – und du weißt nicht, daß du elend und arm und bemitleidenswert, blind und nackt bist. Ich rate dir, kaufe von mir Gold, in Feuer geläutert, damit du reich wirst, und weiße Gewänder, damit man die Schmach deiner Blöße nicht sieht, und Salbe für deine Augen, damit du sehend wirst» (Geh Offb 3, 17f.). Und wieder: «Gott läßt aus Finsternis Licht erstrahlen; er leuchtet in unsere Herzen, damit ihnen das Licht der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Antlitz Jesu Christi aufgehe» (2 Kor 4, 6)..., und «Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird nicht mehr dürsten in Ewigkeit; das Wasser, das ich ihm geben werde, wird ihm zur Quelle werden, die ins ewige Leben überströmt» (Joh 4, 14); und beim Psalmisten: «Sie werden trunken werden vom Überfluß deines Hauses, du wirst sie im Strom der Freude tränken» (Ps 35, 9)... «Ich erquickte die matt gewordene Seele, und jedem hungernden Herzen bin ich Genüge» (Jer 31, 35).

Man kann die Lehre, die in diesen Stellen enthalten ist, füglich so ausdrücken: die Menschen-

seele ist für die Anschauung Gottes geschaffen, und dieses erhabene Schauen, nichts anderes, ist ihr tiefstes Glück. Alles, was sie im übrigen besitzen kann, vermag sie nicht zu stillen, bis Gott ihr seine Gegenwart schenkt und sie in seinem Lichte lebt. .

Das Glück der Seele besteht in den Schwingungen des Herzens. Nicht in Sinnesfreuden, noch in äußerer Tätigkeit, Erregung, Selbstgefühl, Machtbewußtsein, Kenntnissen — in all dem liegt unsere Seligkeit nicht, sondern darin, daß unser Gemüt in Bewegung und in lebendiger Beziehung auf das Ziel der Erfüllung ist. Gleich wie Hunger und Durst, Tastempfindung, Gehör, Geschmack dazu dienen, unserem irdischen Wesen Befriedigung zu vermitteln, so sind die Gemütsbewegungen die Freudenquellen unserer geistigen Seele. Sind sie in günstigem Ablauf begriffen, so ist die Seele glücklich; bleiben sie unbefriedigt oder werden sie erstickt, ist sie unglücklich. Darin besteht unser wirkliches Glück. Nicht zu wissen, zu streben und immer weiter zu streben, kann die Seele erfüllen, sondern zu lieben, zu vertrauen, zu jubeln, zu bewundern, anzubeten. Unsere wirkliche, wahre Glückseligkeit liegt im Besitz der Werte, die unser Herz erfüllen und zur Ruhe bringen.

Ist dies wahr, so ergibt sich sogleich daraus das andere: daß nämlich einzig die Geborgenheit unseres Geistes bei Gott, und nichts weniger, das Glück des Menschen ausmacht. Denn gibt es auch sonst noch vieles, was als Ziel der

Erkenntnis, als Antrieb der Tätigkeit oder als Anreiz dient — das Gemüt verlangt etwas Größeres und Bleibenderes als geschaffene Werte. Was neu und ungewohnt ist, kann erregen, aber nicht tiefer bewegen; das Angenehme oder Nützliche löst nicht Staunen, das eigene Selbst nicht Ehrfurcht, das bloße Wissen nicht Liebe aus. Nur der ist dem Menschenherzen Genüge, der es geschaffen hat.

Natürlich behaupte ich nicht, nur der allmächtige Schöpfer könne unsere Liebe, unsere Ehrfurcht, unser Vertrauen ansprechen und erwidern; auch zwischen Menschen kann solches stattfinden. Zweifellos kann ein Mensch seines Mitmenschen Liebe finden und sie in gewissem Maße erwidern; und es ist sogar eine erhabene Pflicht, eines der beiden Hauptgebote der Religion, dem Mitmenschen solche Gesinnung entgegenzubringen. Aber nicht davon rede ich hier, was wir können oder sollen, sondern davon, worin unsere Seligkeit besteht. Und es ist gar kein Zweifel: so sehr die Nächstenliebe, die Liebe zu allen Menschen, die eine Seite unserer religiösen Aufgabe darstellt, so kann sie doch nicht, für sich allein betätigt (wenn solches möglich wäre, was es in Wahrheit gar nicht ist), unsere seelische Erfüllung auch nur zum Teil bedeuten — von anderem abgesehen, schon deshalb nicht, weil unser Herz etwas Bleibenderes und Wandelloseres verlangt, als es ein Mensch dem anderen sein kann. Wir gewinnen für eine Zeit lang viel durch Gefährtschaft miteinander; es ist Erquickung für uns, wie frischer Lufthauch

dem Ermattenden oder Speise und Trank dem Hungernden oder Tränenstrom dem bedrückten Herzen. Es ist ein süßer Trost, wenn wir jemand haben, dem wir Vertrauen schenken können; ein Trost, jemand zu haben, von dem wir Mitgefühl erwarten dürfen. Die Liebe zu Heim und Familie ist in dieser und jener Weise den meisten genug, um ihnen dieses Leben erträglich zu machen, was es sonst nicht wäre. — Dennoch, schließlich bedarf unser Gemüt etwas mehr, um in Schwingung zu bleiben. Es verlangt nach etwas, was beständig ist. Sterben nicht alle Menschen? Werden sie uns nicht weggenommen, sind sie nicht hinfällig wie das Gras des Feldes? Wir fühlen uns nicht zu vernunftlosen Dingen hingezogen, weil sie nicht in sich selbst Bestand haben; wir hängen unser Herz nicht an Sonne, Mond und Sterne oder an diese reiche und schöne Erde: denn alles Stoffliche sinkt zu nichts und schwindet wie Tag und Nacht dahin. Auch der Mensch, obschon Träger geistigen Lebens, ist selbst in seinen besten Stunden Gebrechlichkeit. Wenn unser Glück in den Schwingungen von Liebe und Gegenliebe besteht, so kann «der Mensch, vom Weibe geboren» [Job 14, 1], nicht unser wahres Glück sein. Denn wie kann er dem andern Halt sein, der selbst «nicht in seinem Stande beharrt?» [Job 14, 2].

Es gibt jedoch noch einen anderen Grund, weshalb Gott allein die Seligkeit unserer Seele sein kann, und auf diesen möchte ich vor allem hinweisen: Ihn zu betrachten, und dies allein, ist vollkommen imstande, unsern Geist zu er-

schließen und zu erquicken, unser Herz zu fesseln, anzuziehen und zu stillen. Geschaffenes können wir wohl mit großer Inbrunst lieben, aber wenn solche Liebe nicht mit der Liebe zum Schöpfer verbunden ist, so ist sie wie der Strom, der in ein enges Bett gezwängt ist, reißend, heftig, unruhig. Unser Herz ergießt sich dann gleichsam nur durch ein Tor, und es ist nicht Weitung des ganzen Menschen. Geschaffenes kann unser Herz nicht bis zur Tiefe erschließen, vermag nicht die tausend geistigen Sinne auszulösen, die uns eigen sind, und durch die wir in Wahrheit leben. Nur die Gegenwart unseres Schöpfers kann in uns eingehen; nichts sonst vermag das ganze Gemüt, die Seele mit allen Fasern ihres Denkens und Empfindens aus sich herauszuholen, daß sie sich hingibt. «Siehe», spricht der Herr, «ich stehe vor der Türe und klopfe; wenn jemand meine Stimme hört und mir auftritt, will ich zu ihm einkehren und mit ihm Mahl halten, und er mit mir» (Geh Offb 3, 20). . «Gott ist größer als unser Herz und weiß alles» (1 Joh 3, 20).

Dieses Erleben eines vollen und vorbehaltlosen Vertrauens und Zueinanderseins beruhigt und schenkt Geborgenheit denen, welchen es zuteil wird. Wir wissen, daß auch unsere nächsten Freunde nur in gewissem Maße bei uns daheim sind und nur zu gewissen Zeiten Zwiesprache mit uns halten, und nur das Bewußtsein einer vollkommenen und bleibenden Gegenwart kann das Herz offenhalten. Nimm ihm den Halt, in dem es ruht, und es sinkt in seinen

Zustand von Verslossenheit und Beklommenheit zurück, und in dem Maße, wie es auf flüchtige Zeiten oder auf begrenzte Neigungen beschränkt ist, ist es gedrückt und unglücklich. Ist es nicht allzu kühn, so möchte ich sagen: der Unendliche allein kann das Maß des menschlichen Herzens sein. Er allein kann diesem geheimnisvollen Gewoge der Gefühle und Gedanken in unserem Innern ihre Beziehung geben. «Kein Geschöpf ist vor ihm verborgen, sondern alles liegt bloß und offen vor seinem Auge, dem wir Rechenschaft geben müssen» (Hbr 4, 13).

‡ Das ist gemeint, wenn wir vom Frieden eines guten Gewissens sprechen. Es ist das stete Empfinden, daß unser Herz vor Gott offen liegt, und ist der Wunsch, daß es ihm offen stehe. Es ist das Vertrauen zu ihm, aus dem Gefühl, daß nichts in uns ist, dessen wir uns schämen oder weshalb wir erschrecken müßten. — Du könntest einwenden, kein Mensch auf Erden sei in solchem Stande, denn wir haben alle gesündigt und sündigen täglich. Das stimmt; wir können gewiß nicht das alldurchdringende Auge Gottes ertragen, wir können nicht gleichsam in unmittelbare Berührung mit seiner Gegenwart kommen, ohne daß etwas dazwischen wäre, ein Mittel des wechselseitigen Zueinanders. Aber einmal läßt jenes Vertrauen in verschiedenen Menschen verschiedene Grade zu, wenn es auch vollendet in keinem vorkommt; und dann hat Gott, wie wir wissen, in seiner großen Barmherzigkeit uns geoffenbart, daß ein Mittler zwischen

ihm und der sündigen Seele ist . . . , und in dem Maße, wie jemand «in Christus ist», wie die Schrift sagt [Röm 6, 11 usf.], und er also Gott nicht Auge in Auge gegenübersteht, sondern «in Christus» und «durch ihn», kann er es wagen, sein Herz Gott auszubreiten und zu wünschen, es möchte ihm offenliegen . . .

Vielleicht war es ein ähnliches Gefühl, aus dem Hagar die Worte sprach: «Du, o Gott, siehst mich.» [Gen 16, 13]. Aus diesem Empfinden mag David die Worte gesprochen haben: «Prüfe mich, Herr, versuche mich, durchglühe mir Nieren und Herz» (Ps 25, 2) . . . Besonders haben diese Gedanken in den Schriften des hl. Paulus Ausdruck gefunden; ihm war es offenbar ein inniges Bedürfnis, sein Inneres Gott zu erschließen, es vor seinem allschauenden Auge auszubreiten und auf seine Einkehr bei sich zu harren, mit anderen Worten, in der beglückenden Erfahrung des guten Gewissens zu leben: «Ich bin mit vollkommen gutem Gewissen vor Gott gewandelt bis auf den heutigen Tag» (Apg 23, 1) . . . «Das ist unser Ruhm, das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfalt des Herzens und Aufrichtigkeit vor Gott, nicht mit irdischer Weisheit, sondern in der Gnade Gottes hienieden gewandelt sind, ganz besonders bei euch» (2 Kor 1, 12) . . . Anscheinend ist der Gedanke des Apostels ein ähnlicher, wenn er vom «Zeugnis des Geistes» redet; er meint wohl damit die Genugtuung und innere Ruhe, welche die Seele in dem Maße erfährt, wie sie imstande ist, sich ganz Gott hinzugeben, und kein Ver-

langen, kein Ziel hat, als ihm zu gefallen. . . Das ist jener überreiche Friede, den eben nur Gott zu schenken vermag. In dem Maße, wie wir uns von der Liebe zur Welt gelöst haben und dem Geschöpflichen abgestorben sind, in dem Maße, wie wir wiedergeboren sind aus dem Geiste für die Liebe unseres Schöpfers und Herrn, schließt diese Liebe, indem sie unser Herz erfüllt, ein besonderes Selbstbewußtsein ein: «Der Geist gibt unserem Geiste Zeugnis», sagt der Apostel, «daß wir Kinder Gottes sind» (Röm 8, 16). . .

So besteht unser Glück in der inneren Anschauung Gottes; denn sie allein ist imstande, uns immer und überallhin zu begleiten, weil nur Gott uns immer und überall gegenwärtig sein kann. . . Die Empfindung der Gegenwart Gottes ist aber nicht bloß der Grund für den Frieden eines guten Gewissens, sondern auch für den Frieden, der aus der Reue quillt. Auf den ersten Blick könnte es sonderbar scheinen, wieso die Reue etwas mit Trost und Freude zu tun habe. Aber das Evangelium verheißt uns, es werde alle Trauer in Freude verwandelt; es macht, daß wir in Untrost, Schwachheit und Erniedrigung froh werden. «Wir rühmen uns der Trübsal, weil die Liebe Gottes in unser Herz ausgegossen ist durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ward» (Röm 5, 3ff.). . . Gibt es einen Schmerz, der ungemischtes Elend scheint, und ist für Elend im Zeichen des Evangeliums noch Raum gelassen, so müßte es die erwachende Einsicht sein, daß wir die Gnade Gottes mißbraucht haben. Und gäbe es eine Zeit, in der

die Gegenwart Gottes anscheinend unerträglich wäre, so müßte es der Augenblick sein, in dem uns das lebhafteste Bewußtsein überkommt, daß wir uns undankbar gegen ihn aufgelehnt haben. Und doch ist echte Reue nur möglich im Gedanken an Gott: sie denkt an Gott, weil sie ihn sucht, und sie sucht ihn, weil sie von Liebe ergriffen ist. Auch der Schmerz hat eine Süße, wenn Liebe in ihm ist. . .

Ganz anders die Gewissensqual, oder was der Apostel «die Traurigkeit der Welt» nennt; sie «wirkt den Tod» [2 Kor 7, 10]. Statt zur Quelle des Lichtes zu kommen, zum «Gott alles Trostes» [2 Kor 1, 13], verzehren sich die Gequälten in ihren eigenen Gedanken und haben keinen Vertrauten ihrer Schmerzen; sie entlasten sich niemand gegenüber. Gott *wollen* sie kein Bekenntnis ablegen, der Welt *können* sie's nicht: die will es nicht hören; sie kann Genossin, doch nicht Vertraute sein; sie kann uns nicht nahe kommen, uns nicht beistehen, nicht trösten. Das ist des Menschen Los, solange er der Welt lebt, es sei in Freuden oder in Schmerzen. Da sind wir in uns selbst eingesperrt und darum elend. . . Wir müssen uns selbst entrinnen und zu etwas Höherem flüchten; und so sehr wir es anders wünschten und uns Götzen gewinnen möchten: nichts als die Gegenwart Gottes kann uns Geborgenheit geben. Alles andere ist entweder ein Spott oder nur ein Auskunftsmittel für eine Weile und in gewissem Maße.

Wie elend ist darum der Mensch, der nicht praktisch um diese große Wahrheit weiß! Jahr

um Jahr wird er unglücklicher sein, um schließlich in ein Übermaß von Weh zu versinken, wenn er aus dieser Welt der Schatten in jenes Reich eintritt, wo alles *wirklich* ist. . Das Leben vergeht, Reichtum entflieht, Volksgunst ist launenhaft, die Sinne altern, die Welt ist Wandlung, die Freunde sterben – Einer allein ist beständig, Einer allein ist uns treu, Einer allein kann treu sein, Einer allein kann uns alles sein, Einer allein unsere Nöte stillen, Einer allein uns zu wahrer Entfaltung führen, Einer allein dieser verwirrenden Vielfalt unseres Wesens Sinn verleihen, Einer allein uns Einklang mit uns selber und Frieden geben, Einer allein uns formen und zu eigen haben. . Es ist nicht die Frage, ob er uns annehmen wird: ja, wir vertrauen, er wird uns ungeachtet unserer Sünden noch annehmen, einen jeden von uns, wenn wir in aufrichtiger Liebe und heiliger Furcht sein Antlitz suchen.

Laßt uns denn das Unsere tun, wie er das Seine getan hat und mehr. Laßt uns mit dem Psalmisten sprechen: «Was habe ich im Himmel außer Dir, und was suche ich auf Erden als Dich? Mein Fleisch und mein Herz sinkt hin – Du aber, Gott, bist der Gott meines Herzens, mein Anteil für ewig (Ps 72, 25f.).

PPS V. 22: 314/326; vgl. Dreves 461ff. (9. Juni 1839).

GOTT FÜHRT JEDEN

Als Hagar vor ihrer Herrin in die Wüste floh, hatte sie die geheimnisvolle Erscheinung eines Engels, der sie zurückkehren hieß. Zugleich

aber mit diesem unausgesprochenen Verweis für ihre Verzagtheit sprach er zu ihr ein Wort der Verheißung, sie zu ermutigen und sie zu trösten. In dieser Mischung von Beschämung und Freude, die sie empfand, erkannte sie die Gegenwart ihres Schöpfers und Herrn, der sich den Seinen stets in diesem zweifachen Lichte kundgibt: einem strengen, weil er heilig ist, und einem milden, weil er voll überfließender Erbarmung ist. Darum rief sie zu ihm, der sich ihr kundgetan hatte: «Du, o Gott, siehst mich» (Gen 16, 3).

In dieser Lage waren die Menschen vor Christi Ankunft. Sie empfingen zwar bei seltenen Gelegenheiten einen Hinweis auf Gottes Vorsehung für den einzelnen, im großen ganzen aber wußten sie nur von seiner *allgemeinen* Vorsehung, wie sie sich im Laufe der Menschheitsgeschichte spiegelt. In dieser Hinsicht war auch das Alte Testament lückenhaft, obschon es eine Fülle von Zeugnissen für die Wahrheit enthält, daß Gott ein lebendiger, allsehender, allvergeltender ist. Es war lückenhaft im Vergleich zum Evangelium, sofern es noch nicht klar die tatsächliche Beziehung zwischen jeder Menschenseele und ihrem Schöpfer, ganz unabhängig von allem anderen in der Welt, bezeugt. . Im Neuen Bunde aber ist dieses besondere Augenmerk, mit dem Gott einem jeden von uns zugewandt ist, mit aller Deutlichkeit geoffenbart. Der Kirche Christi ist verheißen: «Alle deine Kinder werden vom Herrn belehrt sein, und groß wird die Freude für deine Kinder sein» (Is 54, 13).

Als der ewige Sohn in unserm Fleisch auf Erden erschien, sahen die Menschen ihren unsichtbaren Herrn und Richter; er offenbarte sich nicht mehr bloß im Walten der Naturkräfte oder in dem verschlungenen Lauf der Geschichte der Menschheit, sondern er offenbarte sich wie einer von uns: «Gott, der aus der Finsternis Licht aufgehen ließ, hat auch unsere Herzen erleuchtet, daß uns das Licht der Erkenntnis Gottes im Antlitz Jesu Christi leuchte» (2 Kor 4, 6), also in sichtbarer Gestalt eines persönlichen Einzelwesens. . Es war in gewissem Sinne eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht. .

Doch fällt es uns trotz der evangelischen Offenbarung schwer, den Gedanken der persönlichen Führung Gottes zu fassen. Wenn wir uns dem Strom der Welt überlassen und – gleich andern Menschen im allgemeinen – unsere religiösen Begriffe aus diesen und jenen Eindrücken zusammenlesen, so kommen wir nur zu einem geringen und unwirklichen Verständnis der besonderen Vorsehung. Wir verstehen, daß Gott nach einem großen Weltplan wirkt, aber nur schwer geht uns die wunderbare Wahrheit auf, daß er jeden einzelnen sieht und an jeden einzelnen denkt. ., daß er «unser Gehen und unser Ruhen zugemessen hat und alle unsere Wege erspäht» (Ps 139, 2). Nicht leicht vermögen wir uns die gewaltige Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, daß er in diesem Augenblick alles sieht, was sich bei uns ereignet, und daß nach seinem stillen und unsichtbaren Rat-

schluß der eine fällt, der andere aufsteigt. Wohl nehmen wir teil an den Gebeten der Kirche, an den Fürbitten für die Stände, für die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und so auch für die einzelnen Kranken in der Pfarrgemeinde; desungeachtet sind wir von der Wahrheit des göttlichen Allwissens kaum so lebendig durchdrungen, daß sie uns innerlich gegenwärtig ist. Wir wissen, daß er im Himmel ist, und wir vergessen, daß er auch auf Erden ist. Daher kommt es, daß die Großzahl der Menschen so oberflächlich hinlebt. ., und wir sündigen, weil wir vergessen und nicht wirklich erfaßt haben, daß wir in Gottes Gegenwart sind, oder mit anderen Worten, weil wir nicht innerlich glauben, daß er uns sieht und hört und alles behält, was wir tun.

Das gilt auch von denen, die in eine Prüfung geraten. Die Welt läßt sie im Stich, und sie verzweifeln, weil sie nicht innerlich durchdrungen sind von der liebevollen Gegenwart Gottes. Sie finden keinen Trost in einer Wahrheit, die für sie nur ein frommer Gedanke, aber nicht etwas Wesenhaftes, Wirkliches ist. Darum rief Hagar, als ihr der Engel in der Wüste erschien, zum Herrn: «Du, o Gott, siehst mich»: Auf einmal überkam sie wie etwas Neues die Wahrheit, daß inmitten ihrer Prüfung und ihres Jammers das Auge Gottes auf ihr ruhte. Geradeso ist es heute mit uns. Man spricht wohl im allgemeinen von Gottes Güte, seinem Wohlwollen, seinem Mitleid, seiner Langmut; aber man stellt sich dies vor wie eine Atmosphäre, welche die

Welt umhüllt, oder wie sich das Sonnenlicht über das Ganze legt — nicht wie eine sich stets wiederholende Tätigkeit eines wissenden, lebendigen Geistes, der sich bewußt ist, wem er sich kundgibt, und mit seinem Wirken auf etwas hinzielt. Darum wissen die Menschen, wenn sie in Trübsal geraten, nichts anderes zu sagen als: «Alles ist zum Guten, Gott ist gut» und dergleichen mehr, und davon fällt nur ein frostiger Trost auf ihre Seele, der ihre Leiden nicht mindert. Der Gedanke an den barmherzigen Gott, der jeden persönlich sieht, ist ihnen nicht eine innere Empfindung geworden, und sie können nur an eine *allgemeine* Vorsehung denken, die nach einem universalen Gesetze waltet. Vielleicht bricht dann einmal die wahre Erkenntnis in ihr Erleben ein, wie es bei Hagar war; irgendein Zeichen der persönlichen Nähe Gottes in ihren Trübsalen berührt ihr Herz und bringt ihnen zum Bewußtsein wie nie zuvor, daß Gott sie sieht. Dann sind sie überrascht wie von etwas völlig Neuem — und vielleicht geraten sie jetzt in das andere Extrem, und in demselben Maße, wie sie bisher seelisch abgestumpft waren, sind sie nun von der Einbildung angefochten, sie seien mehr als andere Menschen, sie gehörten zu den besonderen Lieblingen Gottes. . Wären sie mit dem Worte Gottes vertrauter, so wüßten sie: nach der Heiligen Schrift haben alle und jeder einzelne an der persönlichen Liebe Gottes teil.

Für solche, die mit der Heiligen Schrift vertraut sind, wird man kaum lange beweisen müssen, daß die Güte unseres Herrn durch eine

zarte Aufmerksamkeit bezeichnet ist. Es ist dies eine Eigenschaft, welche der Herzlichkeit unter Menschen ihre Vollendung gibt. Bei der gewaltigen Größe und dem verwickelten Aufbau des Weltalls, in welchem der Schöpfer für uns unsichtbar ist, fällt es unserer Vorstellungskraft nicht leicht, der Gottheit etwas derartiges zuzuschreiben, auch wenn unsere Vernunft davon überzeugt ist und wir dementsprechend glauben möchten. Seine Vorsehung bekundet sich in allgemeinen Gesetzen, sie bewegt sich auf den Linien der Wahrheit und Gerechtigkeit, sie kennt kein Ansehen der Person, sie vergilt den Guten wie den Bösen nicht als bestimmten Einzelnen, sondern um ihrer Eigenschaften willen. Wie sollte der Allheilige diesem oder jenem um seiner selbst willen seine Liebe zuwenden, jeden für sich ins Auge fassen, ohne daß es auf Kosten seiner eigenen Vollkommenheiten ginge? Und wäre das höchste Wesen auch ein Gott des reinsten Wohlwollens, wie könnte der Gedanke an ihn jene bezwingende Macht auf unser Gemüt ausüben, welche die Herzlichkeit eines Freundes für uns hat? . . . Aber wie wunderbar und verehrungswürdig ist die Herablassung, mit der er sich zu unserer Armut neigt! Er kommt uns entgegen und hilft uns auf dieselbe Weise, wie er uns erlöst hat: Damit wir verstünden, daß er trotz seiner unendlichen Erhabenheit ein besonderes Wissen und eine besondere Teilnahme für jeden einzelnen übrig hat, ist er in unsere Menschennatur eingegangen und hat unsere Denk- und Empfindungsweise angenommen.

Von dieser wissen wir alle, daß sie solcher persönlichen Zuneigung fähig ist. Indem er selber Mensch wurde, hat er die Bedenklichkeiten und Einwendungen unserer Vernunft mit einemmal abgeschnitten, als wollte er unseren Schwierigkeiten Rechnung tragen und sie dadurch überwinden, daß er sich selbst auf unsern Standpunkt stellte.

Die gewinnendste Eigentümlichkeit in der erbarmungsvollen Liebe unseres Heilands ist die, daß sie sich sozusagen von Zeit und Ort und persönlichen Umständen des einzelnen abhängig macht; mit anderen Worten, es ist ihre lebenswürdige Anpassung. Sie versteht jeden einzelnen jeweils so und nimmt sich seiner gerade auf die Weise an, die ihm persönlich entspricht. . Wir können dies an seinem Umgang mit Lazarus und dessen Schwestern sehen oder an seinem Verhalten gegenüber Petrus vor und nach der Verleugnung oder gegenüber dem Zweifler Thomas oder an seiner Liebe zu seiner Mutter und zu Johannes. Besonders denkwürdig aber ist sein Verhalten gegenüber Judas, dem Verräter. Man spricht davon weniger, und es ließe sich auch denken, wenn es je ein Wesen auf der ganzen Welt gab, das verdient hätte, als hassenswert und verworfen aus seinen Augen verbannt zu werden, so müßte es der gewesen sein, von dem er vorauswußte, daß er ihn verraten werde. Und dennoch erkennen wir, daß sein Blick in mildem Ernst auf diesem Armen ruhte und ihm bis zur Stunde folgte, da er ihn tatsächlich verriet. . Der Eindruck vertieft sich

noch, wenn wir das Verhalten des Herrn gegen Fremde bedenken, die zu ihm kamen. So heißt es über die Begegnung mit dem reichen Jüngling: «Jesus sah ihn und gewann ihn lieb und sprach zu ihm: „Eines fehlt dir noch“ (Mk 10, 21). Als die Pharisäer ein Zeichen von ihm forderten, «seufzte er auf im Geiste» (Mk 8, 12). ; ein andermal «sah er sie zürnend an, betrübt über die Blindheit ihres Herzens» (Mk 3, 5); und wenn ein Aussätziger zu ihm kam, heilte er ihn nicht einfachhin, sondern «von Mitleid gerührt», «streckte er seine Hand aus. .» (Mt 8, 3; 14, 14; Lk 5, 12).

Wie liebevoll zeigt sich die besondere Vor-schung Gottes an den Menschen, die ihn suchen, wie liebevoll an jenen, die verstanden haben, daß diese Welt nur Eitelkeit ist, und die sich einsam und verlassen fühlen, obschon sie vielleicht vom vergänglichen Schein des Glückes und Wohlergehens umgeben sind! . . Tiefer empfindende Menschen würden von Mutlosigkeit erfaßt und selbst des Lebens überdrüssig werden, müßten sie sich sagen, sie unterständen lediglich dem Walten starrer Gesetze und hätten keinerlei Möglichkeit, einen Blick von jenem zu erhalten, der diese Gesetze gab. Was sollten vor allem solche denken, die mit Menschen zusammenleben müssen, die ihr Inneres nicht verstehen können und ihnen im Tiefsten fremd sind, obschon sie vielleicht durch langen Umgang einander nahe sind – oder solche, die in innere Schwierigkeiten geraten sind, die sie sich selbst nicht erklären, geschweige denn lösen

können, und die niemand haben, der ihnen helfen könnte – oder jene, die eine Sehnsucht oder einen Lebenswunsch als verborgenes Leid in sich tragen, weil nichts da ist, das ihnen Erfüllung geben könnte – oder die sich von ihrer Umgebung nicht verstanden fühlen und mit keinem Wort sich erklären können und keine gemeinsame Lebensanschauung als Basis finden – oder die keine Aufgabe für sich erkennen und keinen Sinn ihres Daseins finden können und anderen im Wege zu stehen glauben – oder die einem Pflichtgefühl in ihrem Innern, ohne Beratung und Stütze, ja vielleicht gegen die Wünsche und Ratschläge ihrer Vorgesetzten oder ihrer Familie folgen müssen – oder die den Druck eines peinvollen Geheimnisses oder eines einsamen Kummers tragen müssen, von dem sie mit niemand sprechen können –: für alle diese menschlichen Erfahrungen haben wir in den Geschichten und Beispielen der Bibel eine Tröstung für unsere Not. Sie spricht uns nicht von einem Schöpfer, der in unberührbarer Höhe thronet, zu hoch, um uns Halt zu bieten, sondern von einem, der uns teilnehmend behütet und eines jeden Richter und Helfer in seinen persönlichen Nöten ist.

Gott sieht dich als Einzelwesen, in der Lage, in der du gerade bist. Er «ruft dich bei deinem Namen» [Is 43, 1]. Er sieht dich, und er versteht dich, denn er ist dein Schöpfer. Er weiß, was in dir vorgeht; er weiß von all deinem persönlichen Fühlen und Denken, deinen Anlagen und Neigungen, deiner Kraft und deiner Schwäche.

Er sieht dich in den Tagen der Freude und in den Tagen der Trübsal; er nimmt teil an deinen Hoffnungen und deinen Versuchungen; er ist Mitwisser um deine Ängste und Erinnerungen, um das Auf und Nieder deiner Stimmungen; er hat die Haare deines Hauptes und die Ellen deiner Körperlänge gezählt; er umschließt dich rings und trägt dich in seinen Armen; er hebt dich auf und setzt dich nieder; er beobachtet dein Antlitz, ob es lächelt oder weint, ob es gesund oder krank erscheint; er hört das Pochen deines Herzens und den Atem deiner Brust. Du liebst dich selber nicht mehr, als er dich liebt; du kannst nicht erschreckter vor einer Prüfung erbeben, als er teilnehmend sie mit dir tragen will; und er legt sie dir mit einer solchen Rücksicht auf, wie nur du selbst es um eines größeren Gutes willen tätest, wenn du weise wärest. Du bist nicht nur sein Geschöpf – ob schon er auch für die kleinen Sperlinge sorgt und sich des Viehs von Ninive erbarmt [Mt 10,29; Joh 3,7ff.] –, du bist ein Mensch, erlöst und geheiligt, sein angenommenes Kind, und hast gesegneten Anteil an jener Herrlichkeit und Seligkeit, die er von ewig in Fülle seinem eingeborenen Sohn geschenkt. Du bist erwählt, sein eigen zu sein, und wie sehr bevorzugt vor vielen deinesgleichen auf der weiten Welt! Du bist einer von denen, die Christus in sein Gebet einschloß und die er mit seinem kostbaren Blut bezeichnete.

Welch ein Gedanke, beinahe zu groß für unseren Glauben! Kaum können wir uns zurück-

halten, wenn wir all dies bedenken, Saras Rolle zu spielen und glücklich zu lachen vor Staunen und Verlegenheit [vgl. Gen 18, 21]. Was ist der Mensch, was sind wir, und was bin ich, daß der Sohn Gottes an mich denkt? . . . Was bin ich, daß der göttliche Geist in meiner Seele zu Gast sein will, um meine Gedanken himmelwärts zu richten und «mit unaussprechlichen Seufzern in mir zu rufen?» [Röm 8, 26].

Solche Gedanken sind geeignet, das Herz des Christen mit Trost zu erfüllen, wenn er mit seinem Meister den heiligen Berg hinansteigt, und wenn er dann zu seinen täglichen Pflichten wiederkehrt, sind solche Gedanken seine innere Stärkung. . . Sie machen das Angesicht hell; sie machen uns froh, gesammelt, heiter; sie sind eine Kraft inmitten der Anfechtungen, Verfolgungen, Entbehrungen. Sind solche Gedanken in unserer Seele lebendig, wie armselig und niedrig muß dann die Welt mit all ihren Zielen und weisen Lehren erscheinen! Wie erbärmlich müssen wir uns vorkommen, ein tieferes Glück in geschöpflichen Werten zu suchen, nach Stellung, Reichtum, Namen zu begehren, in unseren Träumen uns diese oder jene Lebenshöhe zu wünschen, Art und Gehaben der Großen nachzuahmen, die Zeit mit Tändeleien zu vergeuden, mißvergnügt, mürrisch, eifersüchtig, neidisch, empfindlich, tadelsüchtig zu sein, unnützen Redereien und Tagessensationen nachzugehen, uns über öffentliche Dinge zu erregen, die uns nichts angehen, uns für diese oder jene Belange und Parteiinteressen zu erhitzen, dem Gewinn

nachzurennen und mit Inbrunst ein totes Wissen aufzuhäufen! Was wird uns zuletzt am Ende unserer Tage trösten, wenn unser Fleisch und Herz dahinwelkt? . . . Wird er uns dann als die Seinen erkennen, er, dessen Auge immer so liebevoll, dessen Hand immer so gütig auf uns ruhte?

PPS III. 9: 114/27; vgl. Dreves 261 ff. (5. April 1835).

GOTTES FÜHRUNG IM RÜCKBLICK AUF UNSER LEBEN

Die Apostel verstanden anscheinend erst nach der Auferstehung und besonders nach der Himmelfahrt des Herrn, als der Heilige Geist über sie gekommen war, *wenn* sie in all den Jahren bei sich gehabt hatten. Als alles vorüber war, ging ihnen das Verständnis auf, nicht während sie es erlebten. Daraus können wir, wie mir scheint, eine Art allgemeine Regel entnehmen, die uns immer wieder in der Heiligen Schrift wie im menschlichen Leben vor Augen tritt: Wir erkennen Gottes Gegenwart nicht, wenn sie uns zuteil wird, sondern später, wenn wir auf das Geschehene zurückblicken und es hinter uns liegt.

Gerade die Geschichte unseres Herrn gibt uns die Anhaltspunkte für die Gültigkeit dieses merkwürdigen Gesetzes. Zur Stunde z. B., da Philippus die Bitte stellte, der Herr möchte

ihnen den Vater zeigen, begriff er offenbar wenig von dem Vorrecht, das er schon solange genossen, und dementsprechend erwiderte ihm der Herr: «Solange bin ich bei euch gewesen, Philippus, und du hast mich nicht erkannt?» (Joh 14, 9). Bei einer anderen Gelegenheit sprach er zu Petrus: «Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht, aber später wirst du es verstehen» (Joh 13, 7). Und wieder: «Die Jünger verstanden zunächst dies alles nicht, aber als Jesus verherrlicht war, kam es ihnen zum Bewußtsein, daß dies von ihm geschrieben stand, und daß sie dabei mitgewirkt hatten» (Joh 12, 16). Ähnlich war es, als er mit den zwei Jüngern nach Emmaus ging: während er mit ihnen redete, «waren ihre Augen gehalten, und sie erkannten ihn nicht»; aber sobald sie ihn erkannten, verschwand er mit einem Male vor ihren Augen, und sie sprachen zueinander: «Brannte nicht unser Herz, während er unterwegs mit uns redete?» (Lk 24, 16. 32).

So verhält es sich auch mit manchen Begebenheiten im Alten Testament. Als Jakob vor seinem Bruder Esau floh, «kam er an einen Ort, und da die Sonne schon untergegangen war, ruhte er da die Nacht hindurch.» Im Schlafe ward ihm das Gesicht von Engeln, und über ihnen sah er den Herrn. «Und als er vom Schlafe erwachte, sprach er: ‚Wahrlich, der Herr ist an diesem Ort, und ich wußte es nicht!‘ Und erschauernd fuhr er fort: ‚Wie wunderbar ist der Ort: nichts weniger als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels ist hier!‘» (Gen 28, 11 ff.).

Das ist in der Heiligen Schrift die Regel: Gott sendet seinen Segen still und geheimnisvoll. Zur Stunde werden sich die Menschen dessen nicht bewußt, es sei denn im Glauben; erst später erkennen sie, was ihnen zuteil wurde. Im Evangelium wird dies, wie gesagt, an zwei besonders auffallenden Beispielen deutlich: an der Sendung des Herrn, sofern die Jünger ihn erst nachträglich als den Sohn des Allerhöchsten erkannten, und an der Sendung des Heiligen Geistes, die noch mehr des himmlischen Segens voll und noch geheimnisreicher war. «Fleisch und Blut» konnten den Gottessohn nicht erkennen [Mt 16, 17], selbst wenn er augenscheinliche Wunder wirkte; und noch weniger erfaßt der natürliche Mensch das Geheimnis des göttlichen Geistes – und doch werden diejenigen in der kommenden Welt unglücklich sein, die nicht glaubten, was sie nie mit den Augen gesehen hatten. Die Gegenwart Gottes erinnert an die Art, wie er Moses im Lichtglanz erschien: «Du kannst mein Antlitz nicht schauen und leben», ward ihm gesagt; als aber der Herr vorübergegangen war, sah Moses seinen Lichtglanz von rückwärts, den er von vorne oder in seinem Vorübergehen nicht hatte sehen können: «Und er sah und erkannte ihn, und eiligst beugte er sein Haupt zur Erde und betete an» (Ex 33, 20; 34, 8).

Nun laßt uns erwägen, wie sehr dies zusammenstimmt mit den Fügungen Gottes in unserem täglichen Leben. Frohe und betrübliche Ereignisse begegnen uns. Im Augenblick ver-

stehen wir nicht, was sie bedeuten; wir erkennen nicht Gottes Hand in ihnen. Freilich, sind wir gläubige Menschen, so nehmen wir alles, wie es kommt, als von ihm gegeben an; aber ob wir es nun im Glauben verstehen oder nicht, sicherlich gibt es keine andere Weise, es anzunehmen. Wir sehen nichts. Wir sehen nicht, woher die Dinge kommen, und was ihr Sinn ist. Jakob rief einmal: «Alles ist gegen mich verschworen!» (Gen 42, 36). So schien es allerdings; einer seiner Söhne war von den andern beseitigt, ein zweiter war in fremdem Lande gefangen, einen dritten sollte er ausliefern. ., und doch war dies alles zum Guten für ihn. Sieh nur die Geschehnisse jenes Jüngsten, der ihm zuerst genommen war: er war von seinen Brüdern an Fremde verkauft, nach Ägypten verschleppt, gefährlichen Versuchungen ausgesetzt — er überwand sie, ohne dafür Lohn zu haben, vielmehr ward er ins Gefängnis geworfen. Eiserne Fesseln umschnürten seine Seele; er wartete, bis Gott sich gnädig erzeige und «vom Himmel niederschau». Warum wartete er? Und wie lange? Wieder und wieder heißt es von ihm: «Der Herr war mit Joseph» — aber meint ihr, er hätte damals ein Zeichen von Gott erhalten, ein Zeichen, das er anders als im Glauben hätte erfahren und anders als im Glauben hätte sehen können? Sein Glaube war sein Lohn — in den Augen der Vernunft war das überhaupt kein Lohn. . Erst später erkannte er, was ihm damals so dunkel vorkam. «Gott sandte mich vor euch hierher», sprach er zu seinen Brüdern, «da-

mit ich euch am Leben erhalte» [Gen 45, 5]. . Wunderbar sind Gottes Führungen — wie lautlos, und doch wie wirksam! Wie langsam entwickeln sie sich, und doch wie sicher!

So sind auch wir bei so manchen Vorkommnissen, nicht nur besonders auffallenden, besonders schmerzlichen oder besonders frohen, sondern auch bei ganz gewöhnlichen erst hintendrin imstande, ihn zu erkennen, der bei uns war, und fühlen uns angetrieben, ihn zu verehren. Da und dort wird jemand, der im ganzen genommen Zuversicht hegen kann, daß sein Bemühen von Gott gut aufgenommen sei, beim Rückblick auf sein vergangenes Leben erkennen, wie entscheidend gewisse Momente und Handlungen waren, die ihm seinerzeit völlig gleichgültig schienen. Er war z. B. in seiner Jugend auf eine Schule geschickt und begegnete im folgenden diesen und jenen Menschen, die einen segensreichen Einfluß auf ihn gewannen. Scheinbare Zufälle führen zur Entscheidung über seinen Beruf und seine Entwicklung. Gottes Hand ist allzeit über den Seinen; er führt sie vorwärts auf einem Wege, den sie nicht verstehen — das einzige, was sie tun können, ist glauben, was sie jetzt nicht sehen können, aber was sie später sehen werden — und als gläubige Menschen sich Gottes Führung hingeben.

Daher wird es wohl auch kommen, daß die Jahre, die zurückliegen, nun, da wir auf sie zurückschauen, sozusagen einen köstlichen Duft aushauchen. Damals enthielten sie wenig, um sich an ihnen zu freuen, oder vielleicht besser:

damals ahnten wir nicht das Schöne, das wir genießen durften, während wir es doch genossen. Wir genossen die Gegenwart Gottes, aber wir wußten es nicht; es kam uns nicht zum Bewußtsein, was wir hatten; wir wurden es nicht inne und dachten nicht nach über das Schöne, das wir empfangen. Nachher, da es vorüber war, dachten wir nach. Daher die milde Süße, mit der sich längst vergangene Tage in unserer Erinnerung einstellen und uns ergreifen. Die gewöhnlichsten Jahre, in denen wir fast den Eindruck hatten, es seien unnütze Jahre gewesen, gewinnen nun ihre Bedeutung, gerade durch ihren gleichmäßigen, ruhigen Lauf. Was damals eintönig schien, ist nun Stetigkeit; was uns öde vorkam, empfinden wir nun als wohlthätigen Frieden; das anscheinend Unnütze offenbart nun seinen inneren Wert; das Einerlei dünkt uns Fülle des Seins: nun ist alles anziehend, köstlich, und wir blicken gerührt darauf zurück. Ja selbst über trübe Zeiten (so merkwürdig es auf den ersten Blick erscheint) ist später ein freundliches Licht gebreitet. Wie könnte es anders sein? Ist doch der Herr den Seinen niemals näher als dann, wenn er sie der Trübsal und Einsamkeit zu überlassen scheint. Zur Stunde, da das Kreuz des Herrn in unser Herz gesenkt wird, ist es scharf und schmerzt; jedoch der Baum des Segens streckt sich nach oben und treibt seine frischen Zweige und guten Früchte. Und schließlich ist es ein Anblick zur Freude.

Gilt dies von unseren trüben wie von gewöhnlichen Zeiten, wieviel mehr gilt es von

unseren religiös beseelteren! Daher die Empfindung, mit der wir manchmal auf unsere Kinderjahre zurückschauen, wenn irgendein Zufall sie uns in Erinnerung ruft. Ein Gedenkzeichen, ein Überbleibsel unserer ersten Jahre, eine Landschaft, ein Buch, ein Wort oder Duft oder Ton versetzt uns im Geist zurück in die ersten Schuljahre, und nun erkennen wir, was wir damals nicht erkennen konnten: Gott war bei uns, und wir waren in ihm geborgen. Vielleicht sind wir auch jetzt noch nicht imstande zu erkennen, was eigentlich jene Zeit so sonnig und heiter machte. . Wir meinen, es seien die Jahre selbst, nach denen wir Heimweh haben. In Wirklichkeit ist es die Nähe Gottes, die uns umhüllte — nun erkennen wir es, und es zieht uns an. Wir möchten nicht wieder Kinder werden, aber wir möchten gewissermaßen wie Engel sein: Gott schauen, mit unverwelklichem Kranz auf unserer Stirn, in weißem Kleide, mit Palmzweigen in den Händen vor seinem Angesicht leben.

Ziehen wir die Lehre aus allem, was jeder Tag und jede Stunde, indem sie dahineilen, uns sagen können. Dasjenige, was uns im Augenblick, wo es sich zuträgt, düster scheint, enthält für uns später, wenn es vorüber ist, einen Schimmer von jenem Licht, das von der «Sonne der Gerechtigkeit» herrührt. Laßt uns für die Zukunft daraus lernen: laßt uns glauben an das, was wir nicht sehen können! Die Welt geht für den Augenschein ihren gewohnten Gang; in der menschlichen Gesellschaft ist nichts Himmlisches, in den Tagesneuigkeiten nichts Himm-

liches, in der großen Menge, an den Mächtigen der Welt, den Reichen, den geschäftig Hingehenden — nichts Himmlisches; in den Reden der Beredsamen, in den Taten der Großen, in den Ratschlägen der Weisen, in den Entschlüssen der Herrschenden, in dem Prunk der Prächtigen — nichts Himmlisches. Und doch ist Gottes Geist da — gepriesen sei er! Und da ist der ewige Sohn, tausendmal herrlicher und mächtiger als damals, da er in unserem Fleische auf Erden unter uns wandelte.

Laßt uns diese göttliche Wahrheit allzeit in unserem Geiste hegen! Je verborgener Gottes Hand, um so stärker ist sie; je stärker desto schweisamer, je schweigsamer, desto anbetungswürdiger. Wir stehen unter seiner Führung. . . Laßt uns ihn um seine Gnade bitten, daß wir befähigt werden, in das Geheimnis seiner Liebe einzudringen, an der wir bevorzugten Anteil haben; daß wir genießen, was wir besitzen; daß wir im Glauben es nutzen und fortschreiten, im Wissen um das Geschenk seiner Gnadengaben als «Glieder Christi», «Kinder Gottes und Miterben des Himmelreichs» [Eph 5, 30; Röm 8, 17].

PPS IV. 17: 256/66; vgl. Dreves 273 ff. (7. Mai 1837).

BERUFUNGEN

«Der Herr kam und stand vor ihm und rief: ‚Samuel, Samuel!‘ Da antwortete dieser: ‚Rede, Herr, dein Diener hört!‘» (1 Sam 3, 10). In dieser Erzählung sehen wir ein bemerkenswertes Bei-

spiel göttlicher Berufung und zugleich die Art, wie wir uns dabei verhalten sollen. Samuel war schon als Knabe in das Haus des Herrn gebracht worden. Als die Zeit gekommen war, wurde er als Prophet zu einer heiligen Sendung berufen. Sogleich, wie der Ruf an ihn ging, entsprach er ihm: «Samuel, Samuel!» Der verstand nicht sogleich, wer ihn rief, und um was es sich handelte; aber er ging zu Heli, und hier erfuhr er, wer es sei, und was er antworten solle. Und so sprach er, als Gott von neuem rief: «Rede, Herr, dein Diener hört!» Das ist rascher Gehorsam.

Recht verschieden waren die Umstände bei der Berufung des heiligen Paulus, aber in einem sind sie der Berufung Samuels gleich: auch er gehorchte auf Gottes Ruf hin sogleich; als er die Stimme vom Himmel hörte, sprach er unter Zittern und Staunen: «Herr, was willst du, das ich tun soll?» (Apg 9, 6).

Die gleiche Gesinnung drückt auch David im 26. Psalm aus: «Da Du sagtest, suche mein Antlitz! — gab dir mein Herz zur Antwort: Ja, Herr, Dein Antlitz will ich suchen.»

Die Haltung, die sich in solchen Worten ausdrückt, ist in der Schrift noch an manchen Heiligen in ihren Worten und Taten dargestellt. Aber auch das Umgekehrte, das Versagen gegenüber dem Rufe, ist da geschildert an Beispielen von solchen, die ins Leben hätten eingehen können, aber tatsächlich nicht eingingen. So lesen wir von den Aposteln, daß Jesus, «als er am Galiläischen See hinwandelte, zwei Brüder

sah, Simon, genannt Petrus, und seinen Bruder Andreas, die gerade die Netze auswarfen, denn sie waren Fischer. Und er sprach zu ihnen: ‚Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!‘ Und auf der Stelle verließen sie ihre Netze und folgten ihm» (Mt 4, 18/20). An einer anderen Stelle wird uns im Evangelium St. Joannis erzählt: «Jesus wollte nach Galiläa ziehen, da begegnete er Philippus und sprach zu ihm: ‚Folge mir!‘ Philippus traf Nathanael und sprach zu ihm ähnlich: ‚Komm und sieh!‘ Als Jesus Nathanael kommen sah, sagte er von ihm: ‚Das ist ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist!‘» (Joh 1,43ff.). Der reiche Jüngling hingegen schrak vor dem Rufe zurück und fand, es sei ein hartes Wort: «Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, um mir nachzufolgen!» Als der Jüngling das hörte, «ging er traurig von dannen, denn er war sehr reich» (Mt 19, 21f.). Andere, die zu schwanken schienen, vielmehr aus menschlichen Rücksichten um kurzen Aufschub baten, wurden wegen Mangel an Bereitschaft zurückgewiesen. Denn die Zeit steht für niemand still. Ist das Wort der Berufung gesprochen, so ist es vorbei, und ist der Augenblick nicht benutzt, so ist er verloren. Christus war unterwegs gen Himmel; er schritt den See entlang, er ging weiter, er ging vorüber, er hielt nicht an. Alle Gerufenen mußten sich anschließen, oder er berief andere an ihrer Stelle: «Er sprach zu einem anderen: ‚Folge mir nach!‘ Jener sagte: ‚Herr, erlaube mir, daß ich

zuvor hingehe und meinen Vater begrabe!‘ Jesus aber sprach zu ihm: ‚Laß die Toten ihre Toten begraben — du aber komm und verkünde das Reich Gottes!‘ — Und wieder einer sagte: ‚Ich will dir folgen, Herr, aber gestatte mir zuerst, daß ich es daheim den Meinen sage!‘ Jesus sprach zu ihm: ‚Niemand, der die Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist würdig des Reiches Gottes!‘» (Lk 9, 59ff.).

Nun kann jemand sagen: «Was geht das alles uns an, was soll das heute? Wir sind von Kindheit auf gerufen, Gott zu dienen, noch ehe wir fähig waren, uns zwischen Gehorsam und Nicht-Gehorsam zu entscheiden; wir fanden uns schon gerufen, als unsere Vernunft zu dämmern anfang; wir sind in den Stand des Heils gerufen und haben als Kinder Gottes, als seine Diener, all diese Zeit der Bewährung gelebt, da wir bereits als Kinder in der heiligen Taufe durch unsere Eltern in diesen Stand versetzt wurden — wir haben es nicht mit einem weiteren Ruf zu tun, er gehört der Vergangenheit an!»

In gewissem Sinne ist dies richtig. Und doch bleibt es wahr, daß die angeführten Schriftstellen auch auf uns ihre Anwendung finden. Sie gehen uns an und wollen uns Mahnung und Führung auf mancherlei Weise sein, wo es um Wichtiges geht. Einige Überlegungen werden dies zeigen.

In Wahrheit nämlich werden wir nicht nur einmal berufen, sondern oft. Unser ganzes Leben hindurch ruft uns Christus. Er ruft uns das erstemal in der Taufe, aber er ruft auch später.

Ob wir seiner Stimme folgen oder nicht, er fährt in Gnaden fort, uns zu rufen. Verlieren wir die Taufnade, so ruft er zur Buße; bemühen wir uns, dem Rufe zu folgen, so ruft er uns von einer Gnade zur andern, von einer Reifestufe zur andern, solange wir zu leben haben. Abraham ward aus seiner Heimat berufen, Petrus von seinem Netze weg, Matthäus von seinem Geschäft, Elisäus vom Acker, Nathanael aus seiner Verborgenheit. So sind auch wir zu jeder Zeit von einem zum andern gerufen. Denn «wir haben hier keine bleibende Stätte» (Hbr 13, 14), sondern steigen aufwärts der ewigen Ruhe entgegen; und sind wir dem einen Rufe gefolgt, so wird alsbald ein anderer Ruf auf uns zukommen. Wieder und wieder ruft er uns, um uns wieder und wieder zu begnaden und mehr und mehr zu heiligen und einst uns zu verklären.

Gut wäre es für uns, wir würden dies verstehen! Leider erfassen wir nur langsam die große Wahrheit, daß Christus sozusagen unter uns wandelt und uns durch einen Wink seiner Hand, seines Auges, oder durch ein Wort seines Mundes einlädt, ihm zu folgen. Wir verstehen es nicht, daß sein Ruf etwas ist, was sich *jetzt* ereignet. Wir denken, sein Ruf sei in den Tagen der Apostel ergangen, aber wir glauben nicht an ihn und lauschen nicht auf ihn, wo er uns selbst betrifft — zum Unterschied von seinem Liebesjünger, der Christus erkannte, als ihn die andern noch nicht erkannt hatten (Joh 21, 7). Wir haben keine Augen, den Herrn zu sehen.

Was ich sagen will, ist dies: die aus religiösem Geiste leben, werden von Zeit zu Zeit auf Wahrheiten stoßen, die sie zuvor noch nicht erkannten, oder die zu erwägen sie bisher keinen Anlaß fanden. Wie durch fremde Gewalt treten sie ihnen jetzt vor Augen. Wahrheiten, die Pflichten auferlegen, die Befehlen gleichkommen und Gehorsam heischen. Auf solche und ähnliche Weise ruft uns Christus. Es ist dies nichts Wunderbares oder Außergewöhnliches in seinem Walten über uns. Er wirkt durch unsere natürlichen Fähigkeiten und Lebensumstände; dennoch ist dasjenige, was seine Vorsehung uns zgedacht hat, in allem Wesentlichen für uns dasselbe, was seine Stimme für die Menschen war, die er in seinem irdischen Wandel ansprach. Ob er in sichtbarer Gegenwart befiehlt oder durch eine Stimme oder durch unser Gewissen, das versschlägt nichts: wir fühlen, es ist sein Wille. .

Und diese göttlichen Rufe sind naturgemäß im allgemeinen ebenso plötzlich und dabei ebenso unbestimmt und dunkel hinsichtlich ihrer Auswirkungen, wie sie es in alten Zeiten waren. Die Zufälle und Begebenheiten des Lebens sind ganz offensichtlich eine besondere Weise, wie solche Rufe Gottes, von denen wir reden, uns zukommen. Und «Zufälle» sind, wie wir alle wissen und wie es im Worte selbst gesagt ist, ihrer Natur nach plötzlich und überraschend. Da geht jemand seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach; eines Tages kommt er nach Hause und findet einen Brief, eine Meldung oder

eine Person, durch welche eine unerwartete Prüfung über ihn kommt. Wenn er ihr in religiösem Geiste begegnet, wird sie dazu dienen, ihn zu höherer Stufe religiöser Reifung emporzuführen, von der er bisher so wenig verstand wie von den «unaussprechlichen Worten», die St. Paulus im Himmel hörte (2 Kor 12, 4). Wir verstehen unter «Prüfung» gemeinhin etwas, das bei guter Bewährung einen Menschen in seiner gegenwärtigen Haltung bestärkt — ich spreche hier von etwas mehr, sofern die Prüfung den Menschen nicht nur bestärkt, sondern ihn auch zu höherer Stufe der Erkenntnis und Heiligkeit erhebt. Viele werden es in Wahrheit überraschend finden, beim Rückblick auf ihr vergangenes Leben zu bemerken, welche verschiedene Begriffe sie in verschiedenen Lebensperioden über göttliche Wahrheit, über die Weise, Gott wohlzugefallen, über Erlaubtes und Unerlaubtes, über das Wertvolle und über das Glück des Menschen hatten; ich nehme keinen Anstand zu behaupten, diese Unterschiede könnten ebenso groß sein wie zwischen dem geistigen Stand des Petrus zur Zeit, da er noch ruhig am See dem Fischerhandwerk nachging, oder des Propheten Elisäus, da er noch das Ochsengespann führte, und jener neuen geistigen Verfassung, als er zum Apostel, bzw. jener zum Propheten, berufen war. . Nun wohl, diese verschiedenen Arten der Lebensbetrachtung, auch wenn sie alle gut sind, können nicht alle die besten sein; und auch das erschöpft die Sache noch nicht: denn die eine Betrachtungs-

weise kann auch im Gegensatz zur andern stehen, die eine kann gut, die andere schlecht sein; aber auch unter den im allgemeinen guten sind die einen Betrachtungsweisen und Haltungen doch nur teilweise gut, die andern eigentlich unvollkommen, und wieder andere können auch einen starken Einschlag von Verirrung haben. Nur eine ist die beste, nur eine die Wahrheit, die volle Wahrheit — welche, das wissen nur jene, die davon erfüllt sind, obschon auch sie es nicht eigentlich «wissen». Gott aber weiß es, und zu dieser einzigen Wahrheit will er näher und näher hinführen. Er führt seine Erlösten, er erzieht seine Erwählten, alle und jeden einzelnen, zu der einen, vollkommenen Erkenntnis Christi und zum Gehorsam gegen ihn. .

Vielleicht ist es der Verlust eines teuren Freundes oder Angehörigen, wodurch sein Ruf an uns ergeht, und auf einmal sehen wir die Nichtigkeit des Irdischen und werden bereiter, Gott zu unserem einzigen Halt zu machen. Durch die Kraft der Gnade bringen wir fertig, was wir nie zuvor vermochten. Und wenn wir dann im Lauf der Jahre auf unser Leben zurückschauen, entdecken wir, daß jenes schmerzliche Ereignis uns auf eine neue Stufe des Glaubens und Urteilens versetzte und daß wir, mit dem Früheren verglichen, gewissermaßen andere Menschen wurden. .

Oder es ereignet sich etwas, was uns zwingt, uns für oder gegen Gott zu entscheiden. Die Welt verlangt von uns ein Opfer, von dem wir fühlen, wir dürfen es nicht bringen. Irgendein

verlockendes Anerbieten wird uns gemacht, oder ein Tadel oder eine Herabsetzung droht uns — wir haben uns zu entscheiden und zu bekennen, was wahr und was falsch ist. Durch Gottes Gnade taten wir, was wir nach Gottes Willen zu tun hatten. Wir taten es in Furcht und Verwirrung; wir sahen den Weg nicht klar vor uns; wir sahen nicht, wie unser Tun sich auswirken, und wie es unser allgemeines Verhalten und unsere Lebensauffassung beeinflussen werde; und doch hat es weittragende Folgen. Jene kleine Tat, von uns verlangt und rasch beschlossen und ausgeführt, ist vielleicht wie das Eingangstor in einen «zweiten oder dritten Himmel», die Pforte in einen höhern Stand der Heiligung und zu einer tieferen Einsicht, als wir sie bisher besaßen.

Oder wir sind gewohnt, in der Heiligen Schrift zu lesen; wir tun es mit religiösem Ernst und von dem Wunsche beseelt, Gott zu dienen. Da geht uns mit einem Male ihr Verständnis auf, wie wir es bisher nicht besaßen. Vielleicht ist es irgendein Gedanke, der sich uns aufdrängt und der zu vielen Stellen der Schrift gewissermaßen den Schlüssel bietet oder uns eine ganze Reihe von neuen Erkenntnissen nahebringt. Ein neues Licht fällt auf die Gebote des Herrn und seiner Apostel; vielleicht geht uns auf einmal die Lebensweise der alten Christen auf, wie die Schrift sie schildert, jene einfachen Leitgedanken, auf denen sie nach der Schrift beruhte. Sie war uns bisher verborgen; nun verstehen wir vielleicht, wie verschieden sie von

dem Leben ist, das wir heute führen. Erkenntnis ist aber allemal ein Ruf zum Handeln; Verständnis der Weise, vollkommen zu leben, ist ein Ruf zum vollkommenen Leben.

Nichts ist gewisser, als daß manche Menschen sich zu höheren Pflichten und Taten berufen fühlen als andere, die den Ruf nicht erhielten. Warum dies so ist, wissen wir nicht. Vielleicht verscherzten jene, die nicht gerufen sind, ihre Berufung zufolge eines Versagens in früheren Prüfungen; vielleicht waren sie gerufen und sind dem Rufe nicht gefolgt; vielleicht gibt Gott zwar allen die Taufgnade, aber beruft in seiner freien Gnadenwahl die einen zu Höherem als die andern — wir wissen es nicht. Aber jedenfalls ist es so. Der eine sieht, was der andere nicht sieht, hat einen festeren Glauben, eine glühendere Liebe, ein tieferes geistiges Verständnis. Niemand ist berechtigt, sich das bequemere Maß eines andern zu eigen zu machen. Was andere sind, ist nichts für uns. Wenn Gott uns zu ernster Weltentsagung ruft und von uns ein Opfer unserer Hoffnung oder Befürchtung fordert, so ist es unser Gewinn, ein Zeichen seiner Liebe zu uns, und darüber sollen wir uns freuen. Wir brauchen nicht geistlichen Hochmut zu fürchten, wenn wir dem Rufe Christi folgen, vorausgesetzt, daß wir's mit männlichem Ernste tun. Religiöser Ernst hat keine Zeit, sich mit andern zu vergleichen. Religiöser Ernst empfindet zu tief die eigenen Schwächen, als daß er sich selbst überheben könnte. Er befaßt sich einfach mit dem Vollzug des Willens

Gottes; er sagt einfach: «Rede, Herr, dein Diener hört!» und «Herr, was willst du, daß ich tun soll?» O daß wir mehr von diesem Geiste hätten, o daß wir alles mit einfältigem Auge sähen! Wir würden begreifen, daß wir keine andere Aufgabe haben, als Gott zu gefallen. . «Du sollst mich führen nach Deinem Rate, um mich aufzunehmen in Deine Herrlichkeit. Wen hätte ich im Himmel und auf Erden als Dich? Mein Fleisch und mein Herz vergeht – Du aber, Gott meines Herzens, bist meine Stärke und mein Anteil in Ewigkeit» (Ps 72, 24ff.).

PPS VIII. 2: 17/32; vgl. Dreyes 14 ff. (27. Oktober 1839).

ANZIEHENDE GNADE

Wir können in der Wirkung der göttlichen Gnade auf das Menschenherz zwei Seiten unterscheiden und finden dafür Beispiele in der Heiligen Schrift wie in der Kirchengeschichte, ob es sich nun um Heilige handelt oder um religiöse Menschen in einem weiteren Sinn des Wortes. Schon unter den Aposteln lassen sich diese Besonderheiten feststellen: wir finden sie dargestellt in den beiden Gestalten, die im Apostelkreis dem Herrn am nächsten standen: Petrus und Johannes. Johannes ist der Heilige der Reinheit, Petrus der Heilige der Liebe.

Nicht als könnten Reinheit und Liebe gesondert auftreten, und als vereinige ein Heiliger nicht die verschiedensten Tugenden, etwa als

wäre Petrus nicht sowohl ein Mann der Reinheit wie der Liebe gewesen, oder als hätte Johannes deshalb weniger geliebt, weil seine Reinheit besonders hervortrat. Die Gaben des Geistes lassen sich nicht voneinander scheiden, die eine schließt auch die andere ein. Was ist Liebe anders als Freude in Gott, Hingabe des Herzens, Übergabe des ganzen Menschen an ihn? Und was ist im Gegensatz dazu die Unreinheit anders als Hinkehr des Herzens zu einem irdischen Gut an Stelle Gottes, und darum sündhaft? . . Das Bezeichnende des Unreinen ist es, daß er Gott nicht liebt, und wer Gott nicht liebt, kann nicht wahrhaft rein sein. Reinheit ist günstige Vorbedingung für Liebe, und Liebe vertieft die Reinheit. .

Es gibt Heilige, die auf wundersame, ja eigentlich wunderbare Weise vor dem Bösen bewahrt blieben und von der frühesten Jugend bis zum Grabe von Stufe zu Stufe an Kraft gewannen. Aber der Heilswille Gottes, so dürfen wir annehmen, ergießt das Licht und die Kraft seines Geistes auch über Menschen, die bisher von seinen Gaben nicht den rechten Gebrauch gemacht und seine empfangenen Gnaden in sich erstickt hatten. Eine Legion von Übeln hat vielleicht von ihnen Besitz genommen, von denen sie erst befreit werden müssen; sie stehen unter der Herrschaft von eingewurzelten Gewohnheiten, von gehätschelten Leidenschaften und Vorurteilen, und sind, ganz anders als die ungetauften Kleinen, in der Knechtschaft des Bösen: mit ihrem Willen, mit ihrem Verstand,

mit der Verantwortlichkeit des wachen Herzens und Bewußtseins. Wenn Gott sich solche erwählt – wird er sie dann *ohne* ihr Mittun an sich ziehen, oder wird er sich ihrer selbst bedienen? . .

Zweifellos könnte er als der Herr sie überwältigen, mit himmlischer Gewalt sich ihrer bemächtigen und sie zu Heiligen wandeln; er könnte auf eine Entwicklung zum neuen Leben hin verzichten, «aus Steinen sich Kinder Abrahams erwecken» (Mt 3, 9). Er zieht die andere Weise vor. Warum sonst hätte er sich zu uns auf die Erde herabgelassen, warum sein Kommen mit so manchem umgeben, was unser Herz berührt und unser Gemüt bewegt? . . Und wenn der innere Mensch dem Göttlichen fern geworden ist, sind da nicht alle die schönen Bilder, die für sein Erscheinen bezeichnend sind, dazu angetan, die inneren Antriebe der Seele in Bewegung zu bringen, sie mit «menschlichen Banden» anzuziehen, wie es beim Propheten heißt [Os 11, 4]. Wohl rettet er uns nach seinem Willen und trotz unserer selbst, jedoch *durch* uns, indem er Vernunft und Herz des alten Adam, «Waffen des Bösen unter der Herrschaft der Sünde», dem Einfluß seiner Gnade unterstellt und zu «Werkzeugen der Gerechtigkeit im Dienste Gottes» umschafft [Röm 6, 13].

Zweifellos ist es so: er zieht uns durch «menschliche Bande», und was heißt dies anders als mit «Stricken der Liebe», wie derselbe Prophet sich ausdrückt. Die Erscheinung der göttlichen Herrlichkeit im Antlitz Jesu Christi, das

Aufschimmern der Vollkommenheiten des allmächtigen Gottes, die Schönheit des Göttlichen, die Liebenswürdigkeit der Gnade, der Glanz des Himmels, die Erhabenheit seines Gesetzes, das wundersam Zielstrebige seiner Führung, der erschütternde Klang seiner Stimme ruft zur Abkehr vom Sinnhaften und ermutigt die Seele im Kampf gegen Welt und Satan – «Du hast mich überredet, Herr, und ich ließ mich überreden; Du warst stärker als ich, Du hast mich überwältigt» [Jer 19, 7]. . . Du hast es fertig gebracht, «unser ganzes Denken gefangenzunehmen, um es Christus dienstbar zu machen» [2 Kor 10, 6]. Hat die Welt ihren Zauber, so hat ihn gewiß auch der Altar des lebendigen Gottes; kann ihr Pomp und ihr eitler Aufwand uns blenden, wieviel mehr wird das Gesicht der Himmelsleiter vermögen, auf welcher die Engel auf und nieder schweben! . . Kennt nicht die göttliche Hoffnung ihren Jubel, vermag nicht die göttliche Liebe das Herz zu ergreifen? «Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr der Heerscharen!» [Ps 83, 2]. «Es sehnt sich meine Seele und seufzt nach den Hallen des Herrn; mein Herz und mein Fleisch frohlocken im lebendigen Gott. Ein Tag in Deinen Hallen ist mehr als tausend sonst. Viel lieber will ich der geringste im Hause meines Gottes sein, als in den Zelten der Sünder wohnen» [Ps 36, 4]. . . «Im Schatten Deiner Flügel hoffen die Menschenkinder; sie werden trunken vom Überfluß Deines Hauses. Denn bei Dir ist die Quelle des Lebens, und in Deinem Lichte schauen wir

das Licht» [Ps 35, 8ff.]. «Wen der Vater zieht, der kommt zu mir» [Joh 6, 44]. .

Solcher Art sind die Mittel der Anziehung, deren sich Gott bedient, um aus dem Sünder einen Heiligen zu machen. Er nimmt ihn, wie er ist, und läßt ihn gegen sich selber kämpfen. Er gibt seinen Neigungen eine andere Richtung. Er überwindet die sinnliche Liebe, indem er die himmlische Liebe einflößt. Nicht als verführe er mit dem Menschen wie mit Vernunftlosen, die ohne eigenen Willen und vom bloßen Trieb beherrscht, durch Reize von außen bestimmt werden, für die es nur einerlei Lust, nur mit Unterschieden des Grades gibt. Es ist die Schönheit der Gnade, wie gesagt, daß Gott sich Einlaß ins Herz des Menschen bereitet, indem er es für sich gewinnt und es besiegt, indem er es innerlich umwandelt. Er verletzt durchaus nicht die ursprünglichen seelischen Anlagen, die er dem Menschen gab; er nimmt ihn als Menschen; er läßt es in seiner Macht, so oder anders zu handeln. Er wendet sich an alle seine Fähigkeiten und Kräfte, an seine Vernunft, seine Erfahrung, sein moralisches Gefühl, sein Gewissen; er erregt seine Befürchtungen wie seine Liebe; er belehrt ihn über die Schlechtigkeit der Sünde wie über die Erbarmung Gottes. Immer aber ist die Liebe die entfachende und erhaltende Kraft, der Quell und beseligende Auftrieb des neuen Lebens. Sie allein ist stark genug, den alten Menschen in uns zu entwurzeln.

Darum erscheint die Liebe als die bezeichnende übernatürliche Gabe von Menschen, die

Sünder waren, ehe sie zu Heiligen wurden. Zwar ist sie das Leben aller Heiligen, auch solcher, die nicht einer Bekehrung bedurften: der seligsten Jungfrau, Johannes des Täufers, Johannes des Evangelisten und der vielen anderen, die «als Erstlinge für Gott und das Lamm erkaufte wurden» [Geh Offb 14, 4]; aber während die Liebe in solchen, die nie schwer gesündigt hatten, einen Zustand ruhiger Beschauung wirkt, der dann wie von selbst in die Heiligkeit Gottes überzugehen scheint, ist sie für Menschen, in denen sie als Prinzip der Wiederherstellung wirkte, etwas so Glühendes, Eifervolles, ein Drang zu wirken, daß sie ihrem ferneren Leben ein auffallendes Gepräge verleiht, so daß wir beim Andenken an solche Menschen unwillkürlich an die Liebe denken.

Eine solche Gestalt war Petrus, eine solche der Heidenapostel Paulus, eine solche Magdalena. ., und gewiß werden auch wir, meine Brüder, nach unserem Maße die göttliche Liebe besitzen müssen, wenn unser Heilstrauen begründet sein soll. Denn wir haben auf die eine oder andere Weise gesündigt, sei es in offener und bewußter Mißachtung Gottes oder in verborgener Verletzung seiner Gesetze aus Gleichgültigkeit und Lauheit, aus Schwäche gegenüber bösen Gewohnheiten, indem wir das Herz an geschöpfliche Werte hingen oder die Eigenliebe an die Stelle des göttlichen Willens setzten. Darum darf ich wohl sagen: wir alle mußten oder müssen den Weg der Buße gehen. ., wodurch anders als durch Reue, und was ist Reue

anders als Liebe? Ich sage nicht, wir müßten, um Vergebung zu erlangen, die Liebe der großen Heiligen haben, die Liebe eines Petrus oder einer Magdalena; aber wie könnten wir überhaupt Vergebung finden, wenn wir nicht etwas von dieser himmlischen Gabe hätten? Wenn wir «würdige Früchte der Buße» bringen wollen [Apg 26, 20], so können sie nur in aufrichtiger Liebe ihre Wurzel haben; und hegen wir Zuversicht, bis zum Ende zu beharren, so bedarf es dazu des steten Gebetes der Liebe zu dem «Urheber und Vollender unseres Glaubens» und unseres ehrlichen Willens [Hbr 12, 2]..

Erlöser der Menschen, ich komme zu Dir, auch wenn ich verdiente, alsogleich von Dir fortgeschickt zu werden. Ich komme zu Dir, mein Leben, mein Alles. Zu Dir zu kommen, dieser Gedanke hat mich mein Leben lang begleitet.. Aus diesem Tränental erhebe ich meine Stimme und sage Dir mein Confiteor. Ich bekenne dem allmächtigen Gott, vor der allerseligsten Jungfrau, der makellosen, vor dem heiligen Erzengel Michael, dem immer reinen, vor Johannes dem Täufer, der schon im Mutterschoße geheiligt war, vor den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, den büßenden, die durch Sünde gingen und deshalb mit dem Sünder mitfühlen, und vor allen Heiligen, ob sie nun in friedlicher Beschauung oder in stürmischen Kämpfen die Tage ihrer Pilgerschaft durchlaufen haben: mögen sie alle, die Glücklichen, «meiner gedenken und mir Gutes tun, indem sie beim König für mich sprechen, daß

er mich löse aus diesem Kerker» [Gen 40, 14] — daß der Tag komme, da «Gott jede Träne abwischen wird von meinen Augen, und der Tod nicht mehr sein wird, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz, weil das Frühere vergangen ist» [Geh Offb 21, 4].

Mix. Congr. 4: 62/3, 67–82; vgl. Schündelen 55 ff.;
Laros VI. 75 ff. (1. Juli 1849).

DIE ANTWORT

EINSATZ DES GLAUBENS

«Sie sprachen zu ihm: Wir können es!» (Mt 20, 22). Das Wort der beiden Apostel Jakobus und Johannes war die Antwort auf eine feierliche Frage des göttlichen Meisters. Mit einem edlen Ehrgeiz, der freilich noch nicht mit besonders hoher Weisheit vertraut oder von sehr tiefer Einsicht erleuchtet war, verlangten sie neben ihm auf dem Thron seiner Herrlichkeit zu sitzen. Sie gaben sich nicht zufrieden mit einem Teilchen jener besonderen Gabe, die er seinen Erwählten schenkt und bald danach durch seinen Tod für sie erkaufen wollte, um sie auch uns anzubieten. Sie baten um die Gabe des ewigen Lebens, und seine Antwort war nicht ein einfaches Ja (obschon er es ihnen wirklich bereit hielt), sondern er erinnerte sie an das, was sie dafür einsetzen müßten: «Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und euch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft werde?» Und sie sagten zu ihm: «Wir können es!»

Da wird uns eine bedeutsame Lehre eingeprägt: Wir sind als Christen aufgefordert, ohne unbedingte Gewißheit des Erfolges etwas fürs ewige Leben einzusetzen. Erfolg und unvergänglicher Lohn wird denjenigen werden, die bis zum Ende beharren. Zweifellos werden alle

Diener Christi am Jüngsten Tag ein überreiches Maß von Vergeltung für ihre Mühen empfangen, und es ist wahr, wenn man sagt: wir erhalten mehr zurück, mit unfehlbarer Sicherheit, als wir ihm opfern. Aber ich spreche jetzt von den *einzelnen*, von einem jeden für sich. Keiner von uns kann sicher sein, daß er beharren werde; und doch muß jeder, um auch nur einige Aussicht auf Erfolg zu haben, etwas einsetzen. Wenn also vom einzelnen die Rede ist, so gilt durchaus, daß jeder von uns sich um die Seligkeit bemühen muß, ohne dabei Gewißheit zu haben, daß er das Ziel erreichen wird.

Das ist ja die eigentliche Bedeutung des Wortes «etwas einsetzen» oder «etwas daran wagen». Es wäre ja doch ein seltsames Wagen, das keine Furcht, kein Risiko, keine Gefahr, keine Angst, keine Unsicherheit einschloße. So ist es in der Tat, und zum wenigsten liegt hier die Schönheit und der Adel der Glaubenshingabe und der Grund, weshalb der Glaube vor anderen Gnadengaben ausgezeichnet und als das besondere Organ der Rechtfertigung bezeichnet ist: wo Glaube ist, ist damit eingeschlossen, daß wir das Herz haben, etwas einzusetzen.

St. Paulus macht uns das deutlich genug im 11. Kapitel des Hebräerbriefes. Da gibt er zunächst eine Begriffsbestimmung des Glaubens, um dann Beispiele hierfür anzuführen, wie um uns vor möglichen Mißverständnissen zu bewahren. Voraus ging das Zitat [aus Hab 2, 4]: «Mein Gerechter lebt aus dem Glauben» [Hbr

10,38]; und um deutlich zu machen, daß er dasselbe meint, was er im Römerbrief den «rechtfertigenden Glauben» nannte [Röm 3, 22ff.], fährt er fort: «Der Glaube ist also der feste Grund», die lebendige Vergegenwärtigung «dessen, was wir erhoffen, der Erweis des Unsichtbaren» [11, 1]. Es ist sein Wesen, sich gegenwärtig zu halten, was unsichtbar ist; er ist eine Tat auf bloße Aussicht hin, als wäre man schon in vollem Besitz; ein Einsatz dafür, indem man die irdischen Werte, Ruhe, Glück und dergleichen in der Erwartung des Kommenden aufs Spiel setzt. Darum sagt der Apostel in einem andern Brief mit Betonung: «Wenn wir bloß für dieses Leben auf Christus hoffen, sind wir die elendesten unter allen Menschen» (1 Kor 15, 19). . Das beleuchtet er im folgenden am Beispiel der alten Heiligen, die ihr gegenwärtiges Wohlergehen für das künftige aufs Spiel setzten: «Abraham zog aus, ohne zu wissen, wohin der Weg ihn führe»; und alle die anderen starben, «ohne die Verheißung erlangt zu haben; sie schauten sie wie von ferne und waren doch davon überzeugt und umfaßten sie und bekannten, daß sie Fremdlinge und Pilger auf Erden seien» [11, 8. 13]. — Das war der Glaube der Patriarchen.

Und in den Worten unseres Textes nehmen die beiden jugendlichen Apostel mit einer noch unerfahrenen, aber hochherzigen Einfalt dasselbe für sich in Anspruch. So wenig sie die Tragweite ihres Wortes ahnten, legten sie doch das Verborgene ihres Herzens offen und ließen

zum voraus erkennen, wie sie sich künftig verhalten würden: «Sie sprachen: Wir können es!» Sie verpfändeten sich sozusagen blindlings und gaben sich gefangen in die Hand jenes Stärkeren, der sie wie mit List zu seinen Gefangenen machte. Jedenfalls war ihr Versprechen ehrlich und kam von Herzen, obschon sie nicht wußten, was darin lag. Und so ward es angenommen.

So hielt es der Herr auch mit Petrus. Er nahm das Angebot seines Dienstes an, nicht ohne ihm zu verstehen zu geben, wie wenig er dessen Tragweite ahnte. Den glühenden Apostel verlangte es, sogleich seinem Meister zu folgen, aber dieser sprach: «Wohin ich gehe, kannst du jetzt nicht folgen, aber du sollst es später tun» (Joh 13, 26; vgl. 21, 18ff.).

Solcher Art war der Einsatz, den die Apostel im Glauben ohne Sicherheit leisteten. An einer Stelle bei Lukas schärft uns der Herr die Notwendigkeit ein, daß wir mit bewußter Überlegung so handeln: «Wer von euch, der einen Turm bauen will, setzt sich nicht zuerst hin und berechnet die Kosten, ob er auch die genügenden Mittel habe, den Bau zu vollenden, damit er nicht etwa, wenn die Fundamente gelegt sind, nicht fertig machen kann. . So kann auch niemand von euch mein Jünger sein, der nicht alles darangibt, was er hat» (Lk 14, 28). Das weist uns hin auf das Opfer, das wir zu bringen haben. Wir müssen ihm alles hingeben. Er nimmt für sich das Recht in Anspruch, nach seinem Gutfinden dies oder jenes von uns zu

fordern oder uns dies oder jenes für eine Zeitlang zu lassen. .

Ist also der Glaube das Wesentliche im Leben des Christen, und besteht der Glaube in dem, was wir soeben sagten, so ist es folgerichtig unsere Pflicht, auf Christi Wort hin dasjenige, was wir haben, einzusetzen für das, was wir noch nicht haben. Wir müssen handeln auf großmütige, edle Art — gewiß nicht unüberlegt und leichtfertig, aber doch ohne genau zu wissen, wieviel wir aufgeben, oder was wir dafür erhalten, ohne Sicherheit über den Lohn, über den Umfang unseres Opfers, in jeder Hinsicht ihm hingegen, auf ihn uns verlassend, auf ihn harrend und ihm vertrauend, daß er sein Versprechen einlöst und uns Kraft gibt, unser Wort zu halten, um so in allem ohne Sorge und Angst um die Zukunft unsern Weg zu gehen.

Ich darf wohl annehmen, das Gesagte werde für gläubige Menschen im Ganzen klar und unwidersprechlich erscheinen. Wenn ich nun aber dazu übergehe, die *praktischen Folgerungen* zu ziehen, die sich unmittelbar daraus ergeben, so werden manche im Stillen ihres Herzens, wenn nicht offen, ausweichen wollen. . Es gibt keine noch so überwältigende Wahrheit, der sich der Mensch nicht zu entziehen vermöchte, indem er die Augen schließt. Es gibt keine noch so gebieterische Pflicht, gegen die er nicht, wenn es ihn selbst angeht, tausend gute Gründe finden wird. Da wird es sicherlich heißen, man treibe die Dinge zu weit, wenn man den Menschen so nahe komme. . Aber muß man nicht gleich-

wohl sich ernstlich fragen, ob denn die Menschen im allgemeinen, ja selbst die besseren von ihnen, überhaupt etwas auf Christi Wahrheit hin einsetzen?

Überlegen wir einen Augenblick — und möge jeder sich persönlich die Frage vorlegen: was *er* auf die Wahrheit der Verheißung Christi eingesetzt hat? . Ich fürchte wirklich, wenn wir uns erforschen, wird sich zeigen: da ist nichts, wozu wir uns entschließen — nichts, was wir tun — nichts, was wir unterlassen — nichts, was wir meiden — nichts, was wir wählen — nichts, was wir aufgeben — nichts, was wir anstreben: was wir nicht auch ohnehin beschlossen und getan, auch ohnehin unterlassen und gemieden, auch ohnehin gewählt oder aufgegeben und auch ohnehin angestrebt hätten, wenn Christus nicht gestorben wäre und uns nicht das ewige Leben verheißen hätte. Ich fürchte wirklich, die meisten sogenannten Christen, sie mögen im einzelnen für recht halten was immer, sie mögen zu fühlen meinen was immer, sie mögen an Herzenswärme, Erleuchtung, Liebe für sich in Anspruch nehmen was immer, würden ziemlich genau so leben, wie sie es tun, weder viel besser noch viel schlechter, wenn sie der Meinung wären, das ganze Christentum sei eine Fabel. In jungen Jahren gehen sie ihren Gelüsten oder doch irdischen Eitelkeiten nach; in reiferen Jahren beginnen sie ein ehrliches Geschäft oder schlagen sonst einen Weg ein, um Geld zu verdienen; dann heiraten sie und gründen einen eigenen Haus-

stand, und da ihr Vorteil mit ihrer Pflicht zusammenfällt, erscheinen sie einander und sich selbst als achtbare, religiöse Menschen. Sie verwachsen mit den Dingen, wie diese nun sind; sie zeigen auch Eifer gegen Laster und Irrungen, sie leben im Frieden mit allen, und im ganzen genommen, ist ihre Lebensführung sicherlich recht und lobenswert in ihren Grenzen. Nur, glaube ich, hat das nicht notwendig etwas mit Religion zu tun; nichts setzt die Wirklichkeit religiöser Grundsätze voraus in Menschen, die sich dazu bekennen; nichts ist, was sie nicht ebenso täten, wenn es einzig um irdische Werte ginge: sie gewinnen jetzt solche, denn sie entsprechen ihren zeitlichen Interessen; sie sind ruhig und ordentlich, weil es ihr Vorteil und ihr Geschmack ist, — aber sie wagen nichts um des Glaubens willen an Christi Wort; dafür opfern sie nichts und setzen nichts dafür ein.

Ein Beispiel: St. Barnabas hatte ein Besitztum auf Cypern; er gab es hin für die Armen Christi. Das war offenbar ein Opfer. Er tat etwas, was er nicht getan hätte, wäre die Lehre des Evangeliums nicht Wahrheit. Es liegt auf der Hand: wenn das Evangelium eine Fabel wäre, so hätte er eine ausgesprochene Dummheit gemacht, es wäre ein schwerer Mißgriff, ein arger Verlust für ihn gewesen; er wäre gleich dem Kaufmann gewesen, dessen Schiffe verloren gingen. . . Christus sagt: «Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn es mit euch zu Ende geht, in die ewigen Wohnungen aufnehmen» (Lk 16, 9). . . Solche

Taten der Barmherzigkeit sind ein Einsatz auf Gottes Wort hin, ein Zeugnis unseres Glaubens. So bringt auch der ein Opfer, der bei viel versprechenden Aussichten in der Welt die Hoffnung auf Reichtum und Glanz hintansetzt, um Christus näher zu sein, um einen Platz in seinem Heiligtum, mehr Muße und Gelegenheit zum Lobe und zum Gebet zu haben. So ist es auch mit einem, der aus edlem Verlangen nach Vollkommenheit dem Wunsch nach irdischen Annehmlichkeiten entsagt und mit Daniel oder St. Paulus sein Leben unter viel Anstrengungen und Mühen, aber in der Klause seines Herzens mit Gott allein zubringt: auch dieser setzt etwas ein für die Gewißheit der künftigen Welt. Oder wer nach einem sündhaften Leben in Wort und Tat ein neues Leben beginnt, sich etwas Hartes zumutet, sich Selbstverleugnung auferlegt, das Fleisch in Zucht nimmt, erlaubten Freuden entsagt und sich der Demütigung vor den Menschen aussetzt: auch dieser zeigt, daß sein Glaube eine gelebte Hoffnung, der Bürge des Unsichtbaren ist. Auch schon derjenige, der um Kraft betet, dem allgemeinen Jagen und Treiben zu widerstehen und dasjenige zu umfassen, wovor das Gefühl natürlicherweise zurückschaudert; auch wer, von Gottes Fügung mit zeitlichen Übeln bedroht, wohl um ihre Abwendung bittet, aber doch fähig ist, von Herzen zu sprechen: «Dein Wille geschehe» — auch der ist nicht ohne Opfer. . . , oder der Freunde und Angehörige hat und in die Trennung von ihnen redlich einwilligt, noch ehe sie völlig sicher ist,

und es über sich bringt zu sagen: «Nimm sie hin, wenn es dein Wille ist — dir gebe ich sie, in deine Händel», und der bereit ist, sich beim Worte nehmen zu lassen: auch ein solcher setzt etwas ein und gefällt darin Gott. .

Edle Herzen wie Jakobus und Johannes oder Petrus sagen wohl hin und wieder mit einiger Überhebung im voraus, was sie alles für Christus tun wollen; sie meinen es nicht unredlich, aber sind ahnungslos, und um ihrer ehrlichen Gesinnung willen werden sie wie zur Belohnung beim Wort genommen, obschon wohl erst die Zukunft sie belehren wird, was für ein ernstes Wort sie sprachen. Jene sprachen: «Wir können es». . Jakobus erhielt die Gnade, bis zum Tod, bis zum Martyrium durch das Schwert in Jerusalem standhaft zu bleiben. Sein Bruder Johannes hatte noch mehr zu erdulden: er starb als letzter von den Aposteln wie Jakobus als erster; er mußte sich zuerst von seinem Bruder, dann von den andern Aposteln trennen, und lange Jahre in Vereinsamung, Verbannung und Schwäche standen ihm bevor. . Er gleicht einem Manne, der umziehen muß in ein fernes Land mit seiner Habe und das eine Mal diesen, das andere Mal jenen Teil vorausschickt, bis er an seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort fast von allem entblößt ist. . Ein solcher kann am Ende seiner Tage wohl rufen: «Komm, Herr Jesus!» (Geh Offb 22, 20] . .

Ach, daß wir nicht mehr von diesem hohen überirdischen Geist besitzen! Warum sind wir hier so zufrieden mit den Dingen, wie sie sind?

Warum wünschen wir so sehr, unsere Ruhe zu haben und dieses Leben zu genießen? Warum schützen wir gerne Ausreden und Entschuldigungen vor, wenn wir spüren, wir müßten nach Höherem streben und müßten das Kreuz auf uns nehmen, sofern wir Christi Krone zu tragen wünschen? Nochmals, welches ist unser wirklicher Einsatz, unser Wagemut auf die Verlässlichkeit seines Wortes hin? Er spricht: «Ein jeder, der sein Haus oder Bruder oder Schwester, Vater oder Mutter oder Weib oder Kind um meines Namens willen verläßt, wird Hundertfaches erhalten und das ewige Leben besitzen. Aber viele, welche die ersten sind, werden die letzten sein, und die letzten werden die ersten sein» (Mt 19, 29 f.)

PPS IV. 20: 295/306; vgl. Drevcs 26 ff.
Laros V. 333 ff. (21. Februar 1836).

GLAUBE, GEHORSAM, LIEBE

I

Wenn ein einfacher Mensch die Bibel mit redlichem und demütigem Herzen im Bewußtsein der Gegenwart Gottes liest, so wird er über den Sinn der Worte kaum im Zweifel sein können, die besagen: «Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote» (Mt 19, 17). Sie sind auf den ersten Blick so klar wie der Tag, und die übrige Lehre Christi bekräftigt nur den ersten Eindruck. . Nun sagt Paulus in einigen Stellen seiner Briefe, daß wir «durch den Glauben» auf-

genommen und gerettet werden; und weil er unter der Leitung des verheißenen Geistes schrieb, so folgern manche, das sei die wahre evangelische Sprache. .

Natürlich sind die Paulusbriefe vom Heiligen Geist eingegeben; aber dieser Geist war von Christus gesandt, um Christi Worte [bes. für Heidenchristen] ins Licht zu stellen und dem Verständnis nahezubringen. Die zwei himmlischen Zeugen können sich nicht widersprechen, und der Gläubige hört auf beide. .

Offenbar sind diese beiden Haltungen der Seele *einander gleich*. Es ist sachlich durchaus kein Unterschied, ob wir sagen, jemand suche Gott im Glauben, oder er suche ihn im Gehorsam. . Glauben heißt über die Welt hinaus auf Gott schauen — und gehorchen heißt über die Welt hinaus auf Gott schauen. Unser Herz glaubt, und unser Herz gehorcht. .

Jedem denkenden Menschen leuchtet dies ein, und es war dies sicher den Verfassern der heiligen Schriften gegenwärtig, da sie die beiden Ausdrücke «Glauben» und «Gehorchen» unterschiedslos gebrauchen. . Von Anfang bis zum Ende der Bibel spricht die inspirierte Stimme nicht von einem Gegensatz zwischen Glauben und Gehorchen, sondern lehrt dasselbe: der einzige Weg des Heils ist unsere Hingabe an Gott in allem, eine tiefe Anbetung, ein Verzicht auf Eigenwillen, eine Hinwendung zu ihm von ganzem Herzen. .

Auch läßt sich kaum mit Recht sagen, «zuerst» komme der Glaube und dann der Gehor-

sam als zweiter Schritt, der freilich nicht fehlen dürfe, aber der Glaube als erster Schritt wirke schon die Rechtfertigung. Es läßt sich kein einziger Akt des Glaubens namhaft machen, der nicht auch den Charakter des Gehorsams hätte: er schließt eine Bereitschaft und Entschlossenheit ein, die gekrönt wird.

II

Wohl alle besinnlichen Leser des Kapitels von der *Liebe* im 1. Korintherbrief (Kap 13) haben schon eine Überraschung empfunden, wie mannigfache Eigenschaften der erhabenen Gnadengabe der Liebe beigelegt sind. Auf die Frage, was Liebe sei, zählt St. Paulus zur Antwort eine ganze Reihe ihrer Merkmale auf, die alle etwas Bestimmtes und Besonderes enthalten: sie ist geduldig und gütig, sie kennt keinen Neid, ist nicht unbescheiden, nicht aufdringlich, verletzt nicht die Schicklichkeit, ist nicht selbstsüchtig, nicht bitter und will nichts Arges. Was von allem ist sie nun eigentlich? Ist sie nämlich all dies zugleich, so ist sie gewiß nur ein Name für alle Tugenden zusammen.

Dieser Schluß legt sich um so mehr nahe, als Paulus tatsächlich anderswo die Liebe «die Erfüllung des Gesetzes» nennt [Röm 13, 10]. So sieht auch unser Herr fast in gleicher Weise unsere ganze Aufgabe in der Erfüllung der Gottes- und Nächstenliebe [Mt 22, 40]; Jakobus nennt die Liebe «das königliche Gebot» [Jak 2, 8], und

nach Johannes dürfen wir «wissen, daß wir vom Tode ins Leben versetzt sind, weil wir die Brüder lieben» [1 Joh 3, 14]. So ist das Kapitel bei Paulus offensichtlich nur eine eingehende Schilderung dessen, was sonst in der Heiligen Schrift in allgemeineren Wendungen steht. .

Nach dem Gesagten ist die Liebe dasjenige, worin alle Tugenden eins sind. ., die Wurzel der heiligen Neigungen und Fähigkeiten, in welchen sie aufgeht und blüht, und sie sind nur Teile, so daß sie notwendig mitgenannt werden müssen, wenn man die Liebe beschreibt. Sie ist gleichsam der Stoff, aus dem alle Gnadengaben bereitet sind, die Geisteshaltung, wodurch die Wiedergeburt sich fruchtbar erweist und worin der göttliche Geist wohnt, nach den Worten des heiligen Johannes: «Jeder, der liebt, ist aus Gott geboren; wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm» (1 Joh 4, 7. 16). Das ist die Liebe; und weil sie so ist, bleibt sie in Ewigkeit: «Die Liebe hört nimmer auf» [1 Kor 13. 8].

Glaube und Hoffnung sind Gnadengaben des irdischen unvollendeten Zustandes und vergehen mit ihm; die *Liebe* ist größer, weil sie deren Vollendung ist. Glaube und Hoffnung sind Gnadengaben, soweit wir zu dieser Welt gehören, also nur für eine begrenzte Zeit; aber die Liebe ist eine Gnadengabe für Gottes Geschöpfe, ob sie nun hienieden oder anderswo sind, und für Erlöste, die es für immer bleiben. Der Glaube vergeht im Schauen, die Hoffnung

im Besitzen; die Liebe aber wächst immerzu durch die ganze Ewigkeit.

Glaube und Hoffnung sind Ausdrucksweisen der Liebe: wir glauben Gottes Wort, weil wir es lieben; wir hoffen auf den Himmel, weil wir ihn lieben – wir würden nicht auf ihn hoffen und uns nicht um ihn kümmern, würden wir ihn nicht lieben – und nicht einmal Gott im Himmel würden wir vertrauen und uns auf ihn verlassen, würden wir ihn nicht lieben¹. Glaube und Hoffnung sind nur Ausdrucksmittel oder Ausdrucksweisen der Liebe. Von der Liebe aber läßt sich nicht sagen, wir liebten, weil wir glauben – denn «auch die Teufel glauben», aber lieben nicht [Jak 2, 19]; auch lieben wir nicht, weil wir hoffen – denn Heuchler hoffen, ohne zu lieben. Vielmehr lieben wir aus keinem Grunde, der nicht Liebe wäre; wir lieben, weil es unsere zweite Natur ist, zu lieben, und sie ist dies, weil Gott der Heilige Geist sie zu unserer zweiten Natur gemacht hat. Liebe ist unmittelbar die Frucht und der Erweis der Wiedergeburt. .

Glaube und Hoffnung sind an sich keine solche Zeichen, sondern nur *der* Glaube, «der sich in der Liebe auswirkt» [Gal 5, 6], und *die* Hoffnung, die «liebt, was Gott befiehlt, und ersehnt, was Gott verheißen hat» [Augustinus]. . «Wenn ich Glauben hätte, um Berge zu versetzen, aber nicht Liebe. . ». Der Glaube vermag uns über die Welt zu erheben, die Liebe bringt

¹ Zur näheren Erklärung vergleiche das 2. Kapitel meines «Newman, Die Kirche» (Einsiedeln 1945) Bd. I. 89 ff.

uns zu Gottes Thron; der Glaube kann uns nüchtern machen gegenüber der Welt, die Liebe aber vermag uns zu beseligen.

Derselbe Text weist uns auch auf die Möglichkeit, daß jemand sogar sehr klare, abgeklärte, präzise Ansichten von den himmlischen Dingen haben kann, daß er die Wahrheiten des Evangeliums sich ernstlich vergegenwärtigen und danach handeln kann, daß er begreifen kann, alles um uns sei Schleier, nicht Wesen, daß er auf Gottes Wort und Wundermacht vertrauen kann, daß sein Glaube unter Umständen so ehrlich und unbedingt ist, daß er alles hingibt, um die Armen zu speisen, daß er die Welt in königlicher Verachtung des Irdischen mit Füßen treten und seinen Leib in einen glorreichen Martertod hingeben könnte — und doch, ich will beileibe nicht sagen, «ohne Liebe» sein kann (ich glaube auch nicht, der Apostel denke an einen wirklichen Fall. . .), wohl aber, daß jemand all das sein könnte, was da aufgezählt ist, aber doch keinen Nutzen davon hätte, wenn er nicht auch etwas anderes wäre, wenn er nicht die Liebe hätte. Furchtbare Wahrheit für jene, die sich auf ihre Mühen, ihre Leiden, ihre Opfer oder Werke etwas zugute tun! Wir sind Christen nicht durch den Glauben allein, noch durch Werke allein, sondern durch Liebe. . .

Liebe ist das sanfte, stille, innige Zur-Ruhekommen und Sich-hingeben der Seele, die auf Gott hinschaut. Nicht nur ein Ja zu Gott vor allem andern, sondern eine Freude an ihm, weil er Gott ist, und weil seine Gebote gut sind;

auch keine heftige Erregung oder Begeisterung, sondern wie St. Paulus sie beschreibt: langmütig, gütig, bescheiden, demütig, arglos, einfältig, fügsam, selbstlos, sanft, herzensrein, freundlich, geduldig, ausdauernd. Der Glaube ohne die Liebe wäre dürr, rauh und saftlos; ihm fehlte das Süße, Anziehende, Liebenswürdige.

Liebe brachte Christus auf die Erde; sie ist nur ein anderer Name für den Tröster. Ewige Liebe ist das Band aller Dinge im Himmel und auf Erden. Es ist die Liebe, darin Vater und Sohn eins sind in der Einheit des Geistes, darin die Engel des Himmels und die Heiligen eins sind mit Gott, und darin die Kirche auf Erden eins ist.

PPS III. 6: 77/88. IV. 21: 307/18; vgl. Laros II. 27 ff.: 113 ff. (21. Februar 1820 und 25. Februar 1838).

RICHTUNG AUF DAS GEGENSTÄNDLICHE

«Daran sehen wir, daß wir ihn erkennen, wenn wir seine Gebote halten» (1 Joh 2, 3). Gott und Christus erkennen, scheint in der Sprache der Schrift zu besagen: in der lebendigen Überzeugung seiner Gegenwart leben, die für unser leibliches Auge unsichtbar ist. Glauben heißt ja nach Paulus, den «festen Grund und Erweis des Unsichtbaren» besitzen [Hbr 11, 1]. Das ist Glaube, nicht wie ein Heide ihn auch haben kann, sondern das ist der biblische Glaube; denn nur im Zeichen des Evangeliums

hat sich Gott so kundgetan, daß hier jene Art von Glauben möglich ist, die in gewissem Sinn «Erkennen» heißen kann.

Der heidnische Glaube war blind; da bewegte man sich mehr oder weniger mit Händen und Füßen im Dunklen voran, und deshalb sagt davon der Apostel: «ob sie ihn vielleicht erspüren möchten» (Apg 17, 27). Das Evangelium aber ist eine *Kundgebung* und wendet sich deshalb an die Augen unseres Geistes. Der Glaube ist grundsätzlich dasselbe wie zuvor, aber nun kann man mit größerer Gewißheit und Zuversicht handeln. . Darum spricht das Neue Testament sooft von geistiger Erkenntnis. So betet Paulus, die Epheser möchten «den Geist der Weisheit und Offenbarung in der Erkenntnis Christi» besitzen, «da die Augen eures Verstehens erleuchtet sind» (Eph 1, 17f.); und die Kolosser haben nach ihm «den neuen Menschen angezogen, der sich beständig nach dem Bilde seines Schöpfers erneuert» (Kol 3, 10); Petrus wendet sich im gleichen Sinne an seine Brüder mit dem Gruß: «Gnade und Friede durch die Erkenntnis Gottes und unseres Herrn Jesus» (2 Ptr 1, 2).

Es ist klar, was der *Gegenstand* des geistigen Schens ist, das uns im Evangelium geschenkt ward: «Gott, offenbart im Fleische» [2 Kor 4, 11]. Er, der zuvor unsichtbar war, hat sich in Christus gezeigt, hat nicht etwa nur in dem, was Vorsehung oder Gnadenerfahrung oder Wunder heißt, oder in Taten und Charakter von erleuchteten Menschen seine Herrlichkeit

ausgebreitet, sondern er selbst ist in aller Wirklichkeit auf die Erde gekommen und ward in Menschengestalt von Menschen gesehen.

Gott «erkennen» heißt «ewiges Leben haben» [Joh 17, 3], und an seine Offenbarung im Evangelium «glauben», heißt ihn «erkennen» [Joh 17, 8]. Aber wie sollen wir «sehen» – feststellen, «daß wir ihn erkennen»? Wie können wir gewiß sein, daß wir nicht einen Traum unseres Herzens als wahres und klares Sehen mißverstehen? Wie können wir behaupten, es sei bei uns anders als bei Leuten, die durch den Dunst der Atmosphäre, in dem die Dinge verschwimmen, ins Weite schauen? Unser Textwort [1 Joh 2, 3] gibt uns klare und verständliche Antwort. Freilich berufen sich manche Christen auf etwas anderes oder sind nicht geduldig genug, sich die Frage zu stellen. Sie seien völlig sicher, sagen sie, daß sie wahrhaft glaubten; denn Glauben trage seine Gewißheit in sich selbst und lasse kein Mißverstehen zu; die wahre Überzeugung sei von allem anderen verschieden. Aber St. Johannes erklärt: «Daran sehen wir, daß wir ihn erkennen, wenn wir seine Gebote halten.» Gehorsam ist der Prüfstein des Glaubens.

Nicht als wäre nicht eine bestimmte Geistesverfassung, bestimmte Ideen, Empfindungen, Gefühle, Gemütsbewegungen eine notwendige Bedingung des Heilsstandes; allein, obschon es so ist, legt der Apostel nicht darauf den Nachdruck – wie um zu bedeuten, daß solches sich sicher ergibt, wenn nur unser Herz sich auf die beiden Hauptziele richtet: Gott in Christus zu

schauen und ihm in unserer praktischen Lebensführung aufrichtig zu gehorchen. . So ist untadelige Rechtgläubigkeit (wie wir gewöhnlich sagen) und gehorsames Leben die ganze Pflicht des Menschen. Und es ist völlig sicher, daß man es immer so verstanden hat. Erforsche die Zeugnisse der Frühkirche oder die Schriften der alten ehrwürdigen Bischöfe und Lehrer der Kirche, und überzeuge dich, ob dies nicht, in Übereinstimmung mit den Glaubenslehren des Religionsunterrichts, mit dem Credo, mit dem Vaterunser und den Zehn Geboten, der Inbegriff der Religion ist.

Man wendet dagegen ein, daß eine solche Auffassung des Religiösen leicht zur Selbsttäuschung führe: wer nur «rechtgläubig» sei und «Gottes Gebote halte», sei ein Formalist; sein Herz sei nicht beteiligt; in seinem Innern sei nichts verändert; solange keine Wandlung [«Bekehrung»] stattgefunden habe, sei alles Glauben und Gehorchen doch nur etwas Äußeres ohne Wert. Wir müßten uns deshalb an das Herz der Menschen wenden, sie auffordern, sich selbst zu erforschen, ihre inneren Antriebe zu prüfen und sorgfältig darauf zu achten, daß sie nicht sich selbst vertrauten. Wir müßten erst sicher sein, daß ihr Fühlen und Denken auch wirklich geistig sei, bevor sie sich einem Selbstvertrauen überließen. — Wir werden später sehen, was an solcher Auffassung des Religiösen richtig ist. Für jetzt wollen wir nur soweit davon sprechen, als es der erhobene Einwand erheischt. Darum frage ich: Wie sonst kann ein

Mensch erkennen, daß seine Antriebe und Gemütsbewegungen in Ordnung sind, als an ihren Früchten? Können sie etwa den Erweis in sich selber tragen? Sind sie wie Farben, die man unmittelbar wahrnimmt, ohne nachprüfen oder überlegen zu müssen? Ist nicht jede Empfindung und Ansicht eines Menschen (sie mag so oder anders gefärbt, schön oder häßlich sein) das Ergebnis seines persönlichen Denkens, je nach dem Licht, das in seinem Innern aufgesteckt ist? Und ist dieses «Licht» in einem Menschen nicht oft geradezu Finsternis, oft nur Zwielflicht und oft von dieser oder jener Färbung, die bis in die letzte Faser seines Wesens spürbar ist? Wie also könnte einer mit seinem eigenen inneren Licht die Empfindungen und Gefühle seines Herzens prüfen?¹ . . *Taten des Gehorsams* hingegen sind ein verständlicher Erweis, ja der einzig mögliche Erweis und, im ganzen gesehen, auch ein befriedigender Erweis für die Wirklichkeit unseres Glaubensernstes.

Ich behaupte nicht, schon dieses oder jenes «gute Werk» sage uns etwas, aber ein anhaltender Gehorsam sagt viel. Und wenn wir unsere Pflichten nach verschiedenen Seiten tun, so tragen und bezeugen sie sich gegenseitig. Würde

¹ Newman hat hier die Gefühlsreligion sektierischer Gruppen im Auge, wo ein «Bekehrungserlebnis» erzeugt und der «überwältigende» Eindruck des Erlebten bereits als Erweis für echte Religiosität (oder gar für die Wahrheit des Religionssystems) angesehen wird. — Natürlich geht es ihm dem gegenüber nicht um «Religionsbeweise», sondern um Korrektur und Ergänzung hinsichtlich der «Religiosität» oder Frömmigkeit.

jemand nur ein bestimmtes schönes Teilstück leisten, so hätte er wohl Grund sich zu fragen, ob dies nicht bloß von Stolz und Eigensinn rühre. Wer bloß gutmütig und versöhnungsbereit ist, könnte vielleicht zufolge seines Naturells sich so verhalten. Wären wir nur fleißig, so könnte es mit Unverträglichkeit und Selbstsucht zusammengehen. Würde einer nur seine irdischen Berufspflichten erfüllen, so wäre es kein Erweis, daß sein Herz überhaupt Gott gehört. Wären wir nur regelmäßig in Gottesdienst und Sakramentenempfang: manch einer hat dabei ein weites Gewissen, ist nicht peinlich gerecht oder ist nörglerisch oder neidisch. Ist er ein häuslicher Charakter, umgängig, liebenswürdig, von zartem Familiensinn? Er möge achtgeben, daß nicht Weib und Kinder in seinem Herzen die Stelle Gottes einnehmen, der sie ihm gab. Ist er nur mäßig, nüchtern, keusch, abgewogen in seinen Worten? Das kann auch von bloßer Schwerfälligkeit und Empfindungsschwäche rühren oder mit geistlichem Hochmut zusammengehen. . Niemand ist ohne die eine oder die andere gute Eigenschaft. Balaam fürchtete sich, Gottes Auftrag mißzuverstehen, Saul war tapfer, Joab ehrlich, der Prophet von Bethel ehrerbietig gegenüber den Dienern Gottes, die Hexe von Endor gastfreundlich — und so kann natürlich keine gute Tat oder Eigenschaft, für sich genommen, das Kennzeichen des geistigen Menschen sein.

Auf der andern Seite jedoch gibt es keine solche Eigenschaften, die sich nicht auch irgend-

wie äußerlich kundgäben, und je vielfacher und mannigfacher sie hervortreten, um so bezwingender und tröstlicher ist ihre Überzeugungskraft. Allgemeine Gewissenhaftigkeit ist die einzige Sicherheit, wodurch sich Tugend als echt erweist — und danach müssen wir streben und uns entschließen, Gott einen steten Gehorsam entgegenzubringen. .

Man kann nun einwenden, weil mancher Gehorsam sich auf *innerliches* Verhalten beziehe, so müßten wir uns nach dieser Seite erforschen, um ihn gut zu erfüllen. Wir könnten z. B. nicht beten, ohne auf uns selbst zu achten, während wir die Gebetsworte sprechen, um unsere Gedanken bei Gott zu halten; wir könnten nicht Ärger und Ungeduld zurückdrängen oder liebevolle Bereitschaft zu Versöhnlichkeit pflegen, ohne unser Inneres zu beachten und uns zu prüfen. — Aber dieser Einwand beruht auf einem Mißverständnis meines Gedankens. Was ich sagen will, ist dies, daß unsere Pflicht sich selbstverständlich in Akten jeglicher Art, des Herzens wie der Zunge und der Hand betätigt, aber daß sie wesentlich in Betätigungen zu suchen ist und nicht so sehr in Stimmungen oder Gefühlen besteht. Wer sich bemüht, gut zu beten, herzlich zu lieben, sanft zu sprechen, wie es jeweils die Pflicht erheischt, ist weise und fromm; wem es aber nur um eine unbestimmte und allgemeine Gemütsverfassung zu tun ist, verfängt sich in einer Täuschung mit Worten, die nur durch ihre Zweideutigkeit sinnvoll erscheinen können. .

Dazu kommt, daß die Pflicht der Selbstprüfung viel mehr darin besteht, daß wir das Schlechte in uns entdecken, als daß wir uns versichern, was in uns Gutes ist. Kein Schaden kann sich aus der Betrachtung unserer Sünden und Mängel ergeben, wenn sie uns antreibt, zu Christus aufzuschauen, um an ihre Überwindung zu gehen. Solche Art von Selbstbetrachtung wird zu Zerknirschung und Glauben führen und deshalb zweifellos unser Herz zu einem reineren Zustand läutern — aber nur indirekt, geradeso wie das Edelmaß in Werk und Kunst sich nicht durch unmittelbare Zielsetzung ergibt, sondern durch Vermeidung des Übermaßes.

Glauben besagt wesentlich, nicht auf sich selbst hinblicken. Daraus magst du entnehmen, was für ein Gläubiger der sei, der sich in sein eigenes Gedankengehäuse verschließt, sich auf die eigenen Gedankengebilde stützt und seinen Erlöser in der Vorstellung seines Erlebens sucht, statt sein Selbst beiseite zu lassen und sein Leben auf ihn zu gründen, der in der Offenbarung des Evangeliums spricht..

II

«*Hinschauend auf Jesus*, den Urheber und Vollender unseres Glaubens» (Hbr 12, 2). Ja gewiß, wir sollen allzeit von uns weg und auf Jesus hinschauen; also es vermeiden, unsere eigenen Gefühle, Gemütsbewegungen, die Weise und

Stufe unseres geistlichen Lebens zu betrachten, als wäre dies die Hauptaufgabe im Religiösen. Uns über unsern geistigen Stand zu vergewissern, das mögen wir hauptsächlich seinen Früchten überlassen.

Nach der alten und allgemeinen Lehre der Kirche legen wir Nachdruck auf das Gegenständliche der Religion und auf die Früchte des Glaubens, und wir halten die geistige Richtung dieses Glaubens für hinreichend gesichert, wenn dies in Ordnung ist.. Sonst käme es auf die Behauptung hinaus, es sei nicht genug, einfach zu Christus aufzuschauen, um seine Gnade zu empfangen, sondern es müsse einer auch imstande sein, diesen seelischen Vorgang in sich festzustellen, seine geistige Verfassung zu beschreiben, seine «Rechtfertigung aus Glauben allein» zu bekennen und zugleich zu analysieren, was mit diesem Bekenntnis gemeint sei. Der verlässlichste Gehorsam zu Gott ist aber zweifellos der, der aus Liebe zu Gott hervorgeht, ohne mit genauem Maßstab die Größe oder die Natur des Opfers zu messen, welches darin eingeschlossen ist. Wer gewohnt ist, allen seinen Ideen und Handlungen einen Namen zu geben, sie wie für den Markt abzuschätzen, jeder einzelnen die ihr gebührende Etikette und Wertberechnung anzuhängen: der wird bald ungewollt seine Beweggründe durch Stolz und Selbstsucht verderben. Eine Art Selbstgefälligkeit wird sich in seinen Geist einschleichen, so fein, daß es nicht auf einmal für ihn zu erkennen ist; ein Zustand behaglicher Selbstzufrieden-

heit, die gern das eigene Empfinden und Urteilen dem fremden vorzieht; eine geheime, wenn nicht eingestandene Überzeugung, daß er sich auf einer höheren Stufe befinde als der Durchschnitt seiner Umwelt.

Ein solch übler Gedanke stellt sich leicht, wenn auch gewiß nicht notwendig ein, wenn jemand ein Tagebuch über sein religiöses Innenleben führt, ja sogar bei Darstellungen, die mit der religiösen Berufsarbeit zusammenhängen: sie verführen den Schreiber in dieser oder jener Hinsicht zu Selbstbespiegelung. Und so nützlich oft auch religiöse Tagebücher sind, so glaube ich doch: wenn man seine Empfindungen zur Erinnerung niederlegen will, wird man nur schwer den Gedanken ausschließen können, daß diese schönen Gefühle eines Tages der Welt kundwerden möchten; und so wird man unvermerkt verleitet, die Niederschrift wie zu einer Darbietung zurechtzulegen. Selten wird es einen Menschen geben, der es sich praktisch leisten kann, seine besseren Gedanken oder Taten zu betrachten, ohne der Versuchung zu unterliegen, sie vor anderen auszubreiten. Daher ist es so leicht, einen Eingebildeten zu finden. Wird solches einmal im geheiligten Bereich des Religiösen gefördert, so führt es zu einer unnatürlichen Feierlichkeit des Benehmens — und zugrunde liegt dabei der Wunsch, ein «geistlicher Mensch» zu sein, ja, als solcher zu erscheinen; und solches kommt dann für den Beobachter recht peinlich heraus und steht sicherlich nicht im Einklang mit der

Regel unseres Heilands, wir sollten gerade dann, wenn wir uns im Herzen ganz klein fühlen, «unser Haupt salben und unser Antlitz waschen» [Mt 6, 17].

Ein anderer Übelstand, der sich aus solcher Selbstbetrachtung ergibt, ist die besondere Art von Selbstsucht (wenn ich ein so herbes Wort dafür gebrauchen darf), die man dabei pflegt. Wer sich selbst statt unseren Herrn zum wesentlichen Inhalt seines Denkens macht, wird naturgemäß sich selbst erhöhen. Ohne zu bestreiten, daß die Verherrlichung Gottes das große Ziel ist, auf welches alles bezogen werden soll, werden solche Leute unbewußt dazukommen, die Verherrlichung Gottes unlöslich mit der Überzeugung von ihrem persönlichen Heil zu verknüpfen. Das erklärt es zum Teil, daß einseitige Ansichten über Vorherbestimmung so verbreitet sind, und daß man sich dabei auf die eigene Rechtfertigung aus dem Glauben versteift — und eben deshalb mögen solche die Lehre der Schrift von der Kirche und ihren Ämtern so gar nicht leiden. Nichts ist so unmöglich zu vereinen wie das Gedankensystem, welches den Menschen anleitet, um sein eigenes Denken und Erleben zu kreisen — und das andere, welches ihn auf eine Quelle von Gnade und Wahrheit weist, auf welche Gott ihn verpflichtet. Und wie bei *einer* Gruppe von Menschen Selbstvertrauen und Hochmut das naturgemäße Ergebnis solcher Auffassungen sind, so führen sie bei *einer andern* zu unruhiger Ängstlichkeit über ihren religiösen Zustand

und ihre Heilsaussichten, und sie fürchten, sie hätten die Verdammung des allbarmherzigen Erlösers zu gewärtigen. Es bedarf kaum eines Wortes, daß Selbstbetrachtung eine häufige Erscheinung und oft auch eine Vorstufe zur Verschiebung der gesunden Seelenhaltung ist.

PPS II: 14/5: 151/73; vgl. Laros 343 ff. (für PPS II. 15):
Januar oder Februar 1835.

III

Wenn es irgendeinen Zusammenhang zwischen *Gottes* Erkennen und Ertragen des Bösen gibt, so war es ein kühnes Verlangen unserer Stammeltern, das Böse zu erkennen, ohne selbst davon berührt zu werden. Es war ein Gedanke, ähnlich jenem, «wie Götter» sein zu wollen: vom Geheimnis des Abgrunds, vom «Wurm, der nicht stirbt», zu wissen, ohne darüber die Unschuld und das Glück zu verlieren.

Das verstanden sie nicht. Sie verlangten nach etwas, wovon sie nicht wußten, daß sie es nicht haben konnten, ohne anders zu werden. Sie sahen nicht, wie eng für die menschliche Natur Erkenntnis und Erfahrung zusammenhängen. . Sie «aßen vom Baume», der sie weise machen sollte – und ach, nun wurde ihnen klar, was Sünde, Scham, Tod, Verdammung, Verzweiflung ist. . Sie verloren das Paradies, und sie gewannen das böse Gewissen.

Das ist also «Erkenntnis des Guten und des Bösen». Verlorene Geister erkennen nicht das

Gute, Engel erkennen nicht das Böse; Wesen wie wir, gefallene, doch nicht verworfene Wesen, «erkennen das Gute und das Böse» – das Böse, das nicht außer uns, aber doch auch nicht eins mit uns – in uns, aber doch auch nicht unser Wesen ist. Das war die Frucht des verbotenen Baumes, die in uns bis heute nachwirkt. Wir wissen nicht, worin die Bestimmung und die Glückseligkeit von anderen Wesen besteht; aber zum wenigsten scheint es des Menschen Glück im Paradies gewesen zu sein, daß er nicht über sich selber nachdachte, oder daß er sich seiner nicht bewußt war.

Kinder haben etwas davon: sie betrachten sich nicht selbst. Und so scheint es mit den Engeln zu sein, von denen es heißt, sie «schauen» – denn was heißt schauen anders, als sich der Betrachtung Gottes bis zur Selbstvergessenheit widmen? Darum werden die Heiligen in der Schrift mit «Jungfrauen» verglichen, «die dem Lamme folgen, wohin es geht» [Geh Offb 14, 4]. Adam aber, nicht zufrieden mit dem, was er war, verlangte nach einer Erkenntnis, die ihm nur (in übler Selbsterfahrung) durch moralische Verwirrung in seinem Innern zuteil werden konnte, und indem er infolge dieser Verwirrung zu Selbstbetrachtung herabsank. Er erhielt, was er zu erkennen wünschte, und der erste Akt, von dem uns nachher berichtet wird, war ein Akt der Selbstbetrachtung. Da verbarg er sich unter den Bäumen des Gartens. Er war nicht mehr fähig, das Herrliche in seinem Umkreis zu sehen; seine Aufmerksamkeit war durch die

Scham gebunden, die über ihn gekommen war . . .

Von den Engeln heißt es, sie rufen «Heilig, heilig, heilig» und tun den Willen Gottes; Anbetung und heiliger Dienst machen ihre Seligkeit aus. So sind auch wir um so glücklicher daran, je mehr wir uns ihrem Stande nähern. Alle geistigen Übungen, die den Zweck verfolgen, sich selbst zu betrachten und den eigenen Zustand zu fixieren; zu bestimmen, was Anbetung sei und warum man sie betätige, was Frömmigkeit sei und warum man sie übe, was unsere Gefühle enthalten und unsere Worte meinen – all das ist dazu angetan, uns von dem einen Notwendigen abzulenken (außer wir wüßten mit reifer Erfahrung damit umzugehen) . .

Solche Überlegungen können uns zeigen, wie verschieden unser Stand von jenem ist, für den uns Gott geschaffen hat. Nach Gottes Willen sollten wir einfältig sein, und wir sind kompliziert; wir sollten nichts Arges denken, und jeder unserer Gedanken ist mit tausend schlechten, zweifelhaften oder häßlichen Nebengedanken verbunden; wir sollten unsere Aufmerksamkeit auf die Herrlichkeiten Gottes um uns richten, und wir richten unsere Aufmerksamkeit auf unser eigenes Selbst und sind wie verhext von den eigenen Armseligkeiten. Daher ist das ganze Gefüge der Gesellschaft so unnatürlich: Keiner vertraut dem andern, wenn es nicht sein muß; fortwährend denkt man an Bürgschaften, Unterschriften, Sicherheiten. Nie-

mand meint genau das, was er sagt; unsere Worte haben ihren natürlichen Sinn verloren . . Davor, meine ich, sollten wir uns recht sehr in acht nehmen, weil es in der Welt so sehr verbreitet ist. Man will das Üble nicht aufgeben, will dem Unheil, das durch die Sünde so um sich gegriffen hat, nicht zuleibe rücken, will es nicht ausrotten, – will es noch hätscheln, es aufputzen und verschönern, wo doch «innen Totengebein und Fäulnis ist» [vgl. Mt 23, 27] . .

Wenn wir erkennen, in welchem Zustand wir uns befinden, so laßt uns auch die Mittel ergreifen, die uns wirklich zur Verfügung sind und allein uns helfen können . . Christus hat uns die Unschuld, die wir in Adam verloren haben, wiedergewonnen; er fordert uns auf und hilft uns, «wie Kinder zu werden» [Mt 18, 3]; er hat uns die Gnade der Einfalt erworben, eine der erhabensten Tugenden – so wenig man auch daran denkt und so selten man sie ersehnt . . Zu den wesentlichen Zügen der christlichen Vollkommenheit gehört die Geradheit und Lauterkeit des Geistes; ihre Quelle ist im Herzen, das ganz und ungeteilt Gott gehört. Aber auch solche, die eine entfernte Idee davon zu haben glauben, verwechseln sie insgemein mit einer bloßen Schwäche und Weichheit des Gemütes. Das ist aber nur ihr Zerrbild.

Einfältig waren die Apostel und ersten Christen. Unser Herr sagt: «Seid arglos» oder lauterer Herzens «wie Tauben» [Mt 10, 16], und St. Paulus: «Ich möchte euch weise wissen und einfältig gegenüber dem Bösen» (Röm 16, 19) . .

Er spricht von «Zeugnis seines Gewissens», daß er «in Lauterkeit und reiner Einfalt, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern nach Gottes Gnade» in der Welt und inmitten der Gläubigen gewandelt sei [2 Kor 1, 12].

Laßt uns Gott bitten, er möge uns diese große Gabe verleihen, daß wir unseren Geist von allem, was ihm mißfällt, reinigen: daß wir all das Wissen verlernen, das wir von der Sünde her haben; daß wir uns hüten vor eigensüchtigen Beweggründen, vor Selbsttäuschung und Eitelkeit. . ., uns abkehren von feigen, niederen, unedlen Methoden, uns freimachen von knechtischer Furcht, Menschenfurcht, von vagen und abergläubischen Besorgnissen. Offen und frei sollen wir werden, als wären wir nicht durch Sünde gegangen, weil wir uns davon gereinigt haben. . ., nicht argwöhnisch, nicht eifersüchtig, mißgünstig, verschlagen: auf daß wir vertrauensvoll vor ihm stehen dürfen und im Gedanken an seine Gegenwart Frieden genießen.

PPS VIII. 18: 259, 265/8 (13. März 1836).

DAS HEILIGE IM IRDISCHEN

Ist jemand überzeugt, daß dieses Leben kurz ist und nicht zur Erfüllung eines hohen Strebens ausreicht, daß es den wahren Christen nicht völlig entfaltet und zur Vollendung kommen läßt, und fühlt er infolgedessen, daß das künftige Leben «alles in allem» ist und daß die Ewigkeit allein imstande ist, seinen Geist in An-

spruch zu nehmen und auszufüllen — so läuft er Gefahr, das diesseitige Leben zu unterschätzen und seine wahre Bedeutung zu verkennen. Er neigt dann zu dem Wunsche, die Zeit der irdischen Pilgerschaft in einer völligen Loslösung vom tätigen Leben und von geselligen Pflichten zuzubringen.

Jedoch wäre es wohl zu bedenken, daß die irdischen Aufgaben, wenn auch nicht himmlisch, so doch der Weg zum Himmel, und wenn auch nicht die Frucht, so doch der Same der Unsterblichkeit, und wenn nicht in sich selber, so doch um dessentwillen schätzbar sind, dahin sie führen.

Freilich ist es schwierig, sich dies lebendig zu vergegenwärtigen; schwierig, beide Wahrheiten zugleich zu verwirklichen und miteinander zu verbinden: allzeit das geistige Auge auf das künftige Leben gerichtet zu halten und doch in *diesem* Leben zu wirken. Die Beschaulichen neigen dazu, die tätigen Pflichten hintanzusetzen, zu denen sie doch gehalten sind, und an die Ehre Gottes so intensiv zu *denken*, daß sie darüber vergessen, für sie zu wirken. . .

Auf verschiedene Weise kann der Gedanke an die künftige Welt verleiten, seine irdischen Aufgaben hintanzusetzen, und wo es der Fall ist, können wir gewiß sein, daß etwas schief und unchristlich ist — zwar nicht im Denken an das Künftige selbst, wohl aber in der Art und Weise, daran zu denken. Die Betrachtung der ewigen Herrlichkeit Gottes kann zwar zu bestimmten Zeiten und für bestimmte Personen

sich rechtmäßig zwischen die irdischen Aufgaben einschieben, wie bei den Aposteln, als Christus zum Himmel fuhr [und sie «gen Himmel starrten»]; auch können solche Betrachtungen zu bestimmten Tagzeiten erlaubt und sogar vorgeschrieben sein — doch wäre es nimmermehr eine gesunde und rechte Art, an Christus zu denken; es wäre vielmehr ein Zerrbild der rechten Weise, wenn wir darüber unsere Zeit verträumten oder in einen Zustand der Gleichgültigkeit gerieten und uns von tatsächlichen Aufgaben abziehen und für sie untüchtig machen ließen.

Wirklich, der Gedanke an die unsichtbare Welt kann uns auf mannigfache Weise dazu verführen. Und von allen die übelste Weise ist die, wenn wir uns einbilden, wir *müßten* uns so verhalten. Menschen, die religiös sein möchten, sind dieser Versuchung immer besonders ausgesetzt. ., vor allem solche, die sich gerade erst zu ernster Lebensrichtung entschlossen haben. . Da kann man oft beobachten, daß ein solcher etwas wie Widerwillen und Geringschätzung für die gewöhnlichen Geschäfte empfindet, als wären diese etwas, was tief unter ihm liege. Er weiß von einem «geistigen Sinn», den er nach dem Ausdruck der Schrift besitzen soll (1 Kor 2, 14f.), und nun meint er, dazu sei es unbedingt nötig, aller eifrigen und hingebenden Tätigkeit im profanen Bereiche zu entsagen, ihr grundsätzlich kein Interesse zuzuwenden, die natürlichen, alltäglichen Freuden des Lebens zu verachten, eine trübselige Miene und einen ge-

dämpften Ton der Stimme anzunehmen, im Kreis der Freunde und Verwandten schweigsam und geistig abwesend zu sein, wie wenn er zu sich selber spräche: «Ich habe höheren Gedanken nachzusinnen, als mich auf diese vergänglichen, elenden Dinge einzulassen!» Nur mit sichtlicher Anstrengung und deutlicher Unlust gibt ein solcher sich mit dem Nächstliegenden ab; er bemüht sich, die alltäglichen Begegnungen als Stoff für «geistliche Gespräche» zu benutzen, wie er das nennt; er führt gewisse Wendungen und Redensarten der Bibel im Munde, tauscht sich gern über solche Gefühle mit Leuten seiner Denkungsart aus, läßt auch wohl sichtbare und hörbare Zeichen seiner Gefühlsbewegungen nach außen dringen, wenn biblische oder religiöse Themen angerührt werden, und was dergleichen mehr ist.

Nun möchte ich durchaus nicht leugnen, daß die irdische Beschäftigung eines Menschen ein Kreuz für ihn sein *kann*. Ich will auch nicht bestreiten, daß er unter Umständen sogar recht daran tut, sich von der Welt zurückzuziehen; aber ich spreche von Fällen, in denen es Pflicht ist, im weltlichen Berufe zu verharren, und wenn man schon darin verbleibt, sich nicht einer griesgrämigen Stimmung zu überlassen — sondern was da ein Mensch sich zu Gemüte führen sollte, ist dies: «Solange ich hier bleibe, habe ich hier Gottes Ehre zu verwirklichen, und zwar nicht außer, sondern *in* diesen Obliegenheiten und durch sie, gemäß der Weisheit des Apostels: «Nicht lässig in Geschäften, sondern

eifrig im Geiste dienet dem Herrn!» [Röm 12, 11]..

Was verführt nun wohl solche Leute zu dem erwähnten Mißverstehen? Sie haben beobachtet, daß die meisten Menschen, die sich mit Lust und Fleiß dem Irdischen widmen, es aus irdischem Geiste tun, aus niedriger, fleischlicher Liebe zur Welt. Darum halten sie es umgekehrt für ihre Pflicht, sich überhaupt nicht mit innerer Anteilnahme einem irdischen Ding zu widmen. Es läßt sich ja nicht leugnen, der Großteil der Weltmenschen geht im Irdischen auf, in einem Maße, daß ich mir fast Bedenken machen muß, von der Pflicht eines freudigen Interesses für irdische Aufgaben zu sprechen: ich möchte nicht mit jener unwürdigen Ausgegessenheit an zeitliche, sinnliche Werte das Wort zu reden scheinen, jenem Hang zu rastloser Geschäftigkeit, jener Gewinn gier, jenem Drängen nach Einfluß und Macht, wovon wir allseits umgeben sind. Ist es verkehrt, gegenüber irdischen Obliegenheiten teilnahmslos und gleichgültig zu sein und dies für Frömmigkeit anzusehen — so ist es um so verkehrter, sich den Weltdingen zu versklaven und das Herz an das Irdische zu hängen. Ich kenne nichts Schrecklicheres als jene geistige Verfassung, die vielleicht bezeichnend für unser Land ist und welche die Prosperität bei uns zu Lande so betrüblich fördert: ich meine jenes ehrstüchtige Sinnen und Trachten — und um ein starkes Wort zu gebrauchen, aber ich finde kein anderes, um meine Meinung auszudrücken — jenes niedere Strebertum, wel-

ches jedermann auf Gelegenheiten lauern läßt, sich eine Karriere und Einfluß zu sichern, Geld zusammenzuraffen, Macht zu gewinnen, die Nebenbuhler niederzuhalten, höher Arrivierte zu überholen.. Diese geistige Verfassung breitet sich immer weiter unter uns aus und reißt die meisten, wenn auch verschieden je nach Temperament, in den Strudel der Welt. Demgegenüber, um es noch einmal zu sagen, wäre es weit, weit besser, sich ganz von der Welt zurückzuziehen als einem solchen Geist anheimzufallen; besser, mit Elias in die Wüste zu fliehen, als in Jerusalem Baal und Astaroth zu opfern. Allein die Weltverächter, die ich im Auge habe, sind vom Geiste des Elias sehr weit entfernt. «Aus der Welt zu fliehen» oder ihr ernsthaft zu widerstehen, dazu gehört eine Kraft und Seelenstärke, die ihnen abgeht. Sie lösen sich weder von der Welt, noch lassen sie sich leidenschaftlich mit ihr ein. Sie tun etwas, was dazwischen liegt: sie lassen sich ein, aber flau und lässig, und meinen, das heiße nun sich religiös verhalten — vielleicht lassen sie sich auch recht sehr mit ihr ein, aber tun so, als verachteten sie die Welt.

Und doch ist es möglich, dem Herrn zu dienen, ohne deshalb im Irdischen lässig zu sein oder sich übermäßig auszugeben oder umgekehrt, sich aus der Welt zurückzuziehen. Man kann nämlich alles und jedes, was man tut, «zur Ehre Gottes tun», man kann «alles von Herzen tun für den Herrn, nicht für die Menschen» [1 Kor 16, 31]. Man kann sich zugleich dem

tätigen und dem beschaulichen Leben widmen. Wie das gemeint ist, sei an einigen Beispielen aufgezeigt.

1. «Tut alles zur Ehre Gottes», sagt St. Paulus, «ihr möget essen oder trinken oder was immer tun» (1 Kor 10, 31). Daraus geht hervor, daß nichts zu gering oder zu gewöhnlich ist, um es zu Gottes Verherrlichung zu tun. Laßt uns auf den oben erwähnten Fall zurückkommen: Gesetz, es habe sich jemand in jüngster Zeit zu einer ernsteren religiösen Haltung im Vergleich zu früher durchgerungen und habe sich entschlossen, ein frommes Leben zu führen. Infolge der neuen Richtung, die er sich vornimmt, empfindet er nun einen Widerwillen gegen seinen weltlichen Beruf. Vielleicht ist er Geschäftsmann oder Handwerker oder hat sonst einen äußeren Dienst zu tun, der ihm wenig Zeit für die Pflege des Geistigen übrig läßt. So fühlt er den Wunsch, einem anderen Beruf nachgehen zu können, obschon der seine durchaus rechtschaffen und gottgefällig ist. Der Übelberatene wird in einem solchen Falle gleich ungeduldig werden und seinen Beruf aufgeben wollen, und wenn er dies nicht tut, wird er darin lässig werden und seine Berufsarbeit hintansetzen. Wer aber wirklich ein neues Leben beginnen will, wird sich sagen: «Ist mein Beruf auch nicht nach meinem Geschmack, um so mehr paßt er für mich. Ich verdiene nichts Besseres. . . Etwas Auffallendes aber würde als hochmütig erscheinen; so will ich mich dem unterziehen, was mir nicht angenehm ist und ein Opfer für mich be-

deutet, ohne daß es in die Augen fällt. Weit entfernt, darüber verdrießlich zu sein, will ich mit Gottes Hilfe gerne tun, was mich persönlich nicht freut; ich will mich selbst verleugnen. . . ; es gibt nichts Widriges, was sich nicht gutwillig im Gedanken an Gott, mit seiner Gnade, und mit entschiedenem Willen tragen ließe. . . Gibt es etwas in meinem Beruf, was mir besonders unsympathisch ist, verlangt er z. B., daß ich auf Reisen sei, während ich gern zu Hause wäre, oder verlangt er, daß ich am Schreibtisch sitze, während ich gern Bewegung hätte — verlangt er, daß ich früh aufstehe, während ich gern länger liegen bliebe, verlangt er eine stille, zurückgezogene Lebensweise, während ich gern in Gesellschaft von Freunden wäre: ich will gerade diese Unannehmlichkeiten mit herzlicher Bereitschaft als das beste für mich betrachten, soweit es meine Gesundheit erlaubt und ich mich nicht in moralische Gefährdung stürze. Meine religiöse Lebensauffassung, ich fühle es, kann mir hinderlich in der Karriere werden; manche Leute werden mich mit Mißtrauen betrachten, mein gewissenhaftes Verhalten wird diese und jene ärgern; wollte ich es im Leben zu etwas Rechtem bringen, müßte ich mich weit mehr mit weltlichen Dingen abgeben, als ich mit meiner religiösen Pflicht vereinen kann, wenn ich mich nicht Versuchungen aussetzen will; ich müßte aus weltlichen Rücksichten die Religion hintansetzen, was ich doch mit dem Beistand Gottes nicht will, noch tun werde; meine Zeit zum Gebet will ich mir vorbehalten

und mich nicht auf die landläufigen Ausreden und Auswege einlassen. .; wenn ich andere neben mir aufsteigen sehe, während ich bleibe, wo ich bin, so ist dies eine Demütigung für mich, aber mag sie auch hart und schwer zu tragen sein, ich will sie gerne auf mich nehmen zur Buße für meine Sünden und als Erweis meiner ernstesten Gesinnung, Gottes Willen zur Richtschnur zu nehmen» . .

2. Ein weiteres Grundmotiv, das dem Christen [zur Verwirklichung des Religiösen inmitten der Welt] ermuntern soll, wird der Wunsch sein, «sein Licht vor den Menschen leuchten zu lassen» (Mt 5, 16). Er wird durch seinen Fleiß und durch seine Arbeit auf andere einen guten Einfluß zu gewinnen suchen. Er wird sich sagen: «Meine Eltern, mein Meister, mein Arbeitgeber sollen nie von mir sagen können: ‚Die Religion hat ihn verdorben!‘ Sie sollen mich tätiger und strebsamer finden als zuvor. .; meine Kameraden sollen keinen Anlaß finden, über irgendeine zur Schau getragene Frömmigkeit zu spotten: ich werde sie nicht zur Schau stellen; männlich will ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht erfüllen und das Mögliche tun, um nicht durch Absonderlichkeiten, durch auffallendes Benehmen, durch Unaufrichtigkeit in Worten, durch eine gezierte oder verschlossene Art der Religion Unehre zu machen. Vielmehr soll man aus meinem Beispiel entnehmen können, daß innerlich religiöse Menschen nicht nur das Himmlische im Geiste tragen, sondern auch den Weltkindern Achtung abnötigen. Wie

könnte ich der Barmherzigkeit Gottes besser danken, als wenn ich durch mein Beispiel die Lehre des Evangeliums, durch die er mich selbst erleuchtet hat, auch anderen als etwas Anziehendes nahebringen darf. ., durch Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Klugheit, Festigkeit, Gleichmut, Wohlwollen und brüderliche Liebe!»

3. Ein anderer Grund für den Christen, sich unverdrossen der Berufsarbeit hinzugeben, wird die Dankbarkeit gegen Gott und ein innerliches Leben aus dem Heiligen Geiste sein, das ihm geschenkt wurde. Er wird Gott in allen Dingen finden lernen, er wird allzeit das Leben Christi vor Augen haben. Auch Christus versah hienieden ein einfaches Handwerk. So wird der Christ in seiner Berufsarbeit an den göttlichen Meister denken, wie er gearbeitet hat; er wird sich erinnern, daß Jesus «nach Nazareth zog, um seinen Eltern untertan zu sein» (Lk 2, 51) und daß er auf langen Wanderungen Sonnen- und Wetter ertrug und «keine Stätte hatte, wohin er sein Haupt legen konnte» (Mt 8, 20) . . Er wird erkennen, daß die echte Nachfolge Christi gerade im Rahmen des irdischen Berufes zu suchen ist, daß wir Christus nicht nur in den Armen, Verfolgten, Kindern begegnen, sondern auch in beliebigen Obliegenheiten, die er seinen Freunden zuweist. In den Erfordernissen seines Berufes wird er die Forderungen Christi erkennen. Er wird nicht meinen, er könne bei Vernachlässigung seiner Berufsarbeiten sich der göttlichen Gegenwart um so besser erfreuen, vielmehr wird er überzeugt

sein, je vollkommener er das Seine tut, um so mehr werde sich Christus ihm gleichsam in sakramentaler Weise mitten in den gewöhnlichen Verrichtungen des Tages kundgeben, und demgemäß wird er sein irdisches Werk als eine Gabe Gottes annehmen und es darum lieben.

4. Wahre Demut ist ein weiterer Grund, soweit möglich Gott im irdischen Tun zu suchen, statt sich dem zu entziehen. Offenbar schenkt Christus denjenigen, welche die Welt verachten, um so reicheren Segen. Er wies seine Jünger an, «sich auf die untersten Plätze zu setzen» und sagte: «Wer groß sein will, soll sich zum Diener aller machen», und «wer sich erniedrigt, wird erhöht werden» (Lk 14, 10; Mt 20, 26; 23, 12); ja, er selbst wusch seinen Jüngern die Füße. . . All das kann seinen Eindruck auf gläubige Menschen nicht verfehlen. Sie werden mit Eifer an ihre Geschäfte gehen, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern; sie werden zufrieden sein, in bescheidener Stellung zu bleiben, froh, jene Lebensform zu teilen, die unser Herr in besonderer Weise gesegnet hat.

5. Der Christ wird ferner sein irdisches Tun als ein Mittel schätzen, sich von eitlen, unnützen Gedanken fernzuhalten. Das Menschenherz gerät auf üble Dinge, wenn es Zeit dafür hat. Wer seine täglichen Pflichten zu erfüllen hat und ihnen Stunden um Stunden widmen muß, der bleibt vor zahllosen Sünden bewahrt, die gar nicht Gelegenheit finden, sich an ihn heranzumachen. Über erlittenes Unrecht nachzutrübeln, einem entschwundenen Glücke nach-

zuträumen, erlittene Verluste, heimgegangene Freunde zu beklagen, sich des Ansturms unreiner, häßlicher Gedanken erwehren zu müssen – all das bleibt zum großen Teil dem erspart, der tüchtig schafft. «Müßiggang ist aller Laster Anfang». Untätigkeit ist der erste Schritt auf der schiefen Ebene, auf der man zum Abgrund gleitet. .

Aus all dem wird ersichtlich, wie verschieden die Beweggründe sind, aus denen religiöse Menschen einerseits, Weltmenschen andererseits durchaus dasselbe tun können. Setze den Fall, es sei jemand etwas Trauriges begegnet, er habe z. B. einen lieben Menschen verloren. Weltkinder, welche die Tröstungen der Religion nicht kennen, aber es vermeiden wollen, einem solchen Verlust nachzudenken, verscheuchen den Kummer gern damit, daß sie sich in äußere Arbeit stürzen. Der Christ tut unter Umständen dasselbe, er tut es aber aus der Befürchtung heraus, der quälende Kummer könne ihm seelisch schaden und seine Kraft entnerven; er fürchtet, in melancholische Stimmung zu geraten; er ist überzeugt, es gefalle Gott mehr und sichere den Frieden des Herzens besser, wenn er keine Zeit verliert. Und er macht die Erfahrung, daß er dabei sehr weit davon entfernt ist, diejenigen zu vergessen, die ihm genommen wurden – er gibt ihrem Andenken eine tiefere, heilige Weihe. .

Um kurz zusammenzufassen: wenn der erste Mensch als Strafe zur Arbeit verurteilt wurde, so hat Christus die Arbeit durch sein Beispiel

geheiligt und sie zu einem göttlichen Mittel der Gnade, zu einem Opfer des Dankes erhoben, das wir in seinem Namen freudig dem himmlischen Vater darbringen sollen.

PPS VIII. 11: 154/69; vgl. Dreves 590 ff. (9. Nov. 1836).

III

HEILIGE FURCHT

FURCHT UND LIEBE

Es wird immer Menschen geben, die eine optimistische Ansicht hegen über die menschliche Natur, wie sie in der Welt sich findet, und über die geistige Lage und die Zukunftsaussichten der Menschheit. Die Oberfläche ist ja so schön und bietet soviel Anziehendes und Stolzes, daß man es dem Beobachter wohl zugute halten kann, wenn er auf den ersten Blick geneigt ist, das Ganze für so liebenswürdig und beglückend zu halten, wie es zu sein scheint, während er die Übel des menschlichen Lebens leicht nimmt. Der Optimismus *wäre* empfehlenswert, wenn uns die Heilige Schrift nicht von vornherein (durch Warnungen, die sie der Welterfahrung mit auf den Weg gibt) über die trügerischen Verheißungen und Lehren der Welt aufgeklärt hätte, indem sie uns vom Gegensatz zwischen Sehen und Glauben, vom engen Tor und dem schmalen Weg spricht, damit der Gedanke daran uns in der Jugend mäßige und im Alter aufrechthalte und stärke.

Freilich läßt sich auf der anderen Seite nicht leugnen, daß auch die Unterweisung der Schrift auf eine freundliche Betrachtung des menschlichen Lebens hinausläuft, daß sie eine düstere, traurige Gemütsverfassung als etwas Sündhaftes und Verfehltes ablehnt und insofern unsern ersten Eindruck von der Welt bestätigt.

Das Evangelium ist schon seinem Namen nach eine Friedensbotschaft, aber es darf nie abgelöst werden von der bösen Auskunft über den Zustand unserer gefallenen Natur, die es heilen will – und wer von dem Zustand der Welt in zuversichtlich-freudigem Sinne spricht, *kann* wohl ein reifer Christ sein, aber vielleicht ist er noch weniger als ein Anfänger der ersten Stufe. Wenn seine Zuversicht und sein friedliches Gemüt nur die Ruhe des Unwissenden ist, so werden jene Menschen, auf die er wegen ihrer Engherzigkeit und ihres Aberglaubens herabschauen zu sollen meint (weil sie eine Religion der Furcht, nicht der Liebe pflegen), *vor* ihm ins Himmelreich eingehen.

Es ist eine besondere Schwäche unseres Zeitgeistes, die falsche Sicherheit des Weltmenschen mit der Gelassenheit, Heiterkeit und Freundlichkeit des wahren Christen zu verwechseln. Charakteristisch für *Zeiten politischen Friedens und Wohlergehens*, in denen die Welt anscheinend gut zusammenhält und keine tiefere Erschütterung die Glätte der Oberfläche aufrührt. Wenn die Gesetze eines Landes geachtet sind und Gehorsam finden und das Eigentum gesichert ist, scheint die Welt den Idealzustand von Sicherheit und Ruhe zu verwirklichen, den wir als junge Menschen in unserer Vorstellung tragen. Die Menschennatur erscheint in solchen Zeiten lebenswürdiger, als sie in Wirklichkeit ist; sie ist nicht der Krise enttäuschender Erfahrungen ausgesetzt; sie scheint gerechter, als sie ist, weil sie selbst den Vorteil davon erfährt,

die Rechte der andern zu achten; sie scheint dann auch wohlwollender, weil es sie keine Selbstverleugnung kostet. Die warnenden Beispiele in den geschichtlichen Büchern der Schrift, die von der angeborenen Niedrigkeit und Verderbtheit des menschlichen Herzens sprechen, werden in solchen Zeiten vernachlässigt, oder man führt solche Beispiele nur an, um glaubhaft zu machen, wieviel besser die Welt jetzt sei.

Eine so oberflächliche Betrachtung der menschlichen Natur mag in friedlichen Zeiten einigermaßen verständlich sein; in den seltenen und kurzen Zwischenzeiten der politischen Ruhe mögen solche Schlußfolgerungen und harmlosen Träumereien Eindruck machen. Aber sobald Verfolgungen und schwere Heimsuchungen ausbrechen, liegt ihre naive Einfalt zutage. Es handelt sich um eine bloße Theorie, die mit den Schwierigkeiten nicht fertig wird, weder Kraft noch geistige Größe verleihen und keine erziehlche Wirkung haben kann. Die ganze Theorie zerreißt und wird zermalmt im ersten Kampf zwischen Gut und Böse; die Kämpfer auf beiden Seiten verleugnen und verachten sie, und sie vergeht, ohne daß man recht sagen kann, wie oder wohin.

Sofern sich die Welt- und Lebensbetrachtung, auf die ich anspiele, auf eine *philosophische Grundlage* stützt, ist es der «Sozinianismus» oder die Lehre von der «reinen Menschenfreundlichkeit Gottes», wobei die einen die Autorität der Schrift noch anerkennen, während die andern

sie verwerfen.. Diese Weltanschauung sagt etwa Folgendes: das Gesetz der göttlichen Weltregierung sei Güte, nichts als Güte; das Übel sei bloß ein Heilmittel, und zwar vorübergehend; die Sünde sei leicht verzeihlich, es genüge zu ihrer Tilgung die einfache Herzensreue; das moralische Gefühl sei wesentlich ein Naturdrang des Wohlwollens, nichts anderes; Lehrmeinungen seien bedeutungslos für unsern moralischen Charakter und unsere Zukunft und verdienten deshalb keine ernste Beachtung.

Um die *Unhaltbarkeit* dieses optimistischen Standpunkts zu erweisen und an Beispielen seine ganze Hohlheit und Schwäche, das tatsächliche Versagen dieser Weisheitslehre im praktischen Leben darzutun., sind wohl einige Bemerkungen angebracht vom wahren Urteil Gottes über die menschliche Sünde, soweit es sich im natürlichen Licht erkennen läßt..

Der Gedanke, den die Vertreter des unbedingten und restlosen Wohlwollens Gottes in seinem Weltplan, und dementsprechend der leichten Vergebbarkeit der Sünde anführen, geht von einer angenommenen Voraussetzung aus, die ihrerseits mit einem angeblich «natürlichen Empfinden» Eindruck zu machen sucht. Ein verbreiteter Spruch besagt: «Gibt es denn einen Menschen, der nicht schließlich, wenn er's vermöchte, einem jeden die ursprüngliche Unschuld wiedergeben und die ewige Glückseligkeit erwirken würde?.. Da die Religion wesentlich in Liebe und Ehrfurcht besteht, so

würde sie ohne den Glauben an das absolute Wohlwollen Gottes als *einziges* Prinzip seiner Weltregierung den inneren Halt verlieren.»

Nun ist es fürs erste sicherlich unwahr, daß *Wohlwollen das einzige* oder Hauptprinzip unserer stitlichen Natur sei, und vor allem läßt sich nicht von einem «Müssen», einer «Pflicht» reden, welche dem unsichtbaren Herrn der Welt obliege. Die Idee der Pflicht hat ihre Quelle in jenem unbedingten «Du sollst», mit dem uns das Gewissen etwas befiehlt. (Und das legt unserem Geist die Erkenntnis nahe, daß es tatsächlich etwas gibt, was seinem Wesen nach erstrebenswerter ist als «die allgemeine Glückseligkeit des Menschen», nämlich die Gutheißung unseres Schöpfers.) Aber ganz davon abgesehen, läßt sich zuversichtlich behaupten, daß das unwillkürliche Gefühl für Gerechtigkeit und sittliche Wahrheit uns ebenso natürlich ist wie der natürliche Antrieb zu Wohlwollen. Wenn es natürlich ist, Teilnahme zu empfinden und dem Menschen ganz allgemein Gutes zu wünschen., so ist es ebenso natürlich, Enttäuschung zu empfinden, wenn das Laster obsiegt, und nicht befriedigt und beruhigt zu sein, bis die Ungerechtigkeit beseitigt ist..

Es ist auch durchaus abwegig, mit der fraglichen Theorie zu behaupten, es sei unmöglich, ein göttliches Wesen zu lieben und zu verehren, wenn wir ihm nur ein «gemischtes Wohlwollen» zuschreiben könnten. Denn zweifellos bewegt uns Wohlwollen zu Liebe und Ehrfurcht, aber dasselbe tut *auch* vollkommene G-

rechtigkeit. Wir fühlen uns naturgemäß gedrängt, das Große zu bewundern und zu verehren... und wenn wir nicht so gewohnt sind, auf die Spuren der göttlichen Gerechtigkeit in unserem Erfahrungsbereich zu achten und sie liebend in unserem Gemüte zu hegen, so kommt dies daher, daß wir selber Sünder sind und mit unserem schlechten Gewissen ein geheimes persönliches Interesse daran haben, daran vorbeizusehen, so daß wir erschrecken, wenn sie sich uns aufdrängen. In dem Maße aber, wie der Gehorsam gegen Gott in uns Kraft gewinnt, wird der Gedanke an seine ewige Gerechtigkeit nicht nur dem Geist nicht abhanden kommen oder von unserem Gefühl desavouiert werden, als wäre Gerechtigkeit nur «das zweckmäßige Mißverständnis einer niederen sittlichen Stufe» — sondern die Idee der Gerechtigkeit wird sich zweifellos nur noch vertiefen, wenn die Furcht in Wegfall gekommen ist. Die Heiligen im Himmel preisen die Herrlichkeit des Herrn, weil «seine Gerichte wahr und gerecht sind» [Tob 3, 2]. «Groß und wunderbar sind deine Werke, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaft deine Wege, König der Heiligen» (Geh Offb 15, 3).

Wenn also die unendliche Güte Gottes uns anzieht, ihn zu lieben, so mahnt uns seine Gerechtigkeit zum gleichen; und wären wir imstande, wie es vollkommene Heilige sind, beide Eigenschaften in ihrer besonderen Vollkommenheit zusammenzudenken, so würde unsere Ehrfurcht und Bewunderung unter dem Ein-

druck dieses herrlichen Gesichtes noch unermeßlich gesteigert werden.

Ja, man kann sich fragen, ob der Begriff der Gerechtigkeit für das geistige Wesen von Persönlichkeiten, Trägern freien Handelns, nicht *noch grundlegender* ist als Wohlwollen. Gerade das Bewußtsein der Freiheit und Verantwortung schließt die Idee einer wandellosen Norm der Gerechtigkeit ein, nach der wir einmal gerichtet werden, oder genauer, sie schließt, für sich genommen, den Begriff eines bloß wohlwollenden Gesetzgebers *aus*. . . Aber selbst die Hypothese einer allgemeinen Glückseligkeit als Ziel alles sittlichen Strebens einmal angenommen. . . , ließe sich daraus noch nicht auf ein ungemischtes Wohlwollen der Gottheit schließen, weil wir aus Erfahrung die Erweise seiner Strenge im Weltlauf vor Augen haben, die man unmöglich durch bloße Analogien mit den Empfindungen unserer eigenen Natur abtun kann.

Wer versucht sein möchte, die Dinge wieder zu *vereinfachen* und das Weltgesetz der Gerechtigkeit auf reine göttliche Güte zurückzuführen, etwa als dienen Lohn und Strafe nur als Mittel für das alleinige allgemein Gute: ein so verwegener Denker möge wohl bedenken, was er unternimmt. . . Er möge als Philosoph sich fragen, ob es nicht zweierlei ist, einerseits Gegebenheiten der *irdischen Erfahrungswelt*, weil es so am zweckmäßigsten scheine, auf eine mutmaßliche Formel zu bringen (wie z. B. in die Bewegungen der physikalischen Welt den Begriff der Schwerkraft einzuführen) — und an-

dererseits über die wesentlichen Leitmotive des unerforschlichen, unendlichen *göttlichen Geistes* endgültige und unbedingte Aussagen machen zu wollen, wie sie natürlich sein müßten, und dies lediglich auf Grund einiger dürftiger Beobachtungen von seiner Wirkungsweise! Was soll das schließlich heißen, wenn wir von der Gottheit buchstäblich von «Zielen und Zwecken» reden, die sie bei allem wirkend nach außen haben müsse? Wir erfahren die physikalische und moralische Welt als Gegebenheiten, und wir erkennen darin die sogenannten Eigenschaften Gottes gespiegelt; aber ehe wir den Versuch wagen, zu entscheiden, ob wirklich die Glückseligkeit seiner Geschöpfe der alleinige, universale Zweck seiner Weltregierung sei, müßten wir erst philosophisch bestimmen können, welches Ziel ihm in seinem Schaffen überhaupt vor Augen schwebte. Was wir darüber aus Offenbarung wissen, um darüber mit einiger Zuversicht sprechen zu können (glücklicherweise können wir das), steht hier nicht in Frage; aber bloß durch vernünftiges Denken können wir unmöglich ausmachen, warum ein Wesen, das von Ewigkeit unendlich selig in sich selbst ist, überhaupt eine Schöpfung in Lauf setzen könne, was sein Schöpfungsplan überhaupt sei, und wenn sich da überhaupt von einem «Ziele» reden läßt, ob dies nicht vielleicht völlig verschieden von allem sei, was ein menschliches Ohr hören und menschlicher Geist sich denken kann, — ob z. B. die Schöpfung des Menschen und also auch seine Glück-

seligkeit nicht durchaus weiteren Zielen im Gesamtplan seines Universums diene. Zweifellos ist es weise von uns, sowohl im Natürlichen wie im Theologischen, die Dinge zu nehmen wie sie sind, nicht «klug» über das hinaus sein zu wollen, was in Natur und Gnade geschrieben ist, und uns nicht kühnlich Theorien zurechtlegen, zu denen uns die Voraussetzungen fehlen, oder gar, wenn wir schon eine solche konstruieren, sie als Wirklichkeit mißzuverstehen statt als das, was sie ist: auf jeden Fall ein menschliches Gedankengebilde und nichts weiter.

Solche Überlegungen genügen für unsern Zweck: um Leute mit ihren eigenen Waffen zurückzuweisen, die damit den christlichen Glauben untergraben möchten. . Nun laßt uns noch sehen, was uns die *wirkliche Welt* hierüber sagt, und in welchem Licht der große Herr und Richter der Welt die Sünde betrachtet.

Man weist gewöhnlich auf die *sichtbaren Auswirkungen des Bösen* hin, die eine Ahnung des umfassenden Endgerichtes Gottes über alles menschliche Tun und Lassen vermitteln. In der Tat ist es erschütternd, sich Beispiele dafür vor Augen zu halten. Geht doch oft schon aus einzelnen Vergehen der Unmäßigkeit, der sinnlichen Ausschweifung, des Zornes, aus einem einzigen unbewachten Wort oder einer schimpflichen Tat unberechenbares Elend für die Menschen hervor, die sich verführen ließen. Oft hat ein irdisches Schicksal seine Gestalt bekommen von einer Gedankenlosigkeit und anscheinend unbedeutenden Sünde des früheren Lebens. .

Wenn man sagt, es treffe dies nicht für alle Fälle, nicht einmal für die meisten zu, so erwidere ich: auch wenn es nur einige solcher Fälle gäbe, so genügten sie, um die in Frage stehende Annahme eines ungemischten Wohlwollens in der göttlichen Weltregierung zu zerstören. Denn die meisten Fälle sind viel zu einschneidend und folgenschwer, um das resultierende Leid als bloßes Erziehungs- und Heilmittel oder überhaupt als etwas anderes denn als Gericht über die Schuld zu betrachten. . . Und wenn schon *einige* Sünden ganz offensichtlich ihre Strafe finden, so wird man folgern müssen, daß es von allen gilt, daß also, wenn Menschen hier ihrer Strafe entgehen, sie im Jenseits zu büßen haben, und daß dies die Regel ist. .

Natürlich läßt sich, gegenüber diesen furchtbaren Spuren oder Vorzeichen von Gottes Gerichten über die Schuld, auf die gnadenvollen Zeichen seiner Milde hinweisen, die uns in der menschlichen Erfahrung zur Verfügung stehen. Denn so wenig alle unsere Anstrengungen und unser Bedauern uns jederzeit von den Auswirkungen einer früheren Übertretung schützen können, so bringen sie doch oft Erleichterung und oft völlige Heilung. Das läßt uns erkennen, daß Gottes Führung nicht auf *bloßer* Gerechtigkeit beruht, die natürlich (wenn sie ungemischt wäre) einen jeden von uns in Verzweiflung triebe. Aber nichts sagt uns die Natur von der gegenseitigen Abgrenzung dieser beiden Prinzipien der Liebe und der Gerechtigkeit, und wie

sie sich miteinander vereinen lassen. . Und nehmen wir uns, wie wir sind: mag es auch für jeden von uns recht viel geben, wofür er Vergeltung benötigt, ein religiöser Mensch wird kaum den Wunsch hegen, es gäbe kein Gesetz der Gerechtigkeit mehr. Das ist etwas, worauf man sich stützen und wo man seine Zuflucht finden kann; es gibt der göttlichen Weltregierung Festigkeit und Sicherheit und, gemildert durch Hoffnung auf erbarmende Güte, erweckt es tröstliche Gedanken, von denen die Seele lebt. Weit entfernt also, daß ein religiöser Mensch die Annahme eines bedingungslosen göttlichen Wohlwollens sich zu eigen machte, wird er sich vielmehr dagegen verwahren und darin eine Erfindung von Menschen sehen, die vor lauter Eifer, die Feinde der Wahrheit zu gewinnen, sich wenig darum kümmern, die Freunde der Wahrheit zu betrüben und preiszugeben.

Gar verschieden ist allerdings unsere Auffassung über Gott und Mensch. . von jenen frei ersonnenen Gedankendichtungen, in denen die Vernunft eines bloßen Theoretikers oder ein erfolgreicher, selbstgefälliger Philosoph sein Genügen findet. Es ist so leicht, in beredten Worten von der Ordnung und Schönheit des Kosmos zu sprechen, von den köstlichen Feinheiten der Natur und ihrer wohltuenden Zielstrebigkeit — aber nichts von diesen Gemeinplätzen wirft ein Licht auf dasjenige, was *uns* vor allem angeht: auf den Charakter der *sittlichen* Weltordnung, in der wir leben. Und doch, was ist Mode bei

den Weisen der Welt? Statt sich vor allem der Erforschung der moralischen Welt zu weihen, tut man, als wüßte man schon Bescheid; man hat in irgendeine Naturphilosophie hineingeschaut oder bildet sich bestenfalls seine Begriffe von einem oberflächlichen Eindruck der menschlichen Gesellschaft. Als zögen die Menschen nicht ihre hellsten und gefälligsten Kleider an, wenn sie ausgehen! Um das wirkliche Elend der Sünde und ihre Kosten zu sehen, müssen wir nicht die belebten Geschäfts- und Vergnügungsstätten aufsuchen; wie die Engel müßten wir die heimlich vergossenen Tränen sehen, müßten Zeugen sein bei den Unruhen des Stolzes und der drängenden Leidenschaft, in denen doch keine Trauer ist, bei den Gewissensqualen, ehe die Reue durchbricht, — müßten sehen den aufreibenden, endlosen Kampf des Gewissens mit dem Bösen, den Jammer der Unentslossenheit, die quälende, zermürbende Angst vor dem Tod und vor dem kommenden Gericht und die Formen des Aberglaubens, die daraus hervorgehen. Wer vermöchte das Übermaß von Schuld und Leiden in der Welt zu schildern, von Leiden, die nach Rache rufen an dem, der sie verursachte, und an der Schuld, die all das im voraus ahnen ließ!

Aber wir brauchen uns nicht zu scheuen, sogar den Augenschein dieser Welt zum Zeugnis der furchtbaren Lage anzurufen, in der wir als Sünder sind, als Wesen, die sich gegen das Gesetz unseres Daseins vergangen haben. Es ist eine merkwürdige Tatsache: so prahlerisch

auch die Welt mit ihrer Größe und ihren Freuden tut, und wie leicht sie auch den bloßen Menschenfreund täuscht — sobald sie den Gedanken an ihren Schöpfer faßt, hat sie *ihrer Religion noch stets*, im Widerspruch mit sich selbst, *einen düsteren Grundton* gegeben. So war es zu allen Zeiten und an allen Orten, und es ist bei barbarischen und zivilisierten Völkern dasselbe. Mit all ihrem Prahlen vermag die Welt doch nichts gegen die Wahrheit. Man macht sich öffentlich über die Sünde lustig — insgeheim sucht man sich gegen ihre möglichen Folgen in einer künftigen Welt zu sichern. War es nicht überall Brauch, die unsichtbaren Mächte nach Möglichkeit zu versöhnen? Warum dies, wenn man nicht allenthalben eine Gefahr spürte, weil man die Strafe der Sünde fürchtete und doch sich nicht bessern wollte? Gab es nicht Opfer, um den göttlichen Zorn zu besänftigen? Angstvoll spähten die Menschen nach dem Liebsten, was sie hatten, was sie am schmerzlichsten entbehrten, — in der Meinung, solcher Verzicht könne das Mitleid der Gottheit erregen. Man ging so weit, selbst die eigenen Söhne und Töchter als Sühnegeld für die Sünde zu opfern — eine gräßliche Untat ohne Zweifel, ein Opfer für Satan, aber ein klares Zeugnis für das unwillkürliche Urteil des Menschen über seine Schuld und für sein Vorgefühl der Strafe. . . Aber mehr, nicht nur in ihrem Besitztum und ihren Nachkommen, auch in eigener Person haben Menschen sich dem Tode geweiht, in der Hoffnung, für die Übeltaten zu

sühnen. Brandopfer, jährige Rinder, tausende von Widdern, zehntausende von Ölbächen, ihre Erstgeburt für Übertretung, die Frucht ihres Leibes für Schuld der Seele — und all das genügt noch nicht, das stürmische Pochen des schwerbeladenen Gewissens zu mildern. Denke an die leiblichen Selbstpeinigungen, denen sich zahllose Menschen, um ihre Sünden loszuwerden, in Düsterteit unterwarfen, auf Jahre hin und fast in jeder Religionsform — und du magst ermessen, wie der Mensch von der Schuld der Übertretung denkt.

Vielleicht sagst du, solche Wut der Selbstquälerei sei eine geistige Krankheit, die über die Menschen kommen kann. Daran mag etwas Richtiges sein; aber damit erklärt man nicht die Ehrfurcht, die man solchen Menschen entgegenbrachte. . . Man kann auch wohl nach christlichem Maßstab diese schauerhaften Ausbrüche eines dunklen Dranges «Aberglauben» nennen. . . es ist leicht, sie so zu nennen, *nachdem* man Belehrung über die gnadenvollen, frohen Ziele des göttlichen Heilsplans empfangen hat, — aber es handelt sich um des Menschen wahrste und beste Religion, *bevor* ihm die Frohbotschaft aufging. *Ist* unser Geschlecht in gefallenem, verderbtem Stande, was kann dann die menschliche Religion anders sein als Angst und Gewissensnot, bis Gott uns tröstet? Ja gewiß, in Düsterteit leben, sich mit Schauer betrachten, ausschauen nach allen Seiten, um sich zu retten, nach allem Möglichen greifen und an nichts sich halten können, — alles tun, was man kann

und noch mehr versuchen — und nach allem in jammervollem Hangen und Bangen, nackt und zitternd zwischen den Bäumen des Gartens auf die Stunde seines Kommens warten, — inzwischen Wehlaute hören in jedem Windhauch, der die Blätter bewegt — mit einem Wort: «abergläubisch» sein, ist noch die beste Opfergabe der Natur, ihr annehmbarster Dienst, ihre reifste und entfaltetste Weisheit gegenüber einem heiligen Gott, den man beleidigt hat. Wenn Menschen *ohne* die Frohbotschaft Christi nicht «abergläubisch» sind, so werden sie *mit* ihr nicht religiös sein.

Ich fürchte, unsere Zuversicht in eigener Sache beruht mehr auf einem Mangel an Selbstkenntnis als auf vollkommenem Glauben. Ich fürchte, wir beziehen auf uns Verheißungen, die wir nicht recht verstanden haben. . .

Die Gedanken über die Gerechtigkeit Gottes, denen wir unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben, erklären selbstverständlich nicht das Geheimnis des erhabenen Sühneleidens Christi für die menschliche Sünde, aber sie zeigen uns Sündern, was diese Lehre für uns bedeutet. Erst im Tod des Sohnes Gottes ist eine *Tat* — Gottes unwiderrufliche Tat — gegeben, die uns seine Vergebung der Sünde und seine Versöhnung mit unserem Geschlecht nicht bloß als möglich, sondern als geschichtliche Tatsache glauben läßt. Er hat sich herabgelassen, sein Herz, seine Redlichkeit zu uns (wenn wir so sprechen dürfen) auf eine Weise darzutun, wie wir uns gegen ihn erzeigen sollten: durch Taten,

nicht durch Worte; und so haben wir das Pfand seiner Barmherzigkeit und den Titel, auf den hin wir seiner Gegenwart nahen dürfen — oder in den Worten der Schrift: «Während alle gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren haben», ist Christus Jesus «als Sühne gesetzt zur Vergebung der Sünden, die nun vergangen sind», um uns zu erklären und zu versichern, daß Gott unbeschadet der Norm der Gerechtigkeit, nach der alle Menschen dem Gericht unterliegen, doch *dem* Verzeihung und Rechtfertigung geben will, «der an den Erlöser glaubt» (Röm 3, 23 ff.).

Oxf. Univ. Serm. VI. 99/119; vgl. Laros V. 268 ff.
(8. April 1832).

SELBSTERNIEDRIGUNG UND HEILIGKEIT

Die Worte des Zöllners: «Herr, sei mir Sünder gnädig!» [Lk 18, 13] können, zum Unterschied von den mannigfachen Glaubens- und Religionssystemen, die in alter und neuerer Zeit über die Welt hin verbreitet waren, als bezeichnendes Merkmal der christlichen Haltung gelten. Sie drücken ein Sündenbekenntnis und eine Bitte um Vergebung aus. Nicht als wären die Ideen von Schuld und Vergebung erstmals durch das Christentum gebracht und jenseits seines Bereiches unbekannt; vielmehr ist wohl zu beachten, daß die sinnbildlichen Ausdrucksformen eines Gefühls von Schuld und Beflek-

kung, heilige Zeichen von Abbitte und Entsühnung mehr oder weniger allgemein verbreitet sind. Aber dem Christentum (wie schon vorher dem Judentum) ist es eigentümlich, daß das Bekenntnis der Sündhaftigkeit zur Idee auch der höchsten Heiligkeit gehört, und daß seine vorbildlichen religiösen Gestalten und die Helden seiner Geschichte nur das eine sind und sein können und das immerwährende Bewußtsein dessen, was sie sind, im Herzen hegen und als ergreifendes Geständnis mit zum Himmel nehmen: erlöste, in Gott erneuerte Sünder.

Dieses Bekenntnis entringt sich nicht nur den Lippen des Neubekehrten oder Gefallenen und ist nicht nur der Aufschrei der vielen, die auf der weiten Erde von den Wogen der Versuchung hin- und hergeworfen werden.., auch heilige Menschen, wie hoch sie auch im inneren Leben aufgestiegen seien, erheben sich nimmer von den Knien und hören nicht auf, an ihre Brust zu klopfen, als könnte jemals die Sünde etwas Fremdes, Unerhörtes für sie werden, solange sie im Fleische sind.. Und auch die Höchstbegnadeten aus der wunderbaren Schar, die «ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes» [Geh Offb 7, 14], können niemals vergessen, was sie von Geburt her waren: sie bekennen sich ohne Ausnahme als Kinder Adams, von derselben Natur wie ihre anderen Brüder, und bei allen Gnaden, die sie empfangen, und bei allem Bemühen, sie zu gebrauchen, mit Schwachheit umgeben, solange sie irdisch leben. Andere mögen zu ihnen hinaufschauen — sie schauen

immer zu Gott hinauf. Andere mögen von ihren Verdiensten sprechen – sie sprechen nur von ihren Mängeln. Die unberührte Jugend, das reife Alter, die am wenigsten sündigten und die am meisten zu bereuen haben, das taufische Kindergesicht und der Greis in gebleichten Haaren, sie alle sind eins im gleichen Flehen: «Gott, sei mir Sünder gnädig!»

Diese tiefe Selbsterniedrigung, sage ich, ist das wahre Merkmal und Zeichen des Dieners Christi, und es drängt sich auf durch die Worte des Heilands selbst, da er spricht: «Ich bin gekommen, nicht Gerechte zu rufen, sondern Sünder» [Mt 9, 13], und ist von ihm feierlich bekräftigt und unseren Herzen eingeprägt in den Worten, die er im Zusammenhang mit dem Gleichnis vom Zöllner sprach: «Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden» [Lk 18, 14].

Es ist dies sehr verschieden von dem bloß allgemeinen Bekenntnis der menschlichen Schuld und Erlösungsbedürftigkeit, das sich in den alten Volksreligionen vergangener oder noch gegenwärtiger Zeiten findet. Dort haftet die Schuld an einzelnen Menschen oder bestimmten Orten, auch an bestimmten kollektiven Handlungen der politischen Gemeinwesen und ihrer Herrscher, für welche sie deshalb eine Entsühnung als nötig empfinden; oder sofern es sich um Entsühnung eines einzelnen Frommen handelt, ist es weniger eine innerlich persönliche als eine rituelle Vollziehung, wenn er zum Opfer kommt, also eine Vorbereitung zur

gottesdienstlichen Handlung. Alle solche Gebräuche sind zwar Überreste der wahren Religion, Erinnerungen und Zeugnisse dessen, was einmal war, und wertvoll in sich wie als Hinweis auf etwas Bedeutsames; aber an die Bewußtheit und Tiefe des christlichen Gedankens reichen sie nicht hinan: «Kein Mensch ist gerecht – alle haben gesündigt und ermangeln des Ruhmes vor Gott» [Röm 3, 10. 23]; «nicht wegen unserer Werke der Gerechtigkeit, sondern nach seiner Barmherzigkeit hat er uns erlöst» [Tit 3, 5]. In jeder anderen Religion oder Weisheitslehre herrscht die Meinung, die Menge sei freilich schlecht, aber einige seien gut; und wenn sich der Gedanke von der unwissenden verlorenen Masse zu den auserwählten Vertretern der Menschheit erhob, so ließ man die Erinnerung an Schuld zurück und träumte von einer Wahrheit und Weisheit, die, vollkommen und ohne Versagen, sich selbst genüge. Die Schilderungen und Erzählungen von guten, frommen Menschen sind oft von hoher Schönheit und lassen sich auch erziehlich wohl verwenden, aber sie leiden an einem großen Mangel: sie schweigen von der Sünde; sie reden, als wären Scham und Demut nicht auch Züge im Bilde der menschlichen Vollendung.

Ich erinnere mich an eine schöne Geschichte, die man bei einem Schriftsteller des Altertums lesen kann, und gerade weil sie so schön ist, eignet sie sich für unsern Gegenstand; denn was ihr fehlt, tritt am Gegensatz um so deutlicher hervor: sie lehrt nämlich eine Art Frömmigkeit,

in der von Demut nicht die Rede ist. Wenn der Psalmist einen Menschen glücklich preist, sagt er: «Selig, wem seine Missetaten vergeben und die Sünden zugedeckt sind» [Ps 31, 1]; das stimmt auch zum Evangelium. Aber was ist das Ideal der Weltfrömmigkeit? ein berühmter Weiser Griechenlands, so heißt es in der Erzählung, besuchte einst den König von Lydien, der mit Gütern reich gesegnet war. Der zeigte ihm seine ganze Macht und Herrlichkeit und fragte ihn, wen er von allen Menschen, die er kenne, für den glücklichsten halte. Der Weise nannte nicht etwa den König, sondern einen seiner Landsleute, in dem er die menschliche Vollkommenheit vorbildlich verkörpert sah. «Der glücklichste aller Menschen», sagte er, «ist Tellus von Athen: er lebte in einer blühenden Stadt, sah seine Kinder und deren Familien gedeihen, und schließlich, als es zum Krieg mit einem Nachbarstaate kam, zog er mit in die Schlacht, hatte führenden Anteil bei der Abwehr des Feindes, fiel im Glanze der Ehren und erhielt an der Stelle, wo er gefallen war, ein feierliches Staatsbegräbnis». Als der König wissen wollte, wer nach der Meinung Solons (so hieß der Weise) an zweiter Stelle komme, nannte dieser zwei Brüder, die als Sieger an den öffentlichen Spielen ihre Mutter, eine Priesterin, als die Zugtiere versagten, zum großen Staunen der versammelten Menge mit der Kraft ihrer Arme zum Tempel zogen. Die Mutter erflehte ihnen dafür den höchsten Lohn der Götter. Und siehe, nachdem sie ihr Opfer darge-

bracht und am Festmahl teilgenommen hatten, legten sie sich im Tempel zum Schlummer nieder, von dem sie sich nicht wieder erhoben. — Niemand wird die Schönheit dieser Geschichten leugnen; aber gerade deshalb erwähne ich sie. Sie führen uns Menschen vor Augen, von denen man dachte, sie hätten keine ernste Rechnung mit dem Himmel zu begleichen, und die auch in ihren Augen nur leichte Pflichten hatten und sie erfüllten.

Man könnte versucht sein zu fragen, ob diese heidnische Idee der Religion nicht der christlichen, wie ich sie ans Licht stellte, überlegen sei: in einfacher Gelassenheit und sorglosem Vertrauen seine Pflicht vor der Gottheit tun, sei doch wohl die denkbar erhabenste Stufe, zu der sich das Geschöpf erheben könne, sei die gottgefälligste Huldigung, die man dem Schöpfer erweisen könne. — Zweifellos ist es die erhabenste und gottgefälligste Huldigung: die ewige Huldigung der Engel und bis heute die Huldigung der Gerechten, die in ihre Vollendung eingingen, und nach der Auferstehung wird es die Gottverherrlichung der verklärten Chöre sein. Aber wir sprechen hier von Menschen, wie sie in dieser Welt sind, und von ihrem geschichtlich wirklichen Zustand; und von diesem behaupte ich: jeder ethische Maßstab, der dem Menschen nicht sein tatsächliches und vielfaches Versagen nahebringt, seine Unfähigkeit, Gott aus eigener Kraft zu gefallen — ist innerlich unwahr, und jede Lebensregel, die ihn mit sich selbst zufrieden sein läßt, ohne Furcht, ohne

Besorgnis, ohne Demütigung – ist trügerisch. Da führt ein Blinder den Blinden. Und so ist es jenseits der Kirche Christi in jeder Religion auf Erden.

Wohl vermochte das natürliche Gewissen des Menschen, wenn es im Innern gepflegt wird und wenn es geleitet ist von den äußeren Hilfen, die in mannigfachen Formen zu allen Zeiten und überall zur Verfügung stehen, ihm viel zu sagen von seinen Pflichten gegen Gott und Mitmenschen und wird ihm unter der Führung der Vorsehung und Gnade ein reiches Maß von religiöser Erkenntnis vermitteln können; aber im allgemeinen ist der Mensch zufrieden, wenn das Gewissen ihm wenig sagt, und strengt sich nicht an, seine ersten Eindrücke über seine Stellung in der Welt und gegenüber dem Herrn der Welt zu vertiefen. Daher kommt es, daß er wohl *etwas*, aber auch nur etwas vom moralischen Gesetz erkennt, und von Heiligkeit hat er kaum eine Vorstellung. Anstatt seinem Tun und Lassen in seinen Beweggründen auf den Grund zu gehen und es dementsprechend zu beurteilen, mißt er es für gewöhnlich nach seinen Auswirkungen und nach dem oberflächlichen Scheine. Das ist überall und zu allen Zeiten das Gehaben der großen Menge. Man hat nicht das Bild des allmächtigen Gottes vor Augen und fragt sich nicht, was ihm wohlgefällt. Würde man es einmal tun, so würde man sich bald bewußt werden, wieviel er verlangt, und würde ernstes Sinnes zu ihm kommen, um Vergebung für das Böse und Kraft zum Bessern zu erlangen.

Und aus demselben Grunde, weshalb die Menschen ihm nicht gefallen, gefallen sie mehr und mehr sich selbst. Denn ihren beschränkten, lückenhaften Pflichtenkreis, der so weit hinter dem Gesetze Gottes zurückbleibt, den können sie freilich erfüllen oder besser: sie bejahen ihn und halten sich daran, *weil* sie ihn erfüllen können. Und so werden sie selbstzufrieden und selbstgenügsam. Sie meinen, sie wüßten schon, was sie zu tun hätten, und das erfüllen sie. Infolgedessen sind sie durchaus mit sich zufrieden, schlagen ihre Verdienste hoch an und kennen keine Furcht mehr vor einer kommenden Prüfung ihres Tuns und Lassens, der sie entgegengehen könnten. Sie haben Religion, aber sie besteht hauptsächlich in äußeren Leistungen, und auch deren sind es nicht viele.

Das ist gerade der Geist, den der Pharisäer des Evangeliums darstellt. Er kann sich mit Wohlgefallen betrachten: sein Ideal ist ja so bescheiden, der Kreis seiner Pflichten gegen Gott und die Menschen so eng begrenzt. Er macht Gebrauch – freilich nicht einen guten Gebrauch – von den Überlieferungen, in denen er aufgewachsen ist: sie dienen ihm nur dazu, ihm einzureden, die Vollkommenheit bestehe einfach darin, den gesellschaftlichen Anforderungen nachzukommen. Wohl dankt er Gott in Worten, aber daß er unmittelbare Pflichten gegen seinen Schöpfer habe, dessen ist er sich kaum bewußt. Er glaubt, alles getan zu haben, was Gott von ihm will, wenn er der öffentlichen Meinung genug getan hat. Für ihn heißt religiös

sein soviel wie im Frieden mit den andern leben, seinen Anteil an den Armenlasten tragen, sich von groben Lastern freihalten und ein gutes Beispiel geben. Wenn er wohlthätig ist und fastet, tut er es nicht aus Buße, sondern weil es die Welt von ihm erwartet. Bußgesinnung würde ein Schuldbewußtsein voraussetzen – aber Vergebung, meint er, haben nur Zöllner und ihresgleichen nötig: der Auswurf der Gesellschaft, verächtliche Menschen. Bei Männern, wie er einer ist, von untadeliger Lebensführung, wohl-anständig und ehrenwert, sei alles in bester Ordnung, und es gäbe nichts abzurechnen. Darum dankt er Gott, daß er ein vortrefflicher Mann, kein Büßer sei.

In dieses Bild des Juden zur Zeit Christi fügt sich das des Heiden von je und auch damals ein. Seine Begriffe von sittlich-religiöser Pflicht waren gleich hohl wie die des Pharisäers; Empfindung von Sünde, Selbsterniedrigung, Verlangen nach Herzensbuße, lagen dem heidnischen Geist so ferne wie dem Pharisäer. Man stellte sich ein ethisches Musterbild zusammen, dessen Vorschriften sich ohne Schwierigkeit erfüllen ließen, und war damit und also auch mit sich selbst zufrieden. Nach Xenophon, einem der edelsten und religiös gestimmtesten unter den Schriftstellern der Antike, der einen Großteil der alten Welt gesehen und Gelegenheit gehabt hatte, die besten Ideen vieler Schulen und Länder miteinander zu vergleichen, besteht die Tugend vor allem in der Beherrschung der niederen Begierden und Leidenschaften und in

der Dienstbereitschaft für die Mitmenschen, um sie sich zu Gegendiensten zu verpflichten. In der bekannten Erzählung von Herkules am Scheidewege sagt er, die Laster kämen nicht einmal zum Genuß der Befriedigung, nach der sie streben. . . die Tugend hingegen belohne den Jüngling mit dem Beifall des Alters und belohne den Greis mit der Ehrfurcht der Jungen. . . In all dem ist die Tugend etwas Äußerliches, . . vom Gewissen und vom Herrn des Gewissens ist nur wenig die Rede; von Scham, Demütigung, Buße, weiß der Tugendhafte nichts. Es ist im wesentlichen die pharisäische Religion, nur anmutiger und geistvoller.

Nun ist ja wohl die Welt unserer Tage, sowohl was die Zeit wie die geistige Prägung betrifft, von der griechischen Weisheit weit entfernt. Aber wer möchte behaupten, die religiöse Anschauung, auf der sie gründet, sei sehr verschieden von der heidnischen? Natürlich bin ich mir wohl bewußt, daß man heute manches weiß und manches erörtert, was der Antike fremd war, und sich von ihr unterscheidet. Ich bin mir bewußt, die Theologie unserer Zeit ist etwas anderes als die vor zweitausend Jahren; ein großer Teil der Menschen bekennt sich zum Christentum und rühmt sich dessen und spricht von ihm als einer Religion des Herzens; aber wenn wir von Worten und Glaubensbekenntnissen absehen und festzustellen suchen, worin eigentlich ihre Religion bestehe, so werden wir erkennen – ich fürchte es wenigstens –, daß die große Masse der Menschen tatsächlich in

ihrem Innern jede Religion verloren hat. Man legt keinen Wert auf Betätigung des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, auf Herzenseinfalt, Reinheit der Motive, geistige Überwindung. Man beschränkt sich auf ein paar Tugenden, die man dazu noch recht oberflächlich betätigt. Worte wie Reue, Buße, vergebende Gnade kennt man nicht. Man stellt sich vor und spricht es auch aus, wer seine irdischen Pflichten im Bereich seines Standes erfülle, könne schließlich nicht verloren gehen, wie wenig er sonst auch für das Ewige tue, oder wieviel er im übrigen sich auch zuschulden kommen lasse, was gegen Gottes Gesetz ist. Die Pflicht des Soldaten sei Treue, Gehorsam, Tapferkeit — im übrigen mag er tun, was ihm gut scheint; der Kaufmann sei ehrlich, der Handwerker fleißig und bescheiden., der Staatsmann stecke sich hohe Ziele, die Frau pflege ihre häuslichen Tugenden, der Geistliche sei gemessen und gütig und entfalte einige Tätigkeit — all das sind charakteristische Züge einer bloß pharisäischen Vollkommenheit. Es fehlt die innerliche Vergegenwärtigung des heiligen Gottes; es fehlt die Einsicht in seine Ansprüche an uns; es fehlt das Empfinden für die geschöpfliche Unzulänglichkeit; es fehlt die Selbstanklage, das Bekenntnis, die Abbitte; es fehlen jene heiligen Bewegungen der Seele, die von je die Religion des Christen kennzeichnen, und zwar um so mehr — nicht um so weniger —, je höher der Christ über das gewöhnliche Maß von Rechtschaffenheit hinausragt und der Vollkommenheit des Heiligen

nahekommt. All das gehört tatsächlich zur religiösen Art des natürlichen Menschen, wie er immer und überall ist. Seine Religion ist oft recht schön in ihrer Erscheinung, aber unwürdig vor Gott; sie ist innerhalb ihrer Grenzen gut, aber sie ist unzureichend und hoffnungslos, weil sie nicht weiter reicht, weil sie auf Selbstgenügsamkeit beruht und zu Selbstzufriedenheit führt. . Man ist sich selbst der oberste Lehrer, man bewegt sich im engen Kreis des eigenen Denkens und Urteils; man stellt sich nicht die Frage, was Gott zum Gewissen spricht; man hat keine Furcht, von ihm verworfen zu werden — es genügt, daß man mit sich selbst zufrieden sein darf. Und so zieht man sich in ihrer ganzen Wucht die schrecklichen Worte zu, die keineswegs einem jüdischen Gesetzeslehrer, auch nicht einem heidnischen Weisen galten, sondern einer gesunkenen christlichen Gemeinde, den selbstbewußten Christen von Laodizea: «Du sagst: ich bin reich, habe Überfluß und bedarf nichts — und du weißt nicht, daß du elend und arm, blind und nackt bist. Ich rate dir, von mir Gold zu kaufen, das im Feuer geläutert ist, damit du reich werdest, und weiße Kleider, dich zu verhüllen, damit nicht die Schmach deiner Blöße offenbar werde; und salbe deine Augen mit Salbe, damit du sehend werdest. Die ich lieb habe, warne und züchtige ich. So sei denn eifrig und tue Buße!» [Geh Offb 3,17/9].

Ja, meine Brüder, es kommt von der Verken-
nung unserer Lage, es kommt von der geistigen
Blindheit, vom Fremdsein der Gegenwart Got-

tes, der Quelle und dem Richtmaß alles Wahren – daß unsere Religion, auf die wir gewöhnlich noch so stolz sind, so dünn und seicht ist. Hätten wir auch nur einige richtige Einsicht in das Wesenhafte, hätten wir auch nur in etwa einen wirklichen Begriff von dem, was *Gott* ist und was wir selber sind –: niemals fänden wir den Mut, ihm ohne Furcht zu dienen und uns ohne Erschauern in ihm zu freuen. Daß der verhüllende Schleier weggetan wird, der sich zwischen unserem Auge und dem Himmel spannt, daß in unsere Seele das gnadenreiche Licht des Neuen Bundes einströmt: das bezeichnet den tiefen Unterschied zwischen der Religion des Christen und den mannigfachen menschlichen Riten und Weisheitslehren auf der weiten Welt. Die katholischen Heiligen allein bekennen Sünden, weil sie allein Gott sehen. Der geheimnisvolle, erhabene Schöpfergeist, von dessen Gnadengaben der Apostel spricht (1 Kor 12), bringt in die Gottesverehrung jene wahre Andacht und jene wahre Anbetung, welche den selbstzufriedenen Pharisäergeist in das zerknirschte und demütige Herz des Zöllners wandelt. Der Anblick Gottes, der dem Auge des Glaubens enthüllt ist, läßt uns häßlich erscheinen in unseren eigenen Augen und läßt uns des *Gegensatzes* inne werden, der zwischen uns und dem großen Gott, zu dem wir aufschauen, besteht. Der Hinblick des Geistes auf ihn, in seiner unendlichen Herrlichkeit als der Allheilige, Allschöne, Allvollkommene, läßt uns in die Erde sinken in Selbstverachtung und Erschauern.

Wir sind mit uns zufrieden, solange wir nicht auf ihn hinschauen. Warum ist der Sittenkodex der Welt so abgemessen, so wohlumschrieben? Warum ist die Gottesverehrung der reinen Vernunft so friedlich? Warum ist die Religion des antiken Heidentums so sinnesfroh? Warum ist das Gefüge der zivilisierten Gesellschaft so liebenswürdig und so korrekt – und warum ist andererseits in der christlichen Religiosität so viel Erregung, so viel Kampf und Wechsel der Seelenstimmungen, so viel Hohes und Tiefes? Weil er in seinem Geist, in seinem Herzen, seinem Gewissen, die Idee eines Wesens trägt, das sich selber Grund und Ziel ist, das von Ewigkeit zu Ewigkeit er selbst ohnegleichen ist. Der Christ weiß: Einer allein ist heilig, und seine Geschöpfe sind, mit ihm verglichen, gebrechlich; vor seiner Gegenwart schwinden sie hin und müßten vergehen, würde er nicht sie aufrechthalten durch seine Macht. Er weiß: nur einer ist, dessen Größe und Seligkeit unberührbar ist, dessen innerste Stetigkeit nicht beeinflußt ist, ob nun die ganze geschaffene Welt mit ihren zahllosen Wesen und Teilen da ist oder nicht da wäre; einer, an den nichts rührt, den nichts mehren oder mindern kann, der ebenso mächtig ist, ehe er die Welt schuf, wie nachher, und ebenso heiter und selig, seit sie da ist, wie vorher. Er weiß: in der Hand dieses *einen* Wesens ruht sein eigenes Glück, seine Heiligung, sein persönliches Leben, seine Hoffnung, sein Heil. Er weiß: diesem *einen* verdankt er alles, und gegen ihn kann er nicht Klage geltend machen,

noch vor ihm Auswege finden; alles ist nichts vor ihm; die höchsten Wesen verehren ihn um so mehr, und die heiligsten Wesen verdanken ihre Vollkommenheit nur ihrem größeren Anteil an ihm.

Das war die Empfindung des Petrus, da ihn zum erstenmal der Strahl der Herrlichkeit seines Meisters traf; da rief er unwillkürlich: «Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!» [Mk 5, 8]. Das war die Empfindung des frommen Job, da ihm der Allmächtige aus dem Sturmwind Antwort gab —: so viele Jahre hatte er treulich Gott gedient und war zu hoher Vollendung aufgestiegen —: «Lauschenden Ohres habe ich Dich gehört», spricht er, «aber nun sieht Dich mein Auge: darum spreche ich die Verwerfung über mich selbst und tue Buße in Staub und Asche» [Job 42, 5/6]. So geschah es Isaias, da er die Seraphim schaute und rief: «Weh mir, denn ich bin ein Mensch mit unreinen Lippen, und unter Menschen mit unreinem Munde wohne ich — und meine Augen sahen den König, den Herrn der Heerscharen!» [Is 6, 5]. Und ebenso Daniel, obschon er nur einen Engel sah, den ihm Gott gesandt hatte: «Es blieb keine Kraft in mir, meine Haltung fiel zusammen, ohnmächtig sanken meine Kräfte dahin» [Dan 10, 8].

Das also ist der Grund, weshalb der Sohn des Menschen, wie hoch er auch stehe an Gnade, ob er ein reumütig Heimkehrender oder ein gereifter Heiliger sei, mit dem Zöllner spricht: «Gott sei mir Sünder gnädig!» — der Grund,

weshalb alle geschaffenen Wesen, hoch oder niedrig, angesichts ihres Schöpfers allzumal in der gleichen Tiefe sind. . Nicht, als hätte nicht einer dies, der andere jenes, sondern weil sie alle und jeder nichts haben, was nicht von ihm wäre, und weil sie wie nichts sind vor ihm, der alles in allem ist.

Var. Occ. 2: 15/29; vgl. Laros VI. 210 (10. Sonntag n. Pfingsten 1856).

FURCHT IN DER GNADE

[Im Judasbrief warnt der Apostel vor einer gewissen Ehrfurchtslosigkeit.] Er spricht von einem «Schandfleck bei euren Liebesmahlen: man schmaust bei euch und weidet sich ohne Furcht» (Jud 12). Der Text handelt von religiösen Feiern, und der erste Gedanke, den er uns nahelegt, bezieht sich offenbar auf die Gemütsverfassung, mit der wir zum heiligen Sakrament, dem Abendmahl unseres Herrn, hinzutreten sollen. Freilich ist hier von einem anderen Anlaß die Rede, von einer Einrichtung, die wegen der eingeschlichenen Mißbräuche bald wieder verschwand. ., aber das Übel, das der Apostel bei einigen zeitgenössischen Christen rügt, kann in etwa (möchte es nur in geringem Grade gelten) auch uns anhaften. Er nennt es einen «Schandfleck», etwas Entstellendes, eine Schmach bei der religiösen Feier, daß da Leute mitfeierten «ohne Furcht». Sie zeigten keinerlei Bewußtsein der heiligen Gegenwart

jenen, vor dem selbst Johannes wie tot zu Boden fiel, bis er ihn berührte und sprach: «Fürchte dich nicht!» (Geh Offb 1, 17).

Zu all seinen Dienern, *wenn* sie Furcht haben, spricht er: «Fürchte dich nicht!» — aber wenn sie keine Furcht haben, sagt er im Gegenteil, und mit großem Ernst: «Fürchte dich!» So heißt es beim Psalmisten: «Dienet dem Herrn mit Furcht, und freut euch mit Zittern!» (Ps 2, 11); im Hebräerbrief: «Halten wir fest die Gnade, auf daß wir durch sie Gott wohlgefällig dienen mit Scheu und Ehrfurcht!» (Hbr 12, 28). «Wirket euer Heil mit Furcht und Beben, denn es ist Gott, der nach seinem Liebeswillen das Wollen wie das Vollbringen in euch wirkt!» (Phil 2, 12/13).

In «Furcht» sollen wir Gott nahen. Und doch sind wir belehrt, wir sollten «mit Zuversicht zum Thron der Gnade treten» (Hbr 4, 16). Widersprechen sich also diese Regeln? An sich gewiß nicht; aber wenn wir versuchen, sie zu erfüllen, werden sie wahrscheinlich auf uns diesen Eindruck machen. . . , und niemand sollte voraussetzen, unsere Pflicht sei leicht zu erfüllen, sie ist im Gegenteil schwer. Bei der großen Güte des Herrn und bei den gnadenvollen Einladungen, die er so großmütig, so oft und unermüdlich an uns richtet, sind wir nur zu leicht geneigt, seine Hoheit zu vergessen und gar vertraulich mit ihm umzugehen — «zu feiern ohne Furcht». Und naturgemäß ist für uns die Gefahr solcher Unehreerbietigkeit um so größer, je öfter wir seiner Einladung folgen und an seinem Sa-

krament teilnehmen. Da müssen wir wohl auf der Hut sein. Aber ich habe dabei nicht jene im Auge, die jede Woche der Einladung Christi im Gottesdienst folgen. . . , obgleich wir wie andere einem Mangel an Furcht ausgesetzt sind, wenn wir nicht auf uns achthaben; ich denke vielmehr an die Kirche im allgemeinen und denke an unser Zeitalter. . .

Die Menschen haben allmählich verstanden, daß das Christentum nicht nur ein Gesetz, ein jüdisches Joch ist, sondern ein Neuer Bund, ein Dienst der Freiheit, eine Ordnung des Geistes und der Wahrheit, und daß es uns ebenso anzieht, wie es uns gebietet, und uns ergreift, ob schon es auch warnt. Früher konnte es oft scheinen, als gehörten die Gnadenvorrechte und Freuden der Religion nur den Irrlehrern. . . , während die Gewissenhafteren in Leben und Lehre einer steifen und starren Schule verschrieben schienen. . . Das ist jetzt vorbei; ein ursprünglicher, katholischer Geist religiösen Lebens und Eifers ist aufgebrochen. ¹ Das berechtigt zu schöner Hoffnung. Nur, meine Brüder, müssen wir achthaben, daß dieser so erfreuliche Aufschwung von heilsamer Furcht begleitet sei. Mit Schmerzen sage ich es, daß der religiöse Ernst, der Geist der Buße nicht gleichen Schritt hält mit dem Geist der Freude. Bei all diesem anscheinenden Aufschwung der Frömmigkeit muß man sich mit Besorgnis fragen: wo ist das, was im Religiösen Beseelung

¹ Anspielung auf die Wirkung der Oxforder Tract-Bewegung im kirchlichen Leben Englands.

und Leben bedeutet, wo ist persönliches Bemühen um Gewissenhaftigkeit und Strenge? . . . Da hört man sprechen von den Vorzügen unseres kirchlichen Lebens, aber von seinen Mängeln möchten wir nichts hören. Gern überlassen wir uns den frohen, erhebenden Motiven, aber von ihren strengen Seiten hören wir lieber nicht. Man soll uns nicht an alte Sünden erinnern, an die Notwendigkeit zu büßen. Unser Frühling mag schöne Blüten treiben zu unseres Herzens Labung; aber es ist etwas Mißliches darin, und das wird sich zeigen, ehe der Herbst seine Früchte sammelt. . . Wir pflegen eine seichte, oberflächliche Frömmigkeit, die uns in den Tagen der Prüfung nichts nützen wird. Wir nehmen Worte für Dinge, wir lassen uns von Unwirklichem gefangennehmen.

Unsere Zeit hat bei all ihren besonderen Vorzügen *den* ernststen Mangel, daß sie zu einer ausschließlich liebenswürdig-optimistischen Weise neigt. Man wünscht entschieden eine heitere, sonnige, fröhliche Frömmigkeit, gleichviel wie im übrigen die besondere Form sei, die man sich wählt; und man möchte auch die katholische Lehre in diesem Geiste beeinflussen. . . Man möchte sich menschliche Zisternen graben, statt des Brunnens der Wahrheit; man fürchtet die Tiefe des Brunnens, den Abgrund der Gerichte und Erbarmungen Gottes. Ach, wenn wir von den Lehren und Satzungen der Kirche auswählen, was uns beliebt, wenn wir das eine annehmen, das andere ablehnen, wenn wir das Schöne, das Anziehende nehmen, vor dem Ern-

sten und Wehtuenden zurückfahren, so bekennen wir umsonst unsere Anhänglichkeit an die Kirche, wir ziehen uns vielmehr ernststen Schaden zu.

Ich fürchte, sehr viele Menschen neigen . . . zu einer Art Luxusfrömmigkeit, und die Folgen davon sind traurig. Sie neigen zu «Feiern ohne Furcht». Aus diesem Grunde habe ich sogar ein gewisses Bedenken gegenüber dem Aufkommen der wöchentlichen Kommunion¹. Wir sind noch nicht vorbereitet; ich glaube ernstlich, die Menschen im allgemeinen, so wie sie sind, selbst religiöse Menschen, sind es nicht. Bevor ein so segensreicher Brauch bei uns verbreitet wird, bedürfen wir einer Vertiefung der Religiosität, eines festeren Bekennens, eines stärkeren Glaubens, eines reineren Sinnes für das Unsichtbare, eines größeren Ernstnehmens der Sünde und ihrer Folgen, einer praktischen Lebensordnung, in der man sich Selbstverleugnung zumutet. . .

Es ist den Menschen, Männern und besonders Frauen, zu gönnen, daß sie stundenlang und mit innerer Freude Psalmen, Litaneien und Hymnen rezitieren und Dome und Kirchen besuchen, in denen ihre Seele katholischen Geist einatmet; sie werden nach den Worten der Schrift erfahren, daß der Name des Herrn «wie ausgegossenes Öl» und «seine Frucht süß dem

¹ Das ist 1842 gesagt, als Newman noch Anglikaner war. Aber auch nach den bahnbrechenden Kommuniionsdekreten Pius' X. besteht für den Christen die Mahnung zurecht, sich nicht zu leicht mit gehäuften sakramentalen Gnaden zu beruhigen, sondern der vertieften eucharistischen Frömmigkeit entsprechend auch das sittliche Streben zu vertiefen.

Munde ist» (Hohel 1, 3; 2, 3); aber seltsam, so süß, buchstäblich wie Honig die Speise ist — kaum genossen, wird sie gleich der Rolle des Propheten bitter für uns werden [vgl. Ez 1, 1ff.], wenn wir vergessen haben, daß vor der Erhöhung die Erniedrigung, vor den Freuden der Ernte die Aussaat in Tränen, vor der Lust die Anstrengung, vor der Auszeichnung die Pflicht einhergehen muß. Nichts hat Bestand, nichts bleibt unversehrt und rein, was nur aus dem Gefühle kommt. Gefühle sterben wie Blumen im Frühling und taugen zu nichts, als daß sie verbrannt werden. Solche Menschen müssen schließlich erfahren, daß ihre Frömmigkeit ihnen versickert, und oft folgt dann ein gänzlicher Stimmungsumschlag. Was ihnen einst eine Freude war, erregt ihnen jetzt heftigen Widerwillen und Überdruß. Es kommt selbst zu Ausbrüchen der Feindseligkeit und zu tiefer Enttäuschung; sie schämen sich, sie sehen keinen Weg mehr und geben alles auf. Sie hatten sich das Religiöse leichter vorgestellt, als es ist; sie hielten sich selbst für besser, als sie sind; sie haben ihren guten Wein schon ausgetrunken, statt ihn aufzubewahren — und nun ist das die Folge. Was anders als Unheil kann entstehen, wollten wir leben wie die Welt, schmausen und trinken, zur Ehe nehmen und zur Ehe geben, uns wohl sein lassen, in Purpur und feines Linnen gekleidet, in wachsendem Reichtum — und dabei mit dem Anspruch auftreten, als Kinder der Apostel zu gelten und der frommen Spur der Heiligen zu folgen!

Das Christentum als Ganzes, nach seiner moralischen Seite betrachtet, baut sich auf zwei Grundmotiven auf: Schönheit und Strenge; und jedesmal wenn man das eine auf Kosten des andern pflegt, kommt etwas Übles heraus. Zur Zeit des Heidentums teilten sich gewissermaßen Griechen und Barbaren in die beiden Prinzipien: die Barbaren waren Sklaven eines schaurigen, grausamen Aberglaubens, die Griechen überließen sich einer fröhlichen Vielgötterei. Und dies ist auch in unseren späteren Zeiten bezeichnend für die beiden Hauptformen der Irrlehre, in die der Widerspruch gegen die ursprüngliche Wahrheit mündete, und wenigstens in ihrem Anfang vor dreihundert Jahren und von Zeit zu Zeit wieder tritt es hervor: das Stigma der einen¹ ist ungeläutert nachsichtige Gesamthaltung der Religion, das Stigma der andern² ein finsterer, düster-grausamer Geist; aber so unliebenswürdig er in sich ist, ist er doch achtungheischer als die andere Form. Selbst die Juden, denen doch im besonderen diese Erde gegeben war, und von denen man denken konnte, sie hätten sich frei ihrer Gaben ersättigen dürfen, durften sie nicht ohne Zucht genießen; sogar das Osterlamm, ihr großes prophetisches Festmahl, mußte «mit bitteren Kräutern» genossen werden (Ex 12, 8).. Wieviel mehr sollten Christen sich erinnern und darüber froh sein, daß der «kleinere Bruder» erhöht, der

¹ Gemeint ist das Luthertum in der liberalen Ausprägung, die Newman vor Augen hatte.

² Des puritanischen Calvinismus.

Reiche erniedrigt wird, daß die Apostel, deren Spuren wir folgen sollen, Hunger, Durst und Blöße litten, mißhandelt wurden und keine sichere Stätte hatten. .

Laßt uns eingedenk sein, daß wir die irdischen Segnungen des Vaters nicht ohne Zucht genießen dürfen. Wohl sind wir uns bewußt, daß alles, was geschaffen ist, gut ist; wir selbst aber — *auch* Gottes Geschöpfe — bilden eine Ausnahme. Gottes Gaben sind ehrwürdig und unschuldig, unser Herz aber schwach und unbeständig; sie sind gut vom Gebenden, aber fragwürdig vom Nehmenden her; ihr Gebrauch ist gut, ihr Genuß aber kann schädlich sein. Und so, wie wir täglich vor dem Essen Dank sagen, erflehen wir Segen fürs ganze Jahr, indem wir etwas innehalten, ehe wir es beginnen. Das heißt Speise nehmen «mit Furcht». Und ebenso sollen wir alle Vorrechte gebrauchen, und sie werden uns dann zu Wohltaten werden. Wir wollen Feste nicht feiern ohne Vigil, Ostern nicht ohne vorheriges Fasten, den Tag des Herrn nicht ohne vorige Enthaltung am Freitag, unsere Kirchen nicht schmücken, ohne persönlich auf Einfachheit und Strenge zu halten, nicht Verfeinerung des Kunstgeschmackes und der Literatur ohne den Ausgleich persönlicher Opfer pflegen, nicht nach erweiterter Kirchenmacht streben, ihre Häupter auf Throne setzen, Paläste für sie bauen, ihre Namen adeln, ohne zu bedenken, daß die Kirche, wenn sie in Ehren steht vor der Welt, im Innern sich läutern muß, daß sie das härene Gewand und den Ledergürtel

des Täufers unter dem purpurnen Priesterkleid und dem edelsteingeschmückten Brustschild tragen muß.

Auf der anderen Seite wollen wir uns auch vor dem Gegenteil hüten: nicht Gottes Gabe entehren, indem wir düsteren, finsternen Sinnes sie von uns weisen. Hüten wir uns, zu «fürchten», ohne zu «feiern»! Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts soll verworfen werden. Hüten wir uns — es wäre sonst eine traurige Verirrung des Geistes —, uns für unsere Sünden zu züchtigen, ohne zur Frohbotschaft zu kommen und Kraft zu erbitten. Hüten wir uns, derart in Schuldgefühle zu versinken, daß wir uns nicht mehr an unseren Gnadengaben freuen könnten. Wir wollen nicht ohne Freude sein, wenn wir trauern; wir wollen zu unserm Herrn und Erlöser aufschauen, je mehr wir vor uns selber erschrecken; wir wollen um so inniger glauben und lieben, je tiefer wir bereuen. In unserer Zerknirschung dürfen wir nicht das Gesetz an Stelle der Frohbotschaft stellen: wir sollen es neben dem Evangelium bewahren. Wer die Taufnade nicht ehrt, fällt unter das Gesetz zurück, — bereuen aber, heißt nicht das Evangelium preisgeben.

Und wie Christen sich nicht ihrer Vorrechte entschlagen dürfen, so brauchen sie auch nicht auf Gottes zeitliche Segnungen zu verzichten. Die Schönheit der Natur, die wohlthuenden Einflüsse der Jahreszeiten, die Gaben der Sonne und des Mondes, die Früchte der Erde, die Vortheile der Zivilisation, die Nähe unserer Freunde

und Angehörigen, alle diese Werte sind nur *ein* großes, wundersames Bild unserer himmlischen Gnadengaben im Neuen Bund. Die nach Vollendung streben, werden diese Gaben nicht verschmähen, aber sie werden ihnen etwas zum Ausgleich beifügen: «bittere Kräuter» zum «fetten Kalb», zu «Musik und Tanz». Sie werden die Blumen der Erde nicht verbannen, aber sie werden sich Mühe geben, das Unkraut im Garten auszuroden. .

Ich bestreite nicht, daß zuweilen einzelne den Ruf zu größerer Entsagung empfinden, und sie empfangen dann auch ein entsprechendes Maß von göttlicher Tröstung. Da sind Apostel, Bekenner, Martyrer, Heidenmissionare, die berufen waren, alles für Christus zu verlassen. Es gibt auch zweifellos solche, die es mitten in Friedenszeiten der Kirche unter ihren Brüdern als Ruf Gottes erkennen, um des Evangeliums willen alles hinzugeben, um vollkommen zu sein, ohne Heimat, ohne Schutz, ohne Hilfen, oder wie Johannes der Täufer einsam «in der Wüste» zu leben; aber außergewöhnliche Fälle sind nicht zu unserer Nachahmung da; und es wäre ein ebenso großer Fehler, solches ohne Berufung zu unternehmen, wie sich der Berufung zu weigern.

Gott möge uns Gnade geben, daß wir demütig, nüchtern gegen uns selbst und ohne Neigung, über andere zu richten, in diesen Zeiten der Verwirrung leben; daß wir uns seiner Wohltaten freuen, aber sie mit heiliger Furcht entgegennehmen; daß wir uns in Zucht halten,

ohne einem finsternen Geist zu verfallen; daß wir jene nicht bekritteln oder ihnen Übles nachreden, die strenger oder weniger weltlich sind als wir.

Subj. Day 9: 113/25; vgl. Laros V. 101 ff. (1. Mai 1842).

SELBSTVERLEUGNUNG UND HEILSZUVERSICHT

Wenn heutzutage nach meinem Eindruck in sog. guten Gesellschaftskreisen eine günstige Stimmung für die Religion besteht, wenn sie geachtet und gern gesehen ist, so dürfte dieser Umstand uns nicht der Sorge entheben, wie es vor Gott mit uns stehe. Wir sollten nach meiner Meinung nur um so besorgter sein, aus einem doppelten Grunde: erstens weil wir Gefahr laufen, das Rechte aus irdischem Beweggrund zu tun — und zweitens weil wir uns zu leicht über die Wahrheit täuschen lassen, weil nämlich die Welt gleich einer Falschmünzerin uns einen gleißenden Schein an Stelle der Wahrheit vor-täuscht. .

Manche sind in der glücklichen Lage, geistliche Vorsteher zu haben, die sie zum Guten ermuntern und ebenso liebenswürdig zu ihnen wie ernst in ihrer Gottbeziehung sind. Das ist ein Glück, und man schuldet Gott Dank für solche Wohltaten. Aber es liegt auch eine Versuchung darin; wenigstens sind manche in solcher Lage einer von den beiden Versuchungen

ausgesetzt, die ich soeben erwähnte. Gutes Verhalten ist für sie ja nicht nur eine Sache der Pflicht, sondern auch des eigenen Vorteils. Erfüllen solche ihre religiösen Pflichten, so können sie ebenso des menschlichen Lobes wie des göttlichen Wohlgefallens gewärtig sein, so daß sie nicht leicht sich Rechenschaft geben können, ob sie das Rechte ebenso um des Gewissens willen wie aus menschlichen Beweggründen tun. Und so sind auch in den bürgerlichen Gesellschaftsschichten die meisten Menschen in ihrem Privatleben wie in der Öffentlichkeit einer erheblichen, ja außerordentlichen Gefahr der Selbsttäuschung ausgesetzt, sich für «wach» zu halten, während sie «schlafen».

Wie also sollen wir uns prüfen? Läßt sich ein Zeichen nennen, wodurch wir in dieser Sache Gewißheit erhalten können? Nein, ein unbedingt sicheres Zeichen läßt sich nicht aufstellen. Wir können hienieden keine völlige Sicherheit haben, und wir müssen uns vor Ungeduld hüten, wissen zu wollen, wie es in Wahrheit mit uns bestellt sei. Sogar der heilige Paulus hatte bis in die letzten Tage seines Lebens, soweit wir schließen können, keine völlige Sicherheit, daß er zu den Erwählten Gottes gehöre, die nie verlorengehen werden. Er sagt: «Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum bin ich noch nicht gerechtfertigt» (1 Kor 4, 4). . Wohl aber ist uns, Gott sei Dank, eine tröstliche Hoffnung, eine nüchterne, demütige Glaubenszuversicht möglich, daß Gott uns um Christi willen vergeben und uns gerechtfertigt hat, wie Johannes sagt:

«Wenn unser Herz uns nicht verdammt, so dürfen wir vor Gott Zuversicht hegen» (1 Joh 3, 21.)

So ist die Frage: wie können wir unter den Verhältnissen, in denen wir leben, zu solcher Seelenverfassung gelangen, und worin besteht sie? Würden wir in einem heidnischen Lande leben, so wäre die Antwort leicht. Schon das Bekenntnis zum Evangelium wäre ein klarer Erweis des aufrichtigen Glaubens, soweit es hierin Erweise geben kann; denn unser Bekenntnis in heidnischer Umwelt brächte so gut wie sicher Verfolgungen mit sich. Darum begegnen uns auch in den Apostelbriefen so viele Wendungen der religiösen Freude und der jubelnden Heilshoffnung. *Die* können wohl Zuversicht hegen, die für Christus gelitten haben: «Heimsuchung wirkt Geduld, Geduld Bewährung, und Bewährung Hoffnung» (Röm 3, 4). . Weil jedoch das Wesen der christlichen Frömmigkeit in jedem Zeitalter das gleiche ist, so schließt sie noch immer wie von je einen Erweis des göttlichen Wohlgefallens ein. ., ich meine die Selbstverleugnung. Das war der große Erweis, den die ersten Jünger anführen, und auf diesen können wir uns heute noch ebenso berufen. Denken wir an die klaren Worte des Heilandes: «Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach» (Mk 8, 31). . «Wenn deine Hand dich ärgert, hau sie ab; wenn dein Auge dir zum Anstoß wird, reiße es aus! Denn es ist besser für dich, mit einer Hand, mit einem Fuße, mit

einem Auge zum Leben einzugehen, als in die Hölle gestürzt zu werden» (Mk 9, 43/7).

Ohne jetzt zu versuchen, solche Stellen völlig zu erklären, die sich auch gewiß nur durch eine reiche und wenigen Menschen eigene Gnade verstehen lassen, können wir doch soviel davon begreifen, daß ernste Selbstverleugnung eine wesentliche Pflicht ist, ja, daß sie als das Zeichen gelten kann, ob wir Christi Jünger sind — ob wir in einem bloßen Traum hinleben, den wir fälschlich für christlichen Glauben und Gottesverehrung ansehen, oder ob wir wirklich «wach» sind, lebendig und im hellen Tageslicht unsern Weg zum Himmel gehen. . Die Werke heißen bekanntlich Früchte und Erweise des Glaubens; der Glaube ist tot, wenn er ohne Werke ist (Jak 2,20). Wohlan, welche Werke haben wir aufzuweisen — Werke von der Art, daß sie uns «Zuversicht» geben können, so daß wir nicht fürchten müssen, «bei seiner Ankunft beschämt vor ihm zu stehen» (1 Joh 2, 28)?

In Beantwortung dieser Frage muß ich vor allem bemerken, daß nach der Schrift die Selbstverleugnung als Prüfstein unseres Glaubens *täglich* sein muß: «Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach» (Lk 9, 23). Danach besteht das religiöse Leben des Christen nicht nur in einigen gelegentlichen Anstrengungen, in einigem Guten, das wir tun, mit etwas Zerknirschung, Gebet und frommen Übungen zu gewissen Zeiten. Das wäre ein Mißverständnis, dem da und dort Menschen leicht anheimfallen:

eine Art religiös zu sein, wodurch jemand in der Sprechweise der Welt «ein prächtiger Mensch» sein kann, weil er gewisse edle Eigenschaften besitzt und hin und wieder etwas Bedeutsames leistet, was die Betrachter staunen macht und ihnen Bewunderung abnötigt — ohne daß für einen solchen in seinem Privatleben das Religiöse etwas Persönliches, Zuständliches wäre, das Gesetz, welches sein Denken, Reden und Tun nach Gottes Willen bestimmt.

Sodann liegt in dem Wort «täglich» auch eingeschlossen, daß die Selbstverleugnung, die Christus liebt, sich in kleinen Dingen äußert. Das versteht sich leicht. Denn Gelegenheiten zu großen Leistungen der Selbstverleugnung begegnen uns nicht alle Tage. Darum heißt Selbstverleugnung nicht, eine große Leistung vollbringen, mit der dann alles abgeschlossen wäre, sondern heißt ununterbrochen die kleinen Pflichten erfüllen, die uns so unbehaglich sind.

Wenn also jemand fragt, wie er sich vergewissern könne, ob er den Schlaf der Welt träume oder wahrhaft in Gott wach und lebendig sei, so möge er zunächst sein Augenmerk auf diese oder jene Schwäche richten, die ihm zu schaffen macht. Wer einigermaßen sich selbst kennt, wird sich solcher Schwächen bewußt sein. Manche haben deren mehrere, und alle tragen dies oder jenes mit sich herum, und dagegen anzukämpfen und es zu überwinden, ist die erste Aufgabe der Selbstverleugnung. Der eine ist lässig und zu Vergnügungen geneigt, ein anderer leicht erregt und mißmutig, ein anderer

eitel, dieser unbeherrscht mit der Zunge, jener weich und unfähig, dem Spott leichtfertiger Kameraden standzuhalten; wieder andere sind von sinnlichen Schwächen gequält, deren sie sich schämen, ohne ihrer Herr zu werden. Mag jeder sich vergegenwärtigen, welches für ihn der schwache Punkt ist: da liegt seine Erprobung. Sie liegt nicht in Dingen, die ihm ohnehin leicht fallen, nein, in dem einen (vielmehr auch in diesem und jenem), worin es seiner Natur schwer fällt, die Pflicht zu tun. Im Hinblick darauf heißt es «wachen und beten» (Mt 26, 41), immer wieder um Gottes Gnade beten, daß er dir helfe, und wachen «in Furcht und Zittern» (Phil 2, 12), um nicht zu fallen.¹

O daß wir weise wären, um uns wenig um das religiöse Gehaben der anderen oder um die Anerkennung der Welt zu kümmern oder um das Einverständnis mit dem, was ein «Tüchtiger» oder ein Mächtiger oder die Vielen als gültigen Maßstab im Religiösen erklären. Viel wichtiger ist das Bewußtsein in deinem Innern, daß du in kleinen und großen Dingen Gottes Willen vor Augen hast und der hundertsten Pflicht so gut wie den neunundneunzig andern nachkommen willst. O, daß wir, um im Bilde zu sprechen, fleißig unser Haus durchstöbern möchten (vgl. Luk 15, 8), um zu erkennen, was

¹ Newman folgt hier – auch entsprechend seiner ernsten und strengen Lebensstimmung – der verbreiteten Erklärung der Philipperstelle im Sinne der Gerichtsangst. Im Zusammenhang ist jedoch von der unermesslichen Begnadung in Christus die Rede, die jenes «Zittern» mehr im Sinne des mystischen Staunens und Erschütterterwerdens zu verstehen nahelegt.

uns zum Vollmaß des Gehorsams noch fehlt! Denn wir können gewiß sein, daß jedes anscheinend kleine Versagen unsere Geistesverfassung und unser Urteil in allem beeinflussen wird, daß unser Denken über Personen und Ereignisse, über menschliches Tun und Meinen, und unsere ganze Haltung gegenüber Gott und Mitmenschen, unser Glaube an die erhabensten Wahrheiten des Evangeliums, unser Verständnis für unsere Aufgaben und Pflichten – in verborgenem Zusammenhang steht mit dem ersten Bemühen, das «ganze Gesetz» (Mt 22, 40) zu erfüllen.

Davon abgesehen, gibt es noch andere Weisen der Selbstverleugnung, die unsern Glauben und unsere Ehrlichkeit auf die Probe stellen. . . Es mag wohl sein, daß die Sünde, zu der wir am meisten neigen, sich nicht jeden Tag meldet. Die Neigungen zu Zorn und Leidenschaft sind vielleicht unwiderstehlich in dem Augenblick, wo sie uns überfallen – aber sie reizen nur hin und wieder, und im Moment sind wir nicht auf der Hut, so daß die Gelegenheit der Bewährung vorüber und wir unterlegen sind, ehe wir dessen recht gewahr werden. Darum gehört es sich, daß man sich selbst die tägliche Selbstüberwindung vornehme. Unser Herr fordert uns auf, unser tägliches Kreuz «auf uns zu nehmen». Es bekundet dies unsern ehrlichen Willen, und dabei stärken wir unsere allgemeine Fähigkeit der Beherrschung, bekommen uns selbst in die Gewalt und sind dann gerüstet, wenn die Zeit der Versuchung kommt. Stehen wir deshalb

am Morgen mit dem Vorsatz auf, der Tag solle mit Gottes Gnade nicht ohne Arbeit an uns selbst vorübergehen. . . Lege dir irgendein Opfer auf, mute dir irgend etwas zu — ich meine natürlich etwas Erlaubtes —, was du nicht tun mußt, um dir ehrlich sagen zu können, daß du Christus liebst, die Sünde hassest, die schwache Natur bekämpfst, die weltlichen Motive hintanstellst. Das wird dann in gewissem Maße ein Erweis für dich sein, daß du nicht bloß Worte machst. Es ist so leicht, feierliche Erklärungen zu geben; so leicht, schöne Dinge zu sagen oder niederzuschreiben; so leicht, andere staunen zu machen über Wahrheiten, die sie nicht kennen, über Gefühle, die über das Menschliche hinausgehen! «Du aber, Knecht Gottes, meide solche Dingen! Bewahre Gerechtigkeit, Ehrfurcht, Glauben, Liebe, Geduld, Sanftmut!» (2 Tim 6, 11).

PPS I. 5: 62/70; vgl. Drev es 1 ff. (22. Dezember 1833)

IV

GEHEIMNIS DES LEIDENS

DAS GESETZ DES LEIDENS

Noch vierzig Tage nach seiner Auferstehung blieb Jesus unser Herr auf Erden, bevor er in seine Herrlichkeit einging, die er sich erworben hatte. Sie gehörte ihm schon; er hätte schon in sie eingehen können — hatte er nicht genug von dieser Erde? . . . Er blieb noch eine Weile zu Trost und Unterweisung der Jünger, die ihn in der Stunde der Prüfung verlassen hatten. In der soeben vergangenen Zeit hatte ihr Glaube beinahe Schiffbruch gelitten, obschon sie sein Vorbild vor Augen hatten; nun gingen sie einer anderen Zeit für ihre ganze fernere Zukunft entgegen, in der ihnen weit schwerere Prüfungen bevorstanden, und er war im Begriff, von ihnen zu scheiden. Sie hatten bisher noch nicht verstanden, daß Leiden der Weg zur Herrlichkeit ist, und daß niemand auf Christi Thron sich niederläßt, der nicht zuerst wie er den Kampf bestanden hat. Das war die Lehre, die er ihnen einprägen wollte, damit sie den Geist der Frohbotschaft begriffen und nicht ein zweites Mal unterlägen. «Mußte nicht Christus all das leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?» [Lk 24, 26] . . .

Endlich war es so weit, und die Apostel waren fähig, sich über das zu freuen, was vor vierzig Tagen sie noch verwirrt hätte. Sie verstanden nun, was in dem Buch der Verheißung steht: «Den Sieger will ich auf meinem Thron sitzen

lassen, wie ich gesiegt habe und bei meinem Vater sitze auf seinem Thron» (Geh Offb 3, 21).

Es wird gut sein, wenn wir uns diese Lehre zu Herzen nehmen, um die große Wahrheit zu begreifen, vor der die Apostel einmal zurückschreckten, bis sie zuletzt sich darüber freuten. Christus litt und ging in seine Freude ein; so war es in gewissem Maße auch bei ihnen, und so ist es in gewissem Maße auch bei uns. Es steht geschrieben, daß wir «durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen müssen» [Apg 14, 21].

Gott hat alles in seiner Hand; er kann Freundschaftliches und er kann Herbes schicken. Oft schont er uns (möge er uns auch ferner schonen!); oft aber prüft er uns auch, und in der einen oder anderen Weise prüft er einen jeden. Früher oder später hat das Leben für jeden seine Schmerzen, Kümmernisse und Trübsale bereit. Das ist nun einmal so, und je eher wir dies als Bedingung des christlichen Daseins ins Auge fassen, um so besser. Ein Geschlecht folgt dem andern; sie kommen und gehen wie die Blätter in den Jahreszeiten; und in allem ist dieses Gesetz erkennbar. Menschen werden versucht, dann dürfen sie aufsteigen; sie müssen die Welt überwinden, dann empfangen sie ihren Platz in der Herrlichkeit Christi.

Darum beschwört uns Petrus, der doch selbst einmal über das Leiden seines Meisters entsetzt und verwirrt war, wir möchten Trübsale nicht als etwas Befremdliches ansehen, «als stoße uns etwas Unerhörtes zu, sondern da ihr an Christi

Leiden teilhabt, freuet euch, auf daß ihr auch in der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und jubeln könnt» (1 Ptr 4, 12f.); und Paulus sagt: «Wir frohlocken in der Trübsal, wissend, daß die Trübsal die Mutter der Geduld ist» (Röm 5, 3). . Was hier im besonderen Hinblick auf Verfolgung gesagt ist, gilt natürlich von allen Prüfungen, besonders von jenen kleineren, die im allgemeinen das Höchstmaß dessen sind, was Christen heute zu ertragen haben. Und doch will mir scheinen, es brauche für die meisten lange, bis sie erkennen und verstehen, daß unser Stand auf Erden in der einen oder anderen Weise ein Stand der Prüfung und des Leidens ist; und wenn wir Zwischenzeiten von äußerem Frieden genießen, ist es eine reine Gunst und ist mehr, als wir zu erwarten berechtigt sind. .

Wir wollen versuchen, uns mit dieser Auffassung des menschlichen Lebens vertraut zu machen. Die ganze Kirche, alle erwählten Seelen sind der Reihe nach zu dieser Notwendigkeit gerufen. Einst waren andere an der Reihe, jetzt sind wir es; einst waren es die Apostel, einst St. Paulus. . Wie ein starker und kühner Ringer war er in seinen Tagen und konnte am Ende seines Lebens rufen: «Ich habe den guten Kampf gekämpft, meinen Lauf vollendet, den Glauben bewahrt» (2 Tim 4, 7). Nach ihm kamen die Besten dieser Erde, die glänzende Schar der Blutzeugen, die preiswürdige Reihe der Bekenner, einer um den anderen, und jeder an seinem Tage erfüllte tapfer das Seine — und so geht

es fort und fort bis in unsere Tage, in denen der Glaube fast am Erlöschen ist; aber immer neue sind aufgerufen, unter den Augen des großen Königs sich zu bewähren. Es ist, als stünden wir alle um seinen Thron, und als rief er diesen, dann jenen von uns auf, wie wenn wir zu seiner Ehre ein großes rythmisches Spiel vor dem himmlischen Hofe zu spielen hätten, und jeder an seiner Stelle führt auf das gegebene Zeichen in feierlichem Gleichmaß seine Bewegungen aus. . . Christus hat die Reihe eröffnet, hat uns ein Beispiel gegeben, daß wir in seine Spuren treten; er mußte weit mehr, unendlich mehr Leiden durchschreiten, als uns aufgelegt wird; und viele unserer Brüder haben weit mehr gelitten, und sie ermutigen uns mit ihrem glücklichen Vorbild, daß auch wir mit unseren Versuchen uns anschließen. . .

O daß unser Fuß nicht strauchle! . . . Bewahre ein starkes Herz, sei tapfer, weiche nicht: du wirst hindurchkommen! Was immer für Trübsale über uns kommen mögen, an Leib oder Seele, von innen oder von außen, mit oder ohne Absicht von Menschen, Prüfungen von Freunden oder durch Feinde — und wären wir scheinbar noch so verlassen —: Kinder des himmlischen Vaters, erschreckt nicht! Laßt uns wie tapfere Männer unseren Tag bestehen: ist es vorüber, wird Christus uns aufnehmen, und «euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen» [Joh 16, 22].

PPS VI. 16: 221/2, 227–231; vgl. Dreves 314ff. (24. Mai 1838).

TEILNAHME AN CHRISTI LEIDEN

Unser Herr Jesus Christus kam als Erlöser «im Blute» wie «im Wasser»: nicht nur als die Quelle der Gnade und Wahrheit, aus der wir das Licht und die Freude, das Heil der Seele schöpfen, sondern auch als der Kämpfer wider Sünde und Satan «durch Leiden geweiht» [s. Joh 17, 19]. Er trug nach der Zeichnung des Propheten «ein rotes Gewand, und sein Gewand glich dem, der die Kelter getreten hat» [Is 62, 2], oder wie der Apostel sagt: «er war bekleidet mit einem Gewand, das in Blut getaucht war» [Geh Offb 19, 13]. . . Erhöht am Baume des Kreuzes, bestand er den Kampf mit allen Mächten des Bösen und überwand sie durch Leiden. . . Unsere Erlösung ist ein Werk des Blutopfers, und wollen wir gerettet werden, so müssen wir uns ihm angleichen und es gläubig als unsern Weg zum Himmel betrachten und für uns bejahen. . .

Christus nahe sein, hieß von Anfang an mehr oder weniger an seinem Leiden teilnehmen. Ich will das nicht gerade von jedem einzelnen behaupten, wohl aber von den hervorragendsten seiner Jünger, seinen erwählten Werkzeugen, seinen hingebendsten Dienern. Und es war im großen ganzen das Los der Kirche und derjenigen, die ihm als Lenker und Vorkämpfer oder Lehrer der Kirche am ähnlichsten waren. Er allein litt das Erlösungsleiden, jene litten, weil sie ihm verwandt waren. . . Seine seligste Mutter trug ihn erst wenige Wochen an ihrer Brust, als

ihr der Preis eines so hohen Vorrechts in den ersten Worten kundgegeben wurde: «Deine Seele wird ein Schwert der Schmerzen durchdringen» (Lk 2, 35). . Die meisten seiner Apostel gingen durch ein Leben des Leidens einem gewaltsamen Tode entgegen. «Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, und wollt ihr euch taufen lassen mit der Taufe, mit der ich getauft bin?» sprach er zu Jakobus und Johannes (Mt 20, 22), als wollte er sagen: «Die himmlischen Segnungen der Gnade lassen sich nur durch ihre schmerzreichen Zeichen gewinnen. Das Kreuz, auf eure Stirn gezeichnet, wird Blut ziehen. Wohl werdet ihr die Geistes-taufe erhalten und den Kelch des Abendmahls trinken, aber nur mit der Anwartschaft auf den Kelch des Leidens und auf die Bluttaufe. Anderswo spricht er dieselbe Sprache im Hinblick auf alle, die an den Segnungen seines Leidens und Todes Anteil haben wollen: «Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, kann nicht mein Jünger sein» (Lk 14, 7).

Demgemäß erinnern uns die Apostel Jesu oft an diesen notwendigen, wenn auch geheimnisvollen Zusammenhang und fordern uns auf: «Laßt euch nicht befremden wegen der Feuersglut, die zur Prüfung über euch gekommen ist, als widerführe euch etwas Unerhörtes, sondern freuet euch, daß ihr an Christi Leiden teilhaben dürft» (1 Ptr 4, 12). Dasselbe lehrt uns St. Paulus, wenn er uns ermahnt, was an Christi Leiden noch fehle, wie einen kostbaren, vom Tau des Kreuzes besprengten Mantel anzuziehen und

um Christi willen zu tragen: «Ich freue mich der Leiden und erfülle damit am eigenen Fleische, was für seinen Leib, die Kirche, am Leidensmaße Christi noch abzutragen ist» (Kol 1, 24). . Dabei erklärt es die Schrift als unser hohes Vorrecht, daß alle in gläubiger Geduld ertragenen Leiden und Trübsale als Kennzeichen Christi, als Gnadenerweise des Erlösers gelten sollen und am Jüngsten Tag um seinetwillen gelohnt werden. . «Unsere gegenwärtige Trübsal, die nur augenblicklich und leicht ist, wirkt in uns eine überschwängliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit» (1 Kor 4, 17).

So hat das Evangelium, indem es auf mannigfache Weisen die Lage der Welt beleuchtet, uns insbesondere über das Geheimnis des Leidens aufgeklärt, dem die menschliche Natur unterworfen ist. Es verwandelt die Strafe in ein begnadetes Vorrecht. Das gilt vom Leiden im allgemeinen, besonders auch vom körperlichen, das wohl das geheimnisvollste ist. Seelische Leiden, Sorge, Angst, Verdruß sind mehr oder weniger mit der Sünde verknüpft und verstehen sich für Schuldiggewordene. Körperliches Leiden aber ist in den meisten Fällen unfreiwillig und ist durch ein greifbares, unwandelbares Gesetz über die ganze Welt hin verbreitet. Es zieht auch die Kinder in seinen Bereich, die nie persönlich gesündigt haben, und sogar die Tiere, die doch nicht an Adam teilhaben, und es ist in seinen Erscheinungen noch schrecklicher und erbarmungswürdiger als andere Leiden, und früher oder später ist es unser aller Los. . Aber

der Christ kann es ohne ungebührliche Angst ins Auge fassen; denn gerade diese Züchtigung, die mehr als andere unser Herz und unsere Vorstellung berührt, ist vom allmächtigen Gott in ein neues, tröstliches Licht gerückt, sofern es ungewöhnliche Gnade vermitteln kann. Das Leiden ist für den Frommen nicht mehr ein Fluch, ein notwendiges Übel, das man mit stumpfer Unterwerfung und mit erzwungener Ergebung tragen muß: es ist ein Segen der Frohbotschaft und kann insofern auch als ein Gut statt als Übel aufgenommen werden.

Denn was zunächst seine natürliche Wirkung auf unser Seelenleben betrifft, ist es wohl begreiflich, daß körperliches Leiden in sich selbst keinen heiligenden Einfluß hat. Böse Menschen werden durch Leiden nur noch schlimmer. Das muß man sich gegenwärtig halten, will man sich nicht selber täuschen. Oft heißt es freilich (wenigstens trösten sich damit manche Armen), die irdischen Entbehrungen und Leiden führten an sich schon zum Vertrauen auf eine bessere Ewigkeit, als eine Art Sühnemittel für Sünden, das die Herzen näher zu Gott bringt; selbst fromme Leute stellen sich manchmal vor, sie würden durch Leiden besser, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Denn naturgemäß wirkt das Leiden (vielleicht von stolzen und unbeugsamen Charakteren abgesehen) eine gewisse seelische Erschlaffung und eine Stimmung des Gemüts, die nach Ergebung aussieht. Es legt uns wie von selbst den Gedanken an Gott als den einzigen Halt in solchen Prüfungszeiten nahe. Und zwei-

fellos ist das Leiden für den Christen eine Wohltat, und sicherlich keine geringe, und er vermag Gott zu danken, daß er ihn so segnet; nur heißt es vorsichtig sein, um nicht seinen religiösen Stand nach besonderen Gefühlsbewegungen des Glaubens und der Liebe in solchen Zeiten zu messen, vor allem wenn es sich nur um Gefühlsregungen handelt, denen die Gelegenheit fehlt, sich in Werken als echt zu erweisen. St. Paulus spricht von Prüfungen, die «*hernach* eine tröstliche Frucht der Gerechtigkeit bringen» (Hbr 12, 11); er spricht von dem, was in der Stunde des Leidens Gestalt werde und heranreife, um dann zu seiner Zeit hervorzutreten; und so kann das Leiden auf dem Sterbebett noch wirkliche Frucht bringen, obschon vielleicht äußerlich keine Gelegenheit mehr zu Bewährung vor einem christlichen Tode ist. Und sicherlich dürfen wir demütig hoffen, daß das Leiden an bisher noch unvollkommenen Tugenden etwas zur Vollendung beiträgt und die Gaben des Geistes zu größerer Reife bringt. Das ist bei wahren Christen seine Wirkung. Doch ist es auch möglich, daß es keine so heilige Wirkung erzielt. Für Menschen, die Christus nur mit halbem Herzen folgen, kann es geschehen, daß die Prüfung für ihre Schwachheit zu schwer ist und sie überwältigt — ein ernster Gedanke für solche, die die Zeit der Besserung immer weiter hinauschieben. . . Und was vollends unreligiöse Menschen betrifft, so legen manche Schriftstellen recht ernste Gedanken über die Wirkung des Leidens nahe, wenn es z. B. heißt: «Sie zerbeißen

sich ihre Zungen vor Qual, und sie lästern den Gott des Himmels wegen ihrer Qualen und ihrer Geschwüre, und sie bekehren sich nicht von ihren Werken» (16, 10f.).

Ich möchte sogar die Behauptung wagen, daß Leiden gewöhnlich die Menschen nicht nur nicht bessern, sondern ohne religiöse Bemühung nur zu sehr eine *Gefahr* einschließen, dem inneren Menschen zu schaden, nämlich seine Selbstsucht zu steigern; und solche Wirkung stellt sich nicht selten auch in Fällen ein, in denen das Leiden in gewisser Hinsicht gut tut. So macht die schwächliche Gesundheit oft keineswegs seelisch empfänglicher, sondern manche werden dadurch äußerst empfindlich und auf ihr leibliches Wohlergehen und Pflege bedacht. Viele finden in ihrer Kränklichkeit eine Entschuldigung für ungewöhnliche Rückichten, die sie für ihr Behagen ausnutzen. Sie meinen, sie könnten selbstverständlich bei jeder Gelegenheit Rücksicht auf ihre Wünsche erwarten und brauchten sich um so weniger um andere zu kümmern. Sie verhätscheln sich und lassen sich gehen, während sie sehr wohl sich zusammenehmen könnten. Sie meinen, sie dürften ihren Launen nachgeben, weil sie eben krank sind. Sie werden mürrisch, eigenwillig, unzufrieden und selbstsüchtig. — Gewiß soll die Umgebung eines Kranken sehr vorsichtig mit ihrem Urteil sein und ihn nicht leichthin in die beschriebene Kategorie einreihen; denn schließlich haben Kranke unter allerlei Empfindungen zu leiden, die sie anderen nicht erklären können, und haben oft recht in

Dingen, wo andere an unvernünftige Einbildungen denken; im großen ganzen aber ändert dies nichts an der Richtigkeit des Gesagten.

An diesem Punkte nun setzt die Gnade des Evangeliums ein. Es tritt das Erbe einer Heimsuchung an, die früher oder später über uns kommt und, indem sie uns äußere Werte entzieht, eine Versuchung zu gesteigertem Ichkult einschließt. In dieser Verfassung begegnet es uns — und begegnet der Gefahr nicht dadurch, daß es uns das Peinliche abnimmt, sondern es von anderer Seite zu betrachten lehrt. Das Leiden, das uns natürlicherweise auf uns selbst konzentriert, läßt sich durch den Glaubensgeist vom Gedanken an das eigene Selbst zur Betrachtung des Leidens Christi, seiner Schmerzen, seiner Verdienste und seines Vorbilds hinlenken und von da zu jener Schar von Duldern, die Christus nachfolgten und das wurden, was er auf Erden war. Das ist das erhabene Ziel unseres Glaubens, und während wir uns im Geist mit ihm befassen, lernen wir Selbstvergessenheit.

Dasjenige, was *Christus freiwillig* auf sich nahm, kann gewiß nicht das fürchterlichste und hassenswerteste Übel unseres irdischen Lebens sein, und mag es uns menschlich noch so zusetzen. Niemand wählt für sich ein Übel als solches, sondern er bejaht es um des höheren Gutes willen, welches daraus entspringt. So unterzog sich Christus dem Leiden, weil er einen größeren Wert im Auge hatte, als es die unmittelbare Vermeidung des Leidens gewesen wäre. Er bejahte es «nicht widerwillig oder gezwun-

gen», sondern in freudiger Bereitschaft für den Willen Gottes, wie uns die biblische Geschichte zeigt. Als seine Zeit gekommen war, heißt es, er habe «sein Angesicht gen Jerusalem gerichtet, um dorthin aufzubrechen» (Lk 9, 51). Die Jünger sagten: «Meister, eben erst wollten die Juden dich steinigen, und du willst schon wieder hinaufziehen?» (Joh 11, 8). Er aber blieb fest. Und bei späterem Anlaß sprach er zu Judas: «Was du tun willst, tue bald!» (Joh 13, 27).

Und mit welcher *Ruhe und Hoheit* trug er seine Leiden, als sie über ihn kamen, obschon er in seiner Todesangst im Garten erkennen ließ, daß er ihre Schmerzen in aller Schärfe empfand. Inmitten der seelischen Traurigkeit, die eine freie Hingabe auszuschließen schien, war er noch inniger «in dem, was meines Vaters ist», als damals in seiner Kindheit, da er im Tempel den Schriftgelehrten Fragen stellte (Lk 2, 46 ff.). Er wollte nicht rein passiv die Prüfung über sich ergehen lassen, sondern er sah darin eine große Gelegenheit, dem Willen seines Vaters in edler und strenger Tat sich hinzugeben, und so «übte er Gehorsam in dem, was er zu leiden hatte» (Hbr 5, 8).

Erwäge auch das tiefe und ungetrübte Mitleid, das ihn antrieb, für die Menschen, die ihn ans Kreuz brachten, zu beten; seine zarte Fürsorge für seine Mutter, seine milden Worte der Vergebung, die er an den mitgekreuzigten Schwächer richtete, wie er mit den Worten «es ist vollbracht» noch klaren Geistes «die Mühen seiner Seele erwog und im Frieden war» [Is

38, 15]. Durch die feierliche Selbstübergabe in des Vaters Hände zeigte er, wo sein Herz inmitten der Verfinsterung war. Selbst da er an sich zu denken schien und rief: «Mich dürstet», dachte er an das Wort des Propheten [Ps 22, 16] und fühlte sich verpflichtet, die göttliche Weisung über ihn bis auf den Buchstaben zu erfüllen, so daß noch am Gekreuzigten die Erbarmung des Gottgesandten, die gnadenreiche Liebe des Erlösers, die Pflichttreue des Sohnes, der Glaube des Geschöpfes und der Eifer des Gottesknechtes ersichtlich ist.

So war denn das Leiden unseres Herrn als eine Tat der sittlichen Freiheit und des selbsttätigen Gehorsams geadelt. Und so ist es der Inbegriff unseres Vertrauens und unserer religiösen Ehrfurcht: von keinem Gedanken an das Eigene getragen, einzig für Gott und die Menschenbrüder dargebracht. Wer hätte sich tiefer darein versenkt, ohne sich unwillkürlich zu inniger Dankbarkeit, Liebe und Huldigung angetrieben zu fühlen, mit dem Wunsche, seine eigenen, geringeren Trübsale mit demselben himmlischen Geiste zu bestehen? Wer sieht nicht, daß Leiden gut tragen so viel heißt wie ihm tapfer entgegengehen, ohne zurückzuschrecken und zu beben, um in Anrufung der göttlichen Hilfe ihm festen Mutes ins Auge zu schauen, seinen Ansturm mit aller Kraft des Leibes und der Seele auszuhalten und mit der Stärkung von oben den Nahkampf aufzunehmen? Es ist wohl klar, daß wir das Leiden, wenn es uns aufgelegt wird, wie etwas aus freier Entschließung Kom-

mendes bejahen sollen, indem wir unser Herz und unseren Willen zustimmend mit Gottes Willen vereinen. Ja gewiß, mit Christi Leiden vor Augen, werden wir Schmerzen und Trübsale nicht bloß als überaus segensreiche, sondern auch überaus angemessene Schickung für solche empfinden, die durch Gottes Gnadenwahl seines Segens teilhaft werden sollen. Eine überaus angemessene Schickung, sage ich — nicht als wäre sie unbedingt nötig, wohl aber, weil sie naturgemäß und passend ist und sich aufs beste in das Geheimnis des göttlichen Liebeswillens einfügt, den zu schauen die Begnadung der Kirche ist.

Auf der anderen Seite, wer möchte nicht schließlich spüren, daß aller Glanz und Flitter der Welt, ihr unruhiges Gieren, ihre hitzig verfolgten Ziele, ihre Erfolge und Triumphe, ihr Aufwand und ihre rauschenden Feste, nicht wohl mit den ernstesten erhabenen Bildern zusammenstimmen, die dem Gläubigen nimmer aus dem Gedächtnis entschwenden können? Der Christ wird offen bekennen, daß «herrschen wie Könige» und «satt sein» nicht sein Beruf ist. In der Stunde der Krankheit, in Einsamkeit und allerlei Trübsal wird er göttliche Tröstung und Kraft aus dem Bewußtsein schöpfen, daß er gerade so am rechten Platze, nämlich an der Seite Christi und gewissermaßen im Grabe Christi als seiner rechten Heimstatt ist. So tief waren Heilige von diesem Gedanken durchdrungen, daß sie in friedlichen Zeiten, und wenn sich die Kirche in Sicherheit sah, sich nicht im Schoß der

Behaglichkeit wohlfühlen konnten und sich Herbes aussuchten, damit nicht die Welt sie verderbe. Sie konnten nicht zusehen, wie ein unermüdlicher Dulder wie Paulus sich zu den ungewollten Heimsuchungen noch freie Kasteiungen auferlegte, und brachten es nicht über sich, weichlich zu leben und täglich an reichgedeckter Tafel zu sitzen. Sie sahen das wahre Bild Christi in Tränen und Blut, sie sahen es in der «ruhreichen Schar der Apostel», im «preiswürdigen Chor der Propheten», in der «glanzvollen Heerschar der Martyrer» [Te Deum]; sie fanden in der Geheimen Offenbarung das Schicksal der Kirche im Bilde jenes Weibes beschrieben, das in die Wüste fliehen muß, und deren Zeugen «Gewänder der Buße» tragen (Geh Offb 12, 6; 11, 3); sie konnten sich nicht vorstellen, daß sie zu nichts anderem da sein sollten, als sich den Freuden dieses Lebens zu überlassen, so unschuldig und maßvoll sie auch mit ihnen umgegangen wären; sie urteilten nicht über ihre Nebenmenschen, aber sie fühlten sich selbst zu Höherem berufen; ihr persönliches Empfinden von dem, was recht ist, genügte ihnen zur Gutheißung und zum Zeugnis. Sie sagten sich, wollten sie sich selber schonen, so würde zum mindesten Gottes Liebe sie nicht verweichlichen. . . Nicht abergläubische Furcht oder niedrige Einbildung oder sinnloser Drang nach Abenteuern führte sie, sondern in Gelassenheit und Glauben übergaben sie sich in Gottes Hand, der sie im Wort seines Geistes versichert hatte, daß Trübsale ihre tägliche Speise sein werden;

und schließlich empfanden sie solche Unlust vor leichtem Lebensgenuß, daß sie bei ihrem Reichtum an Gnaden ihn gar nicht ertragen mochten.

Auch in unseren Tagen, wo doch «der reine Glanz des Goldes verblaßt ist», ist dies die Gesinnung der Menschen, die wir am meisten verehren. War es die Gesinnung der frühen Geschlechter des Christentums . . . , warum sollte es nicht auch unsere Gesinnung sein, denen das Leben nicht gar viel Schweres auferlegt? — sofern wir Glauben genug besitzen, um die Lehre der alten Zeiten zu beherzigen. . . Sollten wir uns nicht wenigstens schämen, es fertigzubringen, daß wir uns über geringfügige Leiden erregen, mißmutig und erbittert werden? Daß wir uns betrüben und ängstigen wegen Unbequemlichkeiten, über die sich niemals jemand wundern oder verwirren lassen kann, der recht verstanden hat, wo sein Platz als Diener des Gekreuzigten ist? . . . Wir waren Kinder des Zornes und sind durch Christus Kinder der Gnade geworden. Unsere Leiden, die an sich eher ein Vorgeschmack der Verdammung wären, sind, mit dem Blute Christi besprengt, in eine Vorschule des Himmels verwandelt.

PPS III, 11: 139/155; vgl. Dreves 190 ff. (3. Mai 1835).

DAS KREUZ IM MENSCHLICHEN LEBEN

Sehr viele Menschen leben und sterben, ohne überhaupt über die Lage nachgedacht zu haben, in der wir uns befinden. Sie nehmen die Dinge,

wie sie kommen, und folgen ihren Neigungen, soweit sie dazu Gelegenheit haben. Sie lassen sich einzig von Lust und Unlust, nicht durch Vernunft, durch Grundsätze oder durch das Gewissen leiten. Sie versuchen nicht, sich nach dem Sinn dieser Welt zu fragen, sich über die Bedeutung des Lebens klar zu werden und die Erscheinungen, von denen sie durch die Sinne wissen, zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen. Wenn andere Menschen durch ihre besinnliche Anlage oder aus geistiger Rührigkeit sich über die Welt, in die wir hineingeboren wurden, ein Bild zu machen streben, so halten sie das von vornherein für ein sinnloses und unlösbares Unterfangen, ein Rätsel, das sich nicht lösen lasse. Woher und wofür wir da seien, wie es zum jetzigen Zustand gekommen sei, wie wir hineingeraten und wofür wir bestimmt seien: das alles sei ein ewiges Geheimnis.

In diesen Schwierigkeiten haben sich die einen diese, die anderen jene praktische Lebensweisheit zurechtgelegt. . . Tausend Dinge begegnen uns nacheinander im Laufe des Lebens — was sollen wir von ihnen denken, welche Farbe ihnen geben? Sollen wir alles von der heiteren, frohen Seite oder von der traurigen nehmen? Sollen wir Hoffnung hegen oder verzweifeln, sollen wir das Leben im ganzen leicht nehmen oder ihm einen ernsten Sinn beilegen? Sollen wir Großes für geringfügig oder Kleines für wichtig wegen seiner Auswirkungen ansehen? Sollen wir Vergangenes im Gedächtnis bewahren oder den Blick in die Zukunft richten oder

einfach nur der Gegenwart leben – wie sollen wir die Dinge im ganzen betrachten? Das ist die Frage, die alle sich stellen, und auf die sie recht verschiedene Antwort geben.

Was ist für alldas der Schlüssel, den uns die *christliche* Welterklärung bietet? Welchen Maßstab gibt uns die Offenbarung, an ihm die Welt zu messen und das Leben zu bewerten? Die Antwort gibt uns der Kreuzestod des Sohnes Gottes.

Der Tod des ewigen Wortes Gottes, das Fleisch geworden, gibt uns die große Lehre, wie wir von der Welt denken und von ihr reden sollen. Das Kreuz gibt allem und jedem, was wir erfahren, seine richtige Bedeutung: allen Glücksgütern, allen zeitlichen Vorteilen, allen Ehren und Würden, allen Freuden, «der Lust des Fleisches, der Lust der Augen, der Hoffahrt des Lebens» [1 Joh 2, 16]. Es zeigt auch den Preis für die leidenschaftlichen Kämpfe, Rivalitäten, Hoffnungen und Befürchtungen, Wünsche, Bestrebungen und Siege sterblicher Menschen. Es bietet eine verständliche Sinnggebung für die verschiedenen Wechselfälle, Prüfungen, Anfechtungen und Leiden der irdischen Pilgerschaft. Es bringt in Zusammenklang und Einklang, was widerspruchsvoll und ohne Sinn zu sein scheint. Es lehrt uns, wie wir leben und diese Welt gebrauchen sollen, was wir zu erwarten, zu ersehnen und zu erhoffen haben. Es ist der Klang, in den sich schließlich das Tongewirr der Welt auflöst.

Blicke um dich und sieh, was dir die Welt an Hohem und Niederem zeigt! Gehe an die Höfe

der Großen, wo die Schätze und Kunstwerte der Völker zusammengetragen werden, einem Menschen zu Ehren; beobachte, wie sich die vielen vor den wenigen neigen; siehe die Förmlichkeiten und Zeremonien, den Aufwand und Prunk, den eitlen Glanz des Gefolges – willst du wissen, was all das wert ist: sieh auf das Kreuz des Herrn!

Und sieh dich weiter um in der politischen Welt: eine Nation in ihrer Eifersucht auf die andere, Geschäftsinteressen gegen Geschäftsinteressen, Armeen und Flotten gegeneinander aufgerüstet – überblicke die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, die Parteien und ihre Ziele, den rastlosen Kampf der Streber, die Ränke der Schlaunen – was ist das Ende all dieser Unrast? Das Grab. Und was ist der Maßstab? Das Kreuz.

Gehe weiter zur Welt des Geistes und der Wissenschaft: betrachte die staunenswerten Entdeckungen, die dem menschlichen Geist gelingen; die mannigfachen Verwertungen, in denen sie nutzbar werden; die schier wunderbare Macht, die sich darin entfaltet; daneben den Stolz, das Vernunftvertrauen, die mitreißende Konzentration der Geister auf das Vergängliche, die sich daraus ergibt – willst du ein rechtes Urteil von all dem gewinnen? Sieh auf das Kreuz!

Und blicke auch auf das Elend der Massen: auf ihre Armut und Hilflosigkeit, ihre unterdrückte, geknechtete Lage; gehe an die Stätten, wo man sich kümmerlich nährt und ungesund

wohnt; sieh den Jammer, die Schmerzen, die schleichenden oder jähen Krankheiten — willst du wissen, was du von alldem denken sollst? Sieh auf das Kreuz!

So begegnen sich alle Dinge beim Kreuz — vor ihm, der am Kreuze hing. Alles hat eine innere Beziehung zu ihm, und alles hat ihn nötig. Es ist die Mitte und die Erklärung von allem, und er ward am Kreuze erhöht, um «alles», Menschen und Dinge, «an sich zu ziehen» [Joh 12, 32]. —

Vielleicht wird man sagen, die Auffassung, die uns das Kreuz des Herrn vom menschlichen Leben und von der Welt vermittelt, sei nicht dieselbe, auf die wir von selber kämen; sie biete sich nicht als etwas Selbstverständliches dar, und wenn wir die Dinge nähmen, wie sie sich obenhin zeigten, erschienen sie freundlicher, sonniger, als wenn wir sie vom Gesichtspunkt der kirchlichen Fastenzeit betrachten. Die Welt scheint manchen wie gemacht, um Wesen, wie wir es sind, zu erfreuen. Und wir leben doch in der Welt! Der Mensch hat die Fähigkeit, sich zu freuen, und die Welt gibt ihm hierzu die Möglichkeit. — Wie natürlich ist diese Ansicht, welch einfache und gefällige Lebensweisheit — jedoch, wie verschieden von der des Kreuzes! Die Lehre vom Kreuze spaltet sozusagen ein Ganzes in zwei Teile, die doch zueinander gehören; sie trennt die Frucht vom Genießenden, die Freude von den zur Freude Bestimmten. Wie kann es die Schwierigkeit lösen, da es vielmehr eine Schwierigkeit schafft?

Darauf erwidere ich fürs erste: So überzeugend der Einwand auch scheint, er ist gewiß nur die bloße Wiederholung dessen, was Eva im Paradies empfand und was ihr der Satan einflüsterte. Denn sah nicht das Weib, daß die verbotene Frucht «gut zu essen» war — eine Frucht, die «Verlangen erregte»? Kann es gar so unfaßlich scheinen, daß auch wir, die Kinder unserer Stammeltern, in einer Welt leben, in der es eine verwehrte Frucht gibt? — daß unsere Prüfung darin liegt, jene Frucht in Reichweite zu haben, unser Glück aber darin, ihr zu entsagen? Die Welt scheint auf den ersten Blick zur Freude geschaffen, und das Bild des Kreuzes Christi ist ein gar ernster und traurig stimmender Anblick, der dem lieblichen Schein widerspricht — mag dem so sein, — aber wenn trotzdem Beherrschung im Paradies geboten war, warum sollte es für *uns* nicht ebenso gelten?

Aber weiter: es ist nur ein oberflächlicher Eindruck der Welt, der uns glauben macht, das Leben sei zur Lust und zur Glückseligkeit da. Wer tiefer blickt, dem redet sie eine andere Sprache. Die Lehre vom Kreuz sagt uns doch schließlich, nur unvergleichlich eindringlicher, dasselbe, was auch die Welterfahrung dem Menschen sagt, der lange in ihr gelebt und hinreichend viel erfahren hat, um sie zu kennen. Die Welt ist süß für die Lippen, aber bitter für den Gaumen. Sie gefällt anfänglich, aber nicht bis zuletzt; sie bietet eine heitere Außenseite, aber verhüllt Übel und Elend. Hat der Mensch eine Reihe von Jahren darin gelebt, so ruft er mit

dem Prediger: «Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel» [Pr 1, 1]. In der Tat, auch wenn ein Mensch nicht die Religion zur Führung hat, wird er schließlich dazu kommen, zu sagen: «Alles ist Eitelkeit und Geistesplage», überall Enttäuschung, Sorgen, Schmerz. Gottes ernstes Gericht über die Sünde ist im Gange der Welt verborgen und zwingt den Menschen zu schweren Gedanken, er mag nun wollen oder nicht.

Die Lehre vom Kreuze Christi sagt uns also nur von vornherein, was uns die Welterfahrung bestätigen wird. Sie fordert uns auf, inmitten der lächelnden, heiteren Welt über unsere Sünden zu trauern; und wenn wir es nicht beherrzigen wollen, so werden wir auf die Dauer auch wider unseren Willen trauern, indem die schrecklichen Folgen des Bösen über uns kommen. . . Zugegeben, daß die Lehre vom Kreuz nicht an der Oberfläche liegt. Diese mag heiter sein, und das Kreuz ist düster. Es ist eine verborgene Lehre, deren Wahrheit verhüllt ist. Auf den ersten Blick befremdet sie uns, und wir sind versucht, uns gegen sie aufzulehnen. Mit Petrus rufen wir: «Das sei ferne von dir, Herr! Das soll dir nicht widerfahren!» (Mt 16, 22). Aber es ist doch eine wahre Lehre; denn die Wahrheit liegt nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe. Und wie die Lehre vom Kreuz nicht in die Augen springt, obschon sie das wahre Verständnis der Welt vermittelt, und wie sie nicht an der Oberfläche, sondern verborgen ist: so wohnt sie auch in gläubigen Herzen, die sie aufgenommen haben, als ein inneres Lebensgeheim-

nis und ist als solches verborgen und nicht zur Beobachtung ausgebreitet. Wahre Christen leben nach den Worten der Schrift «im Glauben an den Sohn Gottes, der uns geliebt und sich für uns dahingegeben hat» (Gal 2, 20); aber sie sagen dies nicht jedermann; sie überlassen es jedem, es zu erkennen, wenn es ihm darum zu tun ist. Sie empfinden es als eine religiöse Pflicht, ihr Inneres nicht zur Schau zu stellen, und sie haben es nicht ungern, äußerlich anders zu erscheinen, als sie innerlich sind. Sie können ein freundliches Gesicht zeigen und ihre Gefühle zu meistern und zu lenken streben, daß sie nicht nach außen bloßliegen, sondern tief in ihrem Herzen leben. Und so ist Jesus Christus, als der Gekreuzigte «eine *verborgene* Weisheit» (1 Kor 2, 7); verborgen in der Welt, die für den Augenschein etwas ganz anderes lehrt, und verborgen in der gläubigen Seele, die auf fernstehende und oberflächliche Betrachter den Eindruck macht, sie lebe ein ganz gewöhnliches Leben, während sie in Wahrheit die stille Gemeinschaft mit jenem pflegt, der geoffenbart im Fleische, gekreuzigt in der Schwachheit, gerechtfertigt im Geiste, den Engeln sichtbar, in die Herrlichkeit aufgenommen ist.

Ist dies richtig, so kann die große, erhabene Lehre vom Kreuz in biblischer Sprache das «Herz» der Religion heißen. . . Das Herz ist den Blicken entzogen, ist sorgsam und sicher behütet, nicht wie das Auge frei im Antlitz, allem gebietend und allen sichtbar; so ist auch die Wahrheit vom Sühnopfer Christi nicht etwas,

wovon man viel redet, sondern wovon man lebt; nicht etwas, was man ungescheut nach außen trägt, sondern still verehrt; nicht etwas, das man zur Bekehrung gottverlassener Menschen braucht oder worüber man mit Weltkindern disputiert, sondern wovon man zu empfänglichen, religiös gestimmten Herzen spricht: zu den Kleinen, die noch nicht von der Welt verdorben sind, zu den Trauernden, die sich nach Tröstung sehnen, zu aufrichtigen, ersten Menschen, die eine Lebensregel suchen, zu Un-erfahrenen, die eine Warnung benötigen, zu Ge-reifen, die aus Erfahrung darum wissen.

Noch etwas ist wichtig: wir müssen nicht meinen, weil die Lehre vom Kreuz uns traurig stimmt, sei das Christentum eine *melancholische Religion*. Der Psalmist sagt: «Die in Tränen säen, werden in Jubel ernten» [Ps 125, 5], und nach unserem Herrn sollen «die Trauernden getröstet werden» [Mt 5, 4]. Niemand soll den Ein-druck mitnehmen, das Christentum bringe uns eine trübe Welt- und Lebensbetrachtung. Es möchte uns freilich daran hindern, mit einer oberflächlichen Ansicht zufrieden zu sein und sich der flüchtigen Lust des Sinnenfälligen hin-zugeben; aber es warnt uns nur *deshalb* vor der kurzen Freude des Augenblicks, um uns auf die Dauer wahre, tiefere Freude zu bereiten. Es will nur nicht, daß wir mit Fröhlichkeit beginnen; es sagt nur: wenn du damit beginnst, wird es ein schlimmes Ende nehmen. Es fordert uns auf, mit dem Kreuz Christi zu beginnen, und da werden wir anfangs trauern, aber nach einer

Weile wird aus der Trauer Friede und Tröstung sprießen. Das Kreuz wird uns zu Ernst, Zer- knirschung, Demut, Gebetsgeist und Buße an- leiten; wir werden trauern über unsere Sünden, trauern mit Christi Leiden; aber all diese Trauer wird nur in Seligkeit enden, ja sich in eine Selig- keit verwandeln, die viel tiefer ist als die Freu- den der Welt.

Menschen, die sich gedankenlos der Welt verschreiben, werden dies freilich nicht glauben und werden schon über die Vorstellung lachen, weil sie solches nie verkostet haben. . Der Er- löser aber spricht zu seinen Jüngern: «Ihr habt zwar jetzt Trauer, aber ich werde euch wieder- sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen» (Joh 16, 22). «Den Frieden hinterlasse ich euch, mei- nen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch» (Joh 14, 27). Und St. Paulus sagt darüber: «Der natürliche Mensch faßt nicht, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm eine Torheit, und er kann es nicht verstehen, weil es sich nur dem geistigen Verständnis er- schließt» (1 Kor 2, 14). .

Und noch etwas: nach dem Gesagten ist alles, was glänzt und an der Oberfläche schön er- scheint, zwar nicht das Wesenhafte und soll füg- lich nicht in sich selbst als Erfüllung der Freude gelten, doch ist es immerhin ein Sinnbild und eine Verheißung der wahren Freude, die aus dem erlösenden Leiden aufblüht. Es ist eine vorläufige Verheißung dessen, was einmal sein wird, eine Ahnung, die Hoffnung weckt, weil

das Wesenhafte folgen soll, aber die nicht kurzerhand mit dem Wesenhaften zu verwechseln ist. Es ist Gottes liebevolle Art, daß er in seiner Barmherzigkeit uns jeweils die Ahnung vor der Erfüllung schickt, damit wir uns aufrichten an dem, was kommen wird, noch ehe es da ist. So zog unser Herr vor seinem Leiden im Triumph in Jerusalem ein, umgeben von der jubelnden Menge, die Palmzweige schwang und Gewänder auf seinem Weg ausbreitete; das war an sich nur ein eitles hohles Gepränge, und unser Herr gefiel sich nicht darin; es war wie ein hinhuschender Schatten, der nicht bleiben konnte und bald entschwand: Er konnte nicht in seine Herrlichkeit eingehen, bevor er gelitten hatte; er konnte sich nicht an einem Scheine freuen, von dem er wußte, daß ihm die Wirklichkeit fehle. Und doch war es eine Vorahnung seines Triumphes, Vorzeichen und Verheißung des kommenden wahren Sieges, nachdem er den bitteren Tod überwunden hat.

So wollen auch wir die Welt und ihre Freuden, die doch etwas Enttäuschendes haben, ansehen. Wir wollen nicht auf sie bauen, nicht unser Herz daran hängen, nicht damit beginnen. Vielmehr laßt uns mit dem Glauben beginnen, mit Christus, mit seinem Kreuz und mit der Verdemütigung, die es einschließt. Laßt uns «zuerst das Reich Gottes suchen, und alles andere wird uns dreingegeben werden» [Mt 6, 33]. Nur die können dieser Welt froh werden, die vor allem auf die unsichtbare schauen; nur die sind ihrer froh, die sich zuerst von ihr gelöst

haben; nur die können wirklich feiern, die zuerst fasten; nur die können die Welt recht gebrauchen, die sie nicht mißbrauchen, und nur die sie genießen, die sie als eine Andeutung des Kommenden erkennen und um ihretwillen sich gegenüber der gegenwärtigen freihalten.

PPS VI. 7: 82/93; vgl. Dreyes 224 ff.; Laros V. 22 ff.; Haecker, Dreifaltigkeit 171 ff. (9. April 1841).

FESTE NACH FASTEN

[Ostern ist bezeichnend für die Art der gereiften christlichen Freude.] Es ist nicht mehr die ungemischte, kindlich reine Freude der Weihnacht; ihr Grundton ist erhabener, abgeklärter geworden.; sie hat eine lange Geschichte hinter sich, hat eine lange Reihe von Gefühlen durchlaufen, bis sie zu dem wurde, was sie ist. Sie ist ein letztes, nicht ein erstes Gefühl.

St. Paulus beschreibt es nach seiner Art und seiner Geschichte, indem er sagt: «Trübsal wirkt Geduld, Geduld Bewährung, Bewährung Hoffnung, und die Hoffnung macht nicht zuschanden: die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist» (Röm 5, 3 ff.). So hatte der Prophet Isaias gesagt: «Die Freude, die du von dir hast, gleicht der, mit der man sich in der Ernte freut, wie Sieger frohlocken über die Beute, wenn sie sie teilen» (Is 9, 3). Das erfüllte sich an unserem

Herrn, da er als Haupt unserer Erlösung durch das Leiden vollendet ward. .

Darum wird der Christ gerade zufolge der tiefen und starken Freude, die er erleben darf, und infolge der Prüfung, die er hinter sich hat, vielleicht nicht viele Worte machen können. Er wird eher einem Genesenden nach der Krankheit gleichen, wenn er die Krisis überstanden hat und das Übel zwar behoben, aber die ganze Frische noch nicht zurückgekehrt ist. Da geht er ins Freie, ans Licht der Sonne und an die frische Luft und läßt sich still, aber tief beglückt im Schatten eines Baumes nieder, der ihm mit seinen süßen Früchten einen erquickenden Anblick bietet. Er wird lieber mit seinem Gedanken allein sein, als sich in langen Plaudereien ergehen. Denn seine Freude ist so sehr das Kind des Leidens, und soviel schwingt darin mit, was er früher nicht kannte, die Freude ist so mit schmerzlichen Erinnerungen und Gedanken verknüpft, daß sie wohl durch den Gegensatz um so tiefer empfunden wird, doch nie von der Art ist oder sein kann, als wäre kein Leid vorausgegangen.

So kann auch der Christ in seinen Ostern nicht auf einmal all das abschütteln, was war, um sich ganz der festlichen Freude hinzugeben. Wohl ist Christus am dritten Tage, nachdem er durch Leiden und Tod gegangen, in voller Kraft aus seinem Grabe erstanden und hat die Fessel des Todes zerbrochen; wir aber vermögen in seiner Betrachtung nicht all das tatsächlich zu vollenden, was er vollendet hat. Denn

er war der Allheilige, und wir sind sündige Menschen. Wir sind wohl neu geworden, aber wir haben noch immer die Schwächen und Lasten unseres alten Ich zu tragen. So müssen wir ihn, den «Fürsten des Lebens», ja das Leben selbst, bitten, er möge uns in seine neue Welt hinübertragen, wohin wir selbst nicht weiterkommen, und möge uns rasten lassen an dem Ort, wo wir gleich Moses das Land der Verheißung sehen und seine Schönheit betrachten können.

Aber wenn auch die lange Zeit der Trauer, die uns auf die heilige Freude vorbereitete, in gewissem Sinne ihren Jubel dämpft und mäßigt, so würden wir doch *ohne* solche Vorbereitung sicherlich uns überhaupt nicht wirklich freuen können. Niemand freut sich so wenig wie der, der zuvor nicht getrauert hat. Wir sehen das in der Welt in großem Ausmaß. Für Weltmenschen ist eine Zeit genau wie die andere, und sie kümmern sich um gar keine. Fasten und Feste, heilige und gewöhnliche Zeiten, alles ist ihnen gleich, und so erleben sie auch nichts von der anderen Welt. Das Evangelium ist für sie eine Geschichte wie alle anderen, ein Lauf von Ereignissen, der sich vor mehr denn achtzehn Jahrhunderten zugetragen; sie vergegenwärtigen sich nicht das Leben und Sterben des Herrn, sie versetzen sich nicht in die Zeit seines irdischen Wandels, sie leben nicht ihr Leben mit ihm, sie begehen es nicht im Kreis des Kirchenjahres mit, wie es die Kirche tut, und die Folge ist, daß dies alles sie gleichgültig läßt: sie

haben weder Glaube noch Liebe dafür übrig, und es hat keinen Einfluß auf sie. .

Das gilt nicht nur von der sogenannten Welt, sondern allzu häufig auch von Menschen, die den Namen Christi im Munde führen. Sie meinen, sie glaubten an ihn, aber wenn ihnen etwas Herbes begegnet, oder auch im Getriebe des Alltags sind sie nicht fähig, nach den Grundsätzen zu handeln, zu denen sie sich bekennen. Warum? Weil sie meinen, auf den kirchlichen Brauch, auf die periodische Vergegenwärtigung des heiligen Geschehens in der Kirche verzichten zu können. Sie haben sich eine einfachere und geistigere Art von Religion zurechtgelegt, die überhaupt keine religiöse Betätigung kennt, es sei denn, daß sie durch ungewöhnliche Prüfungen oder Anfechtungen sich dazu gedrängt fühlen. Sie meinen, man solle als Christ sich allzeit freuen, und verstehen es so, die beste Freude sei es, niemals zu trauern und sich nicht um Gerechtigkeit abzumühen.

Ganz im Gegenteil sollten wir überzeugt sein, daß vorausgehende Demütigung und Zerknirschung zwar unsere Freude ernster stimmt, aber auch allein sie sichert. «Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden», spricht der Herr (Mt 5, 4). Was sich einmal in der Zukunft herausstellen wird, das gilt schon jetzt. . Man hat oft gesagt, und mit Recht, im Sinne des göttlichen Liebeswillens sollen Prüfungen den Menschen Gott näherbringen. Das Mitbegehen der heiligen Zeiten ist gewiß ein solches Mittel der Gnade. Auch ist hinsichtlich des Zusam-

menhangs von Fasten und Festen im Kirchenjahr zu bedenken, daß gerade die reinigende Wirkung, die der vorausgehenden Buße zur Vertiefung der Freude eignet, in sich von hohem Werte und unbedingt zu pflegen ist. Denn christliche Freude ist zum Unterschied von der weltlichen dadurch bezeichnet, daß sie maßvoll, beherrscht ist, und wie kann sie dies anders sein als dadurch, daß das Vergangene noch nachwirkt, daß es mahnend und ernüchternd der Neigung, sich gehen zu lassen, entgegenwirkt? Bei den Feiern der Welt kommt erst der Festrausch, dann die Ernüchterung; erst übersättigt man sich, dann ekelt man sich vor den Ausschweifungen; erst schäumt man über vor Lust, dann leidet man; erst ist man reich, dann arm; erst lacht man, dann fließen die Tränen; erst überhebt man sich, dann kommt der Fall. In der heiligen Kirche ist es umgekehrt: da werden die Armen reich werden, da werden «die Niedrigen erhöht», «die Trauernden getröstet werden»; die mit Christus leiden, werden «mit Christus herrschen», so wie auch der Herr nicht zur Freude kam, sondern zuvor zu leiden, und nicht in seine Herrlichkeit einging, ohne zuvor den Passionsweg zu gehen. Unser Weg zur ewigen Freude ist der, hienieden mit Christus zu leiden; und die Pforte zum ewigen Leben ist die, mit Christus heiter zu sterben, auf daß wir so mit ihm vom Tode erstehen und ewig mit ihm leben.

PPS IV. 23: 334/39; vgl. Dreyes 242ff. (15. April 1838).

V
GEBET

INNERLICHES GEBET

Zwei Arten des Gebetes sind in der Schrift erwähnt: einerseits das Gebet, welches zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten in bestimmter Form verrichtet wird – andererseits dasjenige, von dem Paulus sagt: «Betet ohne Unterlaß» (1 Thess 5, 17), das beständige oder zuständige Gebet. Gewöhnlich meinen wir das erste, wenn wir vom Beten reden, und es kann öffentlich oder privat sein. Die andere Gebetsart läßt sich auch als «Gemeinschaft mit Gott» oder «Leben vor Gottes Angesicht» umschreiben. Es läßt sich jederzeit pflegen, wo wir auch seien, und die wirklich Christus dienen und ihm von Herzen zugehören wollen, sollen es pflegen, oder besser: es ist für sie bezeichnend.

Auf den ersten Blick mag es manchem schwer vorkommen, sich vorzustellen, was mit «allzeit beten» gemeint sei. Aber erwäge nur, was naturgemäß für uns Menschen ist, was Vernunft und religiöses Empfinden uns lehren, und du wirst gleich verstehen, worin dieses Gebet besteht.

Denn was lehrt uns die Natur über uns selbst, noch ehe wir die Bibel aufschlagen? Daß wir Geschöpfe des großen Gottes, des «Schöpfers Himmels und der Erde» sind, und daß es uns als Geschöpfen Gottes zukommt, ihm zu dienen, ihm unser Herz zu weihen, mit einem Wort,

religiös zu sein. Und was ist Religion anders als ein Zustand, und ein Zustand anders als eine Verhaltensweise des inneren Menschen, ihm zugehörig wie ein tägliches Kleid oder ein von ihm unzertrennliches Gewand? Man kann in Wahrheit nicht eine Stunde religiös sein und die andere nicht. Ebensogut ließe sich sagen, man könne abwechselnd eine Stunde gesund sein und die nächste krank. Wer religiös ist, ist es morgens, mittags und abends; es ist für ihn eine bleibende Eigenschaft, eine Weise zu sein, in die sein ganzes Denken, Reden und Tun eingeht, und alles gehört wie die Teile eines gleichen Ganzen zusammen. Der religiöse Mensch sieht Gott in allem; alles, was er der Reihe nach tut, bringt er in Beziehung zu jenen geistigen Zielen, die Gott ihm offenbarte; und alles, was ihm im Laufe des Tages begegnet, jedes Ereignis, jede Person, mit der er zusammenkommt, alle Neuigkeiten, von denen er hört, mißt er am Willen Gottes. Von jemand, der so lebt, können wir dann fast buchstäblich sagen, er «bete ohne Unterlaß». Denn weil er sich in Gottes Gegenwart weiß, legt es sich ihm beständig nahe, sich ehrfürchtig in der innerlichen Sprache des Gebets und Lobes, des demütigen Bekennens und frohen Vertrauens an ihn zu wenden, den er allzeit vor Augen hat.

Das meint die Heilige Schrift, wenn sie uns auffordert, «alles zur Ehre Gottes zu tun» (1 Kor 10, 31): wir sollen Gottes Gegenwart und Gottes Willen so vor Augen haben und beständig im Hinblick auf ihn handeln, daß alles,

was wir tun, in seinem Ablauf zu einem Ganzen, nämlich zu «Hingabe» wird – einer Hingabe, die ohne Unterlaß ihm entgegengebracht wird, der uns geschaffen hat und dem wir dienen – einer Hingabe, die in ihren einzelnen Akten mehr oder weniger unmittelbar seiner Verherrlichung dient, je nach der besonderen Eignung, deren das einzelne, was wir gerade zu tun haben, fähig ist. Solche Hingabe ist dann gewissermaßen ein «Geist», der in uns wohnt und sich in jeder Regung unseres Seelenlebens geltend macht. Gerade so, wie gesunde, kräftige Menschen ihre Gesundheit und Kraft in allem bekunden, was sie tun – natürlich nicht in allem gleich, sondern im einen mehr, im andern weniger, weil ja nicht alles, was wir tun, die gleiche Gesundheit und Kraft erfordert oder zum Ausdruck bringt, und schon ihr Schritt, ihre Stimme, ihre Bewegung, ihre Haltung zeigt in entsprechendem Maße ihre Lebensfrische –: so werden auch Menschen, die seelisch wahre Gesundheit und Kraft besitzen, Menschen eines klaren, reifen und tiefen Glaubens an ihn, in dem sie wesen, in allem, was sie tun, «und mögen sie essen oder trinken» (l. c.), vor Gottes Angesicht leben oder nach des Apostels Worten «ohne Unterlaß beten».

Wollte man also sagen, niemand auf Erden könne Gott vollkommen verherrlichen und ununterbrochen anbeten, so sagt man uns etwas, was wir wohl wissen, nämlich daß niemand von uns vollendet ist; und leider wissen wir, daß wir «alle in manchem fehlen» [Jak 3, 2]. Aber

ich rede von dem, was wir anstreben sollen. . . und in dem Maße, wie wir zunehmen an Gnade und Erkenntnis unseres Herrn, werden wir durch Hingabe ihm, unserem erhabenen Vorbild, näherkommen, der allein von allen Kindern Adams in der Vollkommenheit des immerwährenden Gebetes wandelte.

So ergibt sich der Sinn und die innere Wahrheit der apostolischen Mahnung, indem wir von der naturgemäßen Bestimmung des Menschen ausgehen. Danach ist Religion nicht etwas, was nebenbei zu unserm Leben gehört, was stoß- und ruckweise kommt und geht, sondern ist eine Geisteshaltung, aus der wir leben, die Beseelung des Ganzen.

Im folgenden will ich nun das Gesagte auch in der Sprache der Heiligen Schrift beleuchten. . . Was ist religiöse Hingabe in der Beschreibung der Heiligen Schrift? Sicherlich eine Art «Leben». Was das Leben des Leibes ist, wissen wir: ein biologischer Zustand; die Pulse schlagen, und alles ist in Bewegung; und wenn wir auch nicht wissen, worin das verborgene Lebensprinzip und seine Tätigkeit besteht, es gibt sich kund durch jene äußeren Zeichen. So verhält es sich auch mit dem Leben der Seele. Freilich war die Seele nicht schon im Besitz des göttlichen Lebens, als wir zur Welt kamen: wir kamen in dieser Hinsicht tot zur Welt, unfähig, dem Dienste Gottes zu leben, religiös zu leben. Uns selbst überlassen, würden wir mehr und mehr zu Feinden Gottes werden, und je länger wir lebten, um so tiefer dem geistigen Tod anheim-

gefallen sein, jenem innerlichen Feuer höllischer Qual, dessen Übel sich durch eine Ewigkeit auswirkt. . . Aber Gott hat uns allen, auch den kleinen Kindern, durch Christus eine selige Verheißung gegeben; unsere Aussichten sind verwandelt; und nicht nur eine Verheißung kommender Seligkeit hat er uns gegeben, sondern durch seinen Heiligen Geist senkt er bereits hier ein neues Prinzip in uns ein, ein neues geistiges Leben, «das Leben der Seele», wie es genannt wird. St. Paulus sagt uns, daß Gott uns «mit Christus erweckt», d. h. lebendig gemacht hat, da er «uns mit ihm erweckt hat vom Tod der Sünde und uns mitversetzt hat in Christus Jesus in himmlische Wohnungen» (Eph 2, 5f.).

Wie Gott unsere Seelen belebt, das wissen wir nicht, so wenig wir wissen, wie er unsern Leib beseelt. Unser geistiges Leben ist, wie St. Paulus sagt, «mit Christus verborgen in Gott» (Kol 3, 3). Aber wie unser leibliches Leben sich durch seine Tätigkeit kundgibt, so gibt sich die Gegenwart des Heiligen Geistes in uns durch eine geistige Tätigkeit kund. Und diese Tätigkeit ist der Geist des steten Gebetes. Das Gebet ist für unser geistiges Leben, was Pulsschlag und Atem für das leibliche Leben sind. Es wäre ebenso töricht zu meinen, es könne noch Leben vorhanden sein, wenn der Leib erkaltet, regungslos und empfindungslos ist, wie eine Seele lebendig zu nennen, die nicht betet. Der Zustand oder die dauernde Fähigkeit des geistigen Lebens äußert sich und besteht in der steten Tätigkeit des Gebetes.

Fragt man, wo die Heilige Schrift dies lehre? In allem, was sie uns vom Zusammenhang zwischen Wiedergeburt und Glauben lehrt. Denn was ist das Gebet anders als Ausdruck, Stimme des Glaubens? So schreibt St. Paulus an die Galater: «Das Leben, das ich jetzt im Fleische lebe», d. h. das neue, geistige Leben, «lebe ich aus dem Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat» (Gal 2, 20). Und was ist dieser Glaube, frage ich, als das stete Aufschauen zu Gott im Gedenken an ihn, die beständige Gemeinschaft mit ihm, das heißt die Zwiesprache des Herzens mit ihm den ganzen Tag hindurch, das «Gebet ohne Unterlaß». Später sagt er uns im gleichen Briefe, daß nichts Wert hat als «Glaube, der durch die Liebe wirksam wird» [Gal 5, 6] —, und gleich danach [6, 15] nennt er dasselbe Tätigkeitsprinzip «eine neue Schöpfung», so daß Wiedergeburt und lebendiger Glaube unzertrennlich sind. Denn nimmermehr läßt sich denken, wie wir in unserer Lässigkeit nur zu geneigt sind zu denken, es sei die Gnadengabe, die wir in der Taufe empfangen, ein rein äußerer Vorzug, eine rein äußere Vergabung, bei der das Herz nicht beteiligt sei, oder gewissermaßen ein bloßes Zeichen, der Seele angehängt, das sie zwar unterscheidet von nicht-wiedergeborenen Seelen, etwa wie durch Farbe oder Siegel, doch ohne Beziehung zum Denken, zur Gesinnung, zum Herzen eines Christen: das wäre eine grobe und falsche Ansicht vom Wesen der Gnade Gottes, die uns in Christus verliehen ist. Denn die Neugeburt aus dem Heiligen Geist

bringt die Seele auf eine himmlische Weise in Bewegung, gibt uns gute Gedanken und Wünsche, erleuchtet und reinigt uns und macht uns bereit, daß wir Gott suchen – mit einem Wort, wie gesagt, sie gibt uns ein geistiges *Leben*; sie öffnet die Augen unseres Geistes, so daß wir im Glauben Gott in allem sehen und ständig Gemeinschaft mit ihm halten durch das Gebet; und wenn wir diese gnadenreichen Einflüsse in uns recht hegen, werden wir von Jahr zu Jahr heiliger, weiser, himmlischer werden. .

Diese Erwägungen mögen dazu dienen, unserem Geist den Sinn der erwähnten Mahnung des hl. Paulus einzuprägen, zu der sich ähnliche in anderen Briefen fügen. So mahnt er die Epheser, sie möchten «allzeit im Geiste beten, in Lobgebet und Flehen jeglicher Art» (Eph 6, 18); den Philippern sagt er: «Um nichts macht euch Sorgen, sondern in allem mögen eure Anliegen vor Gott ausgebreitet sein durch Lobgebet, Flehen und Danksagung» (Phil 4, 6); den Kolossern: «Seid beharrlich und wachsam im Gebete mit Danksagung» (Kol 4, 2); den Römern: «Seid beharrlich im Gebete!» (Röm 12, 12).

So dringt das Auge des wahren Christen durch den Schleier dieser Welt und sieht die andere. Er pflegt Verbindung mit ihr; er wendet sich an Gott, wie ein Kind sich an seinen Vater wendet: mit fast klarer Anschauung von ihm und mit fast ungemischtem Vertrauen, mit tiefer Ehrfurcht und heilsamer Furcht und Scheu, aber doch mit Sicherheit und Bestimm-

heit, wie St. Paulus von sich sagt: «Ich weiß, wem ich geglaubt habe» (2 Tim 1, 12); und während der Ausblick auf das kommende Gericht ihn ernst stimmt, lächelt ihm die Gewißheit der gegenwärtigen Gnade.

Ist das wahr, so ist es der Mühe wert, darüber nachzudenken. Die meisten Menschen, wie ich fürchte, beten weder zu bestimmten Anlässen, noch pflegen sie den steten Umgang mit Gott. Es ist nur zu deutlich, wie die meisten beten: sie beten nämlich dann und wann, wenn sie in besonderer Weise Gottes Hilfe nötig haben, wenn sie betrübt sind, wenn sie vor etwas Angst haben, oder wenn ihr Gemüt besonders bedrängt ist. Sie wissen weder, was religiös sein heißt, noch sind sie gewohnt, bestimmte Zeiten für die Sammlung in Gott zu verwenden. Möge jeder von uns sich fragen, wie oft er in seelischer Bedrängnis betete, und wie selten er dankte, wenn er erhört wurde. . Der Vergleich wird ihm leicht zum Bewußtsein bringen, wie wenig er vom wahren Geist des Gebetes besitzt, und wie sehr sein innerliches Leben von zufälligen Gefühlswallungen abhängt, und das ist nicht gerade das Zeichen eines religiösen Herzens. .

Es ist nicht die Frage, ob wir um das Religiöse viele Worte machen. Dessen bedarf es nicht. Nein, wir tun gut, unsere besseren Gefühle und Übungen nicht zur Bewunderung auszustellen, sondern Gott ohne Menschenlob im Verborgenen zu dienen und lieber unser Religiöses zu verbergen, außer es wäre dies zum Nachteil für Gottes Ehre. Allerdings gibt es

Zeiten, in denen es einem guttut, sich mit frommen Menschen auszusprechen, und es kann sogar zur Pflicht werden, vor Weltkindern ein religiöses Bekenntnis auszusprechen; aber das eine wie das andere ist auf verhältnismäßig seltene Anlässe beschränkt. Hingegen sind wir allzeit zu zweien: jeder mit Gott, und die stille innere Selbsterschließung vor seiner Gegenwart läßt sich ohne Unterbruch pflegen und wird schließlich unvergängliche Frucht bringen.

PPS VII. 15: 204/13; vgl. Dreyes 537 ff. (13. Dezember 1829).

VERBORGEN IN CHRISTUS

Wenn wir im Gottesdienst aufgefordert werden, «die Herzen zu erheben», erwidern wir: «Wir haben sie beim Herrn» — beim Herrn, der zur Höhe aufgestiegen ist. . . Groß ist der Unterschied zwischen der Menge und jenen innerlich begnadeten Menschen (möchten wir zu ihnen gehören!), die mit Christus aufsteigen und mit den Herzen «bei dem» sind, «was droben ist» (Kol 3, 1), statt am Irdischen zu hängen. Die einen wandeln im Licht und Frieden, die andern folgen dem Haufen, der sich drängt und hinjagt auf der «breiten Straße, die zum Verderben führt» [Mt 7, 13]. Unruhe und Zwietracht, Angst und Bitterkeit sind ihr Anteil, zum mindesten Herzenskälte und geistige Blindheit, oder nur jene kurzlebige, schale und ruhelose Freude, die überhaupt nicht an die Zukunft denkt. Das ist die Verfassung der großen Menge; da lebt

man ohne Inhalt oder Ziel, ohne Religion oder doch in Lauheit, und kann doch nichts zur Rechtfertigung sagen. Man folgt dem nächsten besten Eindruck, der reizt, den natürlichen Instinkten, ohne daran zu denken, Geschmack und Grundsätze zu bilden und sich zu heben — im Gegenteil, man sinkt und bleibt in den niederen Gefühlen und sinnlichen Trieben stecken, einfach weil diese die stärksten sind.

Eine ganz andere Richtung schlagen innerlich fromme Menschen ein. Sie sind mit Christus auferstanden und gleichen denen, die einen Berg bestiegen haben und oben rasten. Drunten am Fuß des Berges ist Unruhe und Lärm, und alles ist in Nebel und Finsternis begraben; hier oben aber ist alles so still, so ruhig und heiter, so klar und rein und licht, so himmlisch, daß man fast meinen könnte, der Lärm dort unten sei gar nicht wirklich, und nirgendwo gebe es Schatten und Dunkel.

Die Berghöhe ist in der Schrift häufig als Bild für unsere Berufung in Christus verwendet, von der uns der Geist Gottes spricht. So war z. B. der Kirche Christi geweissagt: «Das erhabene Haus des Herrn wird auf dem Berggipfel sein; viel Volk wird kommen und sagen: Laßt uns hinaufziehen zum Berg des Herrn!» (Is 2, 2f.). So stand auch Salomos Tempel auf erhöhtem Platze, zweifelos unter anderem deshalb, weil die Religion auf eine Abkehr von der Welt und einem Aufschwung gen Himmel beruht. . . Nicht als könne man religiös sein und seine irdischen Aufgaben vernachlässigen, wohl

aber, weil in religiösen Menschen ein höheres, wahres Leben vorhanden ist, jenseits dessen, das wir für uns und mit anderen zusammen im Sichtbaren leben. Denn nach den Worten der Schrift ist «unser Leben verborgen mit Christus in Gott» (Kol 3, 3).

Wohl wirkt Christus noch immer, wie auch sein «Vater immer wirkt» [Joh 5, 17], und er fordert uns auf, auch wir sollen hienieden «wirken, solange es Tag ist» [Joh 9, 4]; doch bleibt es wahr, daß der Vater und Sohn unsichtbar und in unausprechlicher Einheit miteinander leben und völlig unabhängig von den vergänglichen Interessen dieser Welt sind. Und so sollen auch wir auf unsere begrenzte Weise nach ihrem göttlichen Bilde leben und mit ihnen Gemeinschaft pflegen, als rasteten wir auf dem Gipfel des Berges, während wir unsere Pflichten gegenüber dieser sündigen, gottentfremdeten Welt erfüllen, die sich zu Füßen des Berges dehnt. .

Die Geschichte unseres Herrn enthält ein bezeichnendes Beispiel für diesen Umgang mit Gott und den Gegensatz hierzu, die Ruhelosigkeit der Welt. Als Jesus mit drei seiner Apostel auf den Berg der Verklärung stieg [Mk 9, 2ff.], da war auf dem Gipfel alles still und ruhig wie der Himmel. Er erschien in Herrlichkeit, mit Moses und Elias an seiner Seite, und die Jünger vernahmen die Stimme des Vaters. . Da sprach Petrus: «Meister, hier ist gut sein.» Damals fühlten er und seine Mitapostel, daß sie ein Leben «mit Christus in Gott verborgen» hatten. Als er dann aber vom Berg niederstieg, welch anderes

Schauspiel bot sich ihnen! Es war ein Herabsteigen vom Himmel auf die Erde. «Als er wieder zu den Jüngern kam», erzählt der Evangelist, «sah er eine große Menschenmenge um sie her, und die Schriftgelehrten stritten mit ihnen, und alles Volk, da es Jesus sah, war sehr überrascht, eilte auf ihn zu und begrüßte ihn». . Sogar als unser Herr am Kreuz erhöht war, läßt sich sagen, er sei für uns gleichermaßen das Bild der in Gott verborgenen Seele, mit der lärmenden Welt zu Füßen gewesen. Die ungläubige Menge tummelte sich um das Kreuz, die Vorübergehenden schmähten, die Schriftgelehrten spotteten; unterdessen war er inmitten seiner Todesqual in göttliche Betrachtungen versunken. Er sprach: «Vater, vergib ihnen!» — «Warum hast du mich verlassen?» — «Es ist vollbracht!» — «In deine Hände befehle ich meinen Geist». Und während er so in Gott versenkt war, hing in derselben schaurigen Stunde einer seitwärts von ihm, der den Blick nicht von ihm wandte: sein Leben war «mit ihm in Gott verborgen», und so sprach der reuige Schächer: «Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst». Und Jesus sprach zu ihm: «Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein» (Lk 23, 42f.).

Weit mehr noch war er nach seiner Auferstehung der ruhelosen Welt entrückt und im Frieden, wie der Psalmist gewissagt hatte: «Ich erhebe ihn zum König auf Sion, meinem heiligen Berg» (Ps 2, 6). . «Die Wogen der See sind mächtig und schwellen in rasender Wut, — doch

mächtiger ist der Herr, der in der Höhe wohnt» (Ps 92, 3f.). Solche Schriftstellen mögen als Beispiele zur Veranschaulichung der Lehre dienen, wodurch wir aufgefordert sind, «verborgen mit Christus in Gott» zu leben. Christus ist aufgestiegen zur Höhe, auch wir müssen mit ihm aufsteigen; er ist fortgezogen und den Blicken entrückt, auch wir müssen ihm folgen; er ist zum Vater gegangen, auch wir müssen danach streben, in der Stille des Herzens mit ihm beim Vater zu sein. Das ist der Gegenstand der gnadenvollen Verheißung, die er beim Antritt seines Leidens betend seinen Jüngern gab, zugleich allen Jüngern bis ans Ende der Welt: «Heiliger Vater, bewahre sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie auch wir eins sind. Ich bitte nicht, daß Du sie fortnimmst aus der Welt, sondern daß Du sie bewahrst vor dem Bösen. Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin. Und ich bitte nicht nur für diese, sondern für alle, die auf ihr Wort hin an Dich glauben werden, daß sie eins seien, wie Du, Vater, in mir bist und ich in Dir, auf daß sie in uns eins seien, ich in ihnen und Du in mir, daß sie vollendet seien in der Einheit, daß die Liebe, mit der Du mich liebst, in ihnen sei und sie in mir» (Joh 17, 11ff.).

Somit ist es Aufgabe und Vorrecht für alle Jünger des verklärten Herrn, mit ihm erhöht und verklärt zu werden: im Himmel zu leben mit ihren Gedanken, Antrieben, Zielen, Wünschen, ihrem Verlangen und Flehen, ihren Lob-

gebeten und Fürbitten — obschon sie im Fleische sind; auszusehen wie andere Menschen, sich zu tummeln wie andere Menschen, unbeachtet in der Menge der Menschen, vielleicht mißachtet und gedrückt wie andere Menschen — zugleich aber in steter geheimer Verbindung mit dem Höchsten zu leben, — eine Gnade, von der die Welt nichts weiß: «verborgen mit Christus in Gott» zu leben. Die Kinder dieser Welt leben in dieser Welt und gehen ganz darin auf; *da* suchen sie ihre Glückseligkeit und streben nach den Ehren und Genüssen der Welt, — *ihr* Leben ist nicht «verborgen». Und bei jedem, mit dem sie zusammenkommen, setzen sie gleiche Sinnesart voraus. Sie wissen, daß die große Menge, ja der weitaus größte Teil, genau wie sie an dieser Welt hängt, und schließen daraus, es seien alle so. Sie bezweifeln die Möglichkeit, daß für jemand andere Motive, andere Anschauungen maßgebend sein könnten als die der Welt. Sie geben vielleicht zu, daß sich jemand von religiösen Motiven beeinflussen lasse, aber daß diese ihn *bestimmten*, daß er daraus *lebe*, daß er sie zum Angelpunkte, zur ersten und höchsten Norm seines Verhaltens mache, das glauben sie nicht. Man hat sprichwörtliche Redensarten in Lauf gesetzt, wonach jeder Mensch seine Vorzüge und schwachen Seiten habe, und wonach die Religion eine schöne Ansicht sei; der Frömmste sei der, der seine Liebe zur Welt vor sich selbst und vor andern am besten zu verbergen wisse; die Menschen wären nicht Menschen, wenn sie nicht Reichtum und Ehren

liebten. So traute man selbst unserem Herrn eher das Niedrigste und Schlimmste zu, als daß man ihn für den genommen hätte, der er nach seinem Zeugnis war. Man sagte, er sei ein Betrüger, er wolle sich zum König machen, er wirke seine Wunder durch Beelzebub – und all die Zeit über war er, der Menschensohn, nur nach seinem äußeren Selbst hier unten, im Geiste war er im Himmel. . . , bei den Engeln und Heiligen, bei seinem Vater, der ihn als seinen vielgeliebten Sohn verkündete, beim Heiligen Geist, der über ihn herabkam; er war «des Menschen Sohn, der im Himmel ist», der «eine Speise hatte», von der die andern «nichts wußten» [Joh 3, 13; 4, 32]. Und so sollen auch wir, ein jeder nach seinem Maße, dem Äußern wie dem Innern nach sein, wenn wir seine Jünger sein wollen. «Unsere Gemeinschaft ist mit dem Vater und mit seinem Sohn Jesus Christus» (1 Joh 1, 3); soweit aber diese Welt reicht, wird man sich wenig aus uns machen: «Die Welt kennt uns nicht, weil sie ihn nicht kennt» (1 Joh 3, 1); noch mehr, man wird uns vielleicht um unseres Glaubens willen verlachen, zurücksetzen, verfolgen: «Wenn sie den Herrn des Hauses Beelzebub nannten, wieviel mehr seine Hausgenossen!» (Mt 10, 25). Das sind die Aussichten für solche, die mit Christus auferstehen. . . Niemand weiß das geringste von der Geschichte unseres inneren Werdens, von unserer Zuwendung zu Gott, von unserem Wachstum in der Gnade, von unserem Fortschreiten – als Gott allein, der von allem der verborgene Urheber ist.

So wollen wir uns unseres Weges freuen. «Er ist für uns gestorben, aber auch auferstanden, und sitzt zur Rechten Gottes, für uns einzutreten» [Röm 8, 34]. Wunderbares hatte sich zgetragen, indes die Welt ihren Gang ging, als wäre nichts geschehen. Pilatus hielt sich nicht für besser und nicht für schlechter als andere Landpfleger; die jüdischen Großen bewegten sich in denselben Anschauungen und Vorurteilen, die bisher maßgebend waren; Herodes fuhr in seinem verbrecherischen Treiben fort und hoffte, nachdem er den Propheten gesehen und gemordet hatte, werde der andere ihn Wunder schauen lassen. Sie alle sahen die Dinge vom Gesichtspunkt der Welt: «Morgen soll sein wie heute, nur noch üppiger». . . So lebten die Menschen am Fuß des Berges und kümmerten sich nicht um das, was etwa auf der Höhe des Berges vor sich gehe. Sie begriffen nicht, daß eine andere, wunderbare Welt im Gegensatz zu dieser unter der Hülle derselben Welt in Entwicklung begriffen sei. So war es damals, so ist es heute. Die Welt ist nicht Zeuge der verborgenen Gemeinschaft der Heiligen Gottes, ihrer Gebete, Lobpreisungen und Fürbitten; sie aber genießen dessenungeachtet ihre himmlischen Segnungen, eine Erkenntnis, eine Freude, eine Kraft, die sie selbst nicht fassen und nicht beschreiben können – und auch wenn sie könnten, nicht beschreiben wollten. «Wie überfließend Deine Güte, Herr, die Du denen erzeigst, die Dich fürchten, und denen bereitest, die mehr auf Dich als auf Menschen vertrauen» (Ps 30, 20).

Sind sie in Furcht — «Du birgst sie in der Geborgenheit Deines Blickes vor der Verfolgung der Menschen» (I. c. 21); haben sie Kummer — «Du gießest Freude in ihr Herz, indes ihre Feinde Korn und Öl im Überfluß haben» (Ps 4, 7f.); sind sie von den Glücklichen der Welt mißachtet — «Mag es jenen nach Wunsch ergehen. . . ich werde gerechtfertigt vor Dir erscheinen und übergücklich sein, wenn Du Deine Herrlichkeit offenbarst» (Ps 35, 9f.); sind sie verzagt — «Ich bin allzeit bei Dir; Du nimmst mich bei der Hand und führst mich nach Deinem Willen und nimmst mich auf in Deine Herrlichkeit. Wen habe ich im Himmel außer Dir, wen suche ich auf Erden als Dich?» (Ps 72, 23ff.). .

All dies wird uns geschenkt, wenn wir uns nur entschließen, es anzunehmen. «Wer wird hinaufsteigen auf den Berg des Herrn, wer steht an seinem heiligen Ort? . . Der in Unschuld lebt, der das Rechte tut und die Wahrheit spricht von Herzen. . .; das Geschlecht derer, die Gott suchen» (Ps 23, 3ff.).

So laßt uns danach unser Verlangen richten, «Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes» zu sein [Eph 2, 19]. . «Kostet und seht», lautet die Einladung, «wie gut der Herr ist!», [Ps 33, 9]. Haben wir bisher zu wenig darüber nachgedacht, haben wir die Religion nur darin gesehen — was sie gewiß nicht ausschließt —, daß wir in allem unseren irdischen Obliegenheiten gerecht werden, daß wir liebenswürdig, gesittet, umsichtig, ordnungsliebend seien, — sind

wir des Glaubens gewesen, sie umfasse nichts weiter als dies, — haben wir es vernachlässigt, die große Gottesgabe, die Gabe der Erwählung und Wiedergeburt, in unserm Innern zu pflegen, — waren wir lässig in unserer Andacht, in unseren Fürbitten, in Gebet und Gotteslob, — besaßen wir deshalb allzuwenig von der Gemütsverfassung der Erwählten Gottes, von Milde, Güte, Reinheit, Herzenswärme, Frohsinn, — hatten wir Gebet und Werke der Frömmigkeit vernachlässigt —: nun laßt uns anfangen, daß es besser mit uns werde; laßt uns anfangen und mit Christus auferstehen! Er streckt uns seine Hand entgegen. . Geben wir ihm gern und reichlich von unserer Zeit, so wir darüber verfügen können; und haben wir wenig, so bekunden wir unsere Wertschätzung seiner Gnade, indem wir das Wenige geben; zeigen wir, daß die Quelle unseres Lebens bei Gott, in Gott ist; nehmen wir täglich eine Zeit, ihn zu suchen! . .

Ich sage nicht, wir sollten die Welt verlassen, wir sollten unsere Pflichten in der Welt gegenüber Mitmenschen aufgeben, — nein, ich sage: nutzen wir unsere Zeit gut! Geben wir unsere Stunden nicht dem bloßen Vergnügen, der bloßen Unterhaltung, um wegen Minuten zu feilschen, die wir Christus geben! Beten wir nicht nur, wenn wir müde sind und zu nichts anderem mehr taugen, als bestenfalls zu schlafen, — versäumen wir nicht, ihn zu preisen und Fürbitte für die Welt und für die heilige Kirche einzulegen, — streben wir ernstlich, «zu suchen, was droben ist» (Kol 3, 1) und uns selber zu bezeugen.

gen, daß wir Christus angehören, daß unser Herz mit ihm erweckt und «unser Leben in ihm verborgen ist».

PPS VI. 15: 208/220; vgl. Drevcs 324 ff. (1836 oder 1837).

WIRKUNGEN DES GEBETES

«Eines ersöhne ich vom Herrn, und um dies will ich bitten: wohnen zu dürfen im Hause des Herrn alle Tage meines Lebens, die Herrlichkeit des Herrn zu schauen, aufzusuchen seinen heiligen Tempel» (Ps 26, 4). Das Anliegen des Psalmisten war, stets in Gebet, Lobpreisung und Betrachtung jene Gemeinschaft mit Gott zu pflegen, zu der seine Gegenwart die Seele zuläßt. Das ist des Christen Anteil. Der Glaube erschließt uns den Tempel Gottes, wo wir auch sind; denn dieser Tempel ist geistig und darum überall um uns. «Durch den Glauben haben wir Zutritt», sagt der Apostel, oder sind zugelassen «in die Gnade, in der wir stehen, und sind froh in der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes» (Röm 5, 2). Darum heißt es an anderer Stelle: «Freuet euch allzeit, und wiederum sage ich: freuet euch!» (Phil 4, 4); «Freuet euch allzeit, betet ohne Unterlaß und danket in allem!» (1 Thess 5, 16 ff.). So spricht auch St. Jakobus «Ist einer traurig in eurer Mitte, so bete er; ist er fröhlich, so singe er» (Jak 5, 13).

Gebet, Lobpreisung, Dank, Betrachtung sind die besonderen Vorzugsgaben und Pflichten des

Christen. Es kommt ihm selbst zugute, bei der reichen Tröstung und inneren Befriedigung, die er davon empfängt, ganz abgesehen von dem besonderen Gegenstand des Bittgebets, von der Erhörung, die ihm verheißen ist: allein schon durch das allgemeine, erhebende Bewußtsein, im Lichtkreis der Herrlichkeit Gottes zu weilen.

So will ich denn im folgenden einiges von der Gemeinschaft mit Gott, vom Gebet im weitesten Sinn des Wortes sagen, nicht im Hinblick auf äußere Wirkung, sondern von seiner Wirkung auf unsern Geist und unser Herz.

Was ist das Gebet? Es ist Umgang mit Gott, wenn wir in Ehrfurcht so sprechen dürfen. Wir verkehren mit unsern *Mitmenschen* und bedienen uns dabei der vertrauten Umgangssprache, weil sie unsereins sind; wir verkehren mit *Gott* und verwenden dabei die demütigste und ehrfürchtigste, die edelste und gehobenste Rede-weise: weil er Gott ist. Gebet ist also Umgang mit Gott und unterscheidet sich vom menschlichen Umgang, wie sich Gott vom Menschen unterscheidet. Darum spricht St. Paulus: «Unser Umgang ist im Himmel» (Phil 3, 20), und er meint nicht bloß Umgang in Worten, sondern im allgemeinen Wandel und in der Lebensführung. So wie es von Henoch und anderen Heiligen heißt, sie seien «mit Gott gewandelt» [Gen 5, 22], so ist es auch mit dem Christen. Auch seine Stimme deutet darauf hin; sie deutet auf Himmlisches, da sein «Herz ihm Gutes eingibt» [Ps 44, 2], Gebet und Lobpreisung. Gebet und Lobpreis sind seine Umgangsweise mit der

andern Welt, so wie wir durch irdisches Geschäft und Erholung mit unsereins in Beziehung treten und in Verbindung stehen. Wer nicht betet, macht keinen Gebrauch von seinem himmlischen Bürgerrecht, sondern lebt, ob schon Erbe des Himmelreichs, als wäre er bloß ein Kind der Erde.

Nach dem Gesagten kann es nicht verwundern, wenn diese Pflicht oder Auszeichnung, durch die sich unser himmlisches Erbrecht bezeichnend kundgibt, uns auch besonders geeignet macht, das Himmlische zu empfangen. Wer eine Gabe nicht nutzt, verliert sie. Wer seine Stimme oder seine Gliedmaßen nicht gebraucht, verliert die Verfügung darüber und wird unfähig für seinen Beruf. Ähnlich ist es mit dem, der das Gebet vernachlässigt: er macht sich das göttliche Bürgerrecht nicht mehr zunutze und ist auf dem Wege, es selbst zu verlieren. Wir sind Glieder einer andern Welt, ausgetrennt vom Reich der Dämonen und in jenes unsichtbare Königreich Christi versetzt, von dem allein der Glaube weiß — in jene geheimnisvolle Gegenwart Gottes, die uns umfängt, die in uns ist und uns umgibt, die in unserem Herzen ist und uns umhüllt wie ein Gewand von Licht, bergend unsere narbigen und verfärbten Seelen vor dem Auge der göttlichen Reinheit — und doch leuchten sie von seiner Gegenwart wie die Engel, und sie umflutet uns mit allen Bildern der Schönheit und Anmut dieser sinnenfälligen Welt, mit einem wahren Sternenheer, sozusagen einer Milchstraße von

himmlischen Gefährten, den Bewohnern des Sionsberges, wo unsere Heimat ist.

Der Glaube allein nimmt all dies wahr; doch gibt es etwas, was nicht unmittelbar mit dem Glauben zu tun hat: unser persönlicher Geschmack, unsere persönliche Neigung, unsere persönlichen Motive und Gewohnheiten. Ihrer sind wir bis zu gewissen Grade bewußt., und die Vernunft wird uns sagen, ob sie mit jener himmlischen Welt im Einklang sind, in die wir erhoben sind, — der gesunde Menschenverstand wird uns sagen, daß man ohne Vertrautheit mit der Sprache des Himmels sich nicht recht zum Bürger des Himmels eignet. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Sprache und der menschlichen Umgangsweise: wir unterscheiden leicht den Fremden vom Einheimischen; und die in höfischen Formen oder in guter Gesellschaft aufgewachsen sind, erkennen wir leicht an ihrer Stimme, ihrem Tonfall und ihrer Sprechweise, noch mehr an Haltung und Auftreten, an der Art, sich zu benehmen, an den Grundsätzen des Verhaltens. Nicht daß die sogenannte «gute Gesellschaft» eine besonders preiswürdige Gesellschaft wäre — ich rede nicht zu ihrem Lobe; ich will nur sagen: wie feine Umgangsformen nur im entsprechenden Kreis gewonnen werden., und wie der Einfluß der Umgebung sich unmerklich auf alles erstreckt, was wir tun, auf die Wendungen der Rede, auf den Ton der Fragen und Antworten, auf das ganze Gehaben, auf die unwillkürliche Richtung des Denkens und die gesamte An-

schauungsweise, auf die allgemeinen Grundsätze, die uns leiten, auf die bestimmenden Motive, die Sympathien und Antipathien, Hoffnungen und Befürchtungen, auf die Beurteilung anderer Menschen, auf den Sinn für diese und jene Dinge —: so wirkt sich der Geist des Gebetes, die Gewohnheit, stets und überall bei den verschiedensten Anlässen, den Kontakt mit Gott und der unsichtbaren Welt zu pflegen, in allem aus: nicht nur in der übernatürlichen Wirkung, daß man mit Hilfe Gottes das Leben meistert, sondern der Geist des Gebetes hat auch, ich möchte sagen, eine natürliche Wirkung auf den inneren Menschen: ihn zu verfeinern und zu vergeistigen. Der Mensch des Gebetes ist nicht mehr dasselbe, was er einmal war; allmählich hat er, ohne sich dessen bewußt zu werden, einen Vorrat von geistigen Ideen in sich aufgenommen, neue Grundsätze sich zu eigen gemacht. Es ist wie mit einem, der vom Hofe kommt: Man spürt es ihm in allem an, an dem lebenswürdigen Feingefühl, an der Würde und Schicklichkeit des Benehmens, an der Noblesse des Urteils und Geschmacks, an der Klarheit und Festigkeit der Grundsätze. Das ist die stille Macht der göttlichen Gnade. Sie wirkt sich aus in den Lebensregeln, die wir der Religion verdanken. .

Um uns das klar zu machen, will ich einige Beispiele von bestimmten Mängeln anführen, deren Heilung wir füglich dem Geist des Gebetes zuschreiben dürfen. Da scheint z. B. jemand durchaus keinen Sinn für die Bedeutung

kirchlicher Lehren zu haben: er kann unmöglich einsehen, wieso etwas daran liege, was man glaubt oder nicht glaubt. Er versucht es wohl, und eine Zeitlang bringt er es fertig, — er denkt eine Zeitlang, ein bestimmter Glaube sei zum Heile nötig, gewisse Lehren müßten auf freundliche Weise ins Menschenherz gesenkt und darin gepflegt werden, — aber obschon er heute so denkt, ist es vielleicht morgen schon anders; was er heute festhält, wird er morgen wieder fahren lassen und ist voller Zweifel. . Warum? Weil das Ewige für ihn nicht etwas Reales, etwas Erlebtes ist, weil es in seinem Geist nur in Form von Schlußfolgerungen vorhanden ist. . ; und so kann er es nicht innerlich fassen, solange er nicht praktisch danach lebt, statt sich mit theoretischen Auseinandersetzungen zu plagen. Sag ihm, er solle erst handeln, indem er einmal voraussetzt, es gebe ein künftiges Leben; sag ihm, er solle das Religiöse pflegen, indem er anfängt zu beten, wie es sich vor dem Angesicht eines allmächtigen, heiligen, barmherzigen Gottes ziemt, — und es müßte schon ein seltener Fall sein, wenn seine Zweifel nicht verschwänden.

Oder gesetzt, es habe jemand eine natürliche Anlage zu Launen und Flatterhaftigkeit; es begegne ihm z. B. leicht, daß er aus Lust an neuen Erlebnissen heute einem Phantasiebild nachjagt und morgen einem andern. . Oder einer hat mancherlei unziemliche Gedanken, die ihn verwirren, — er möchte sie aus seinem Innern gerne verbannen, wenn er könnte; er ist hilflos und

unzufrieden; er fühlt sich unbehaglich in seiner Lage, ist leicht gereizt, ist einen Augenblick niedergeschlagen über einen Fehltritt, um ihn im nächsten Augenblick zu vergessen. . Wieder einer gibt sich wenig Rechenschaft über Redlichkeit und Pflicht – ein heute nicht seltener Mangel –; vielleicht ist er von besten Gefühlen beseelt, von liebenswürdigen Ansichten geleitet – es wäre unrecht, ihm einfach Unredlichkeit vorzuwerfen; und doch ist ein Mangel an Geradheit in seinem Handeln spürbar: – wie viele lassen sich von Opportunitätsgründen leiten und wissen ihre Handlungsweise mit einem Schein von Wahrheit zu decken, der dich zwar nicht überzeugt, aber dich zu schweigen nötigt. Es sind Menschen, die mehr darauf achten, was andere sagen, als was Gott darüber denkt. . Die Worte der Schrift legen sie nach ihrem menschlichen Gutdünken aus, und hören mehr auf Aussprüche berühmter Männer. . Sie können heute diesen, morgen einen anderen Weg einschlagen, je nach der Lautstärke und Bestimmtheit, mit der eine Meinung vorgetragen wird. . Nun will ich nicht über bestimmte Mitmenschen richten; ich will nicht behaupten, daß in diesem und jenem bestimmten Falle die fraglichen Fehler (denn darum handelt es sich doch!) ganz gewiß von der und der Ursache herrührten, die ich mir zu erraten getraute, – aber jedenfalls gibt es Fälle, in denen die geistige Unbeständigkeit aus Vernachlässigung des Gebetes kommt, und da verlohnt es sich, nachzudenken, ob nicht eine tägliche Weile des Gebetes – ich meine

nicht bloß das Morgen- und Abendgebet, sondern etwas Besonderes, was der geistigen Krankheit angemessen wäre – den Fehler verschwinden machen würde? .

Denn was ist die Verheißung des Neuen Bundes anders als etwas Zuständliches: das klare Erfassen der Wahrheit, an der wir unser Leben, unseren Wandel messen können? . *Den* wirst du in vollkommenem Frieden bewahren, dessen Geist in dir gefestigt ist, weil er auf dich vertraut» (Is 26, 3). . «Die Salbung, die ihr von ihm empfangen, bleibt in euch, und ihr habt nicht nötig, daß euch jemand belehre» (1 Joh 2, 20. 27). . Es ist die wahre und kräftig gewordene Wiedergeburt, indem die Saat des ewigen Lebens im inneren Menschen Wurzel faßt und aufgeht. Da macht man es sich zur Gewohnheit, mit Gott Zwiesprache zu halten, und Gott spricht allzeit zur Seele; man fühlt die «Kräfte der künftigen Welt» [Hbr 6, 5], so wahr und wirklich wie diese gegenwärtige Welt, weil man sich gewöhnt hat, so zu reden und zu handeln, als sähe man ihre Wirklichkeit. Wir alle brauchen etwas, auf das wir uns stützen können; wir haben das Bedürfnis, zu etwas aufzuschauen, das wir bewundern und innig lieben können und mit dem wir uns eins fühlen. Die meisten suchen es in der äußeren Welt, wahre Christen in der Gemeinschaft mit Engeln und Heiligen.

Solche Menschen finden oft wenig Verständnis, weil sie nicht von der Welt sind. . Johannes erwähnt es, wo er von der Liebe spricht, «die uns der Vater gegeben, auf daß wir Kinder Got-

tes heißen», und er fügt bei: «Deshalb kennt uns die Welt nicht, weil sie ihn nicht kennt» (1 Joh 3, 1). Es ist die Wirkung der himmlischen Betrachtungen, daß sie eine innere Distanz von der irdischen Welt in uns schaffen, indem sie uns die himmlische erschließen; daß sie uns zu «Fremdlingen für unsere Brüder, zu Fremden unter den Söhnen der eigenen Mutter machen» (Ps 68, 9), indem wir zu Kindern Gottes werden. . Was haben wir um Menschengunst zu buhlen, wenn unser Antlitz zu Gott gekehrt ist? Wir wissen, was die Menschen tun, wenn es mit ihnen zum Sterben kommt: dann schlagen sie sich die weltlichen Gedanken aus dem Sinn und wenden sich zum Unsichtbaren. . Der wahre Christ tut solches sein Leben lang. Wenn dann Christus erscheint, wird er glücklich sein. Er stand von Anfang an auf der siegreichen Seite, er hat das Gegenwärtige an das Künftige gewagt. ., sein Lohn wird erst beginnen, wenn er für die Weltkinder sein Ende nimmt, wie der Weise sagt: «Dann werden die Gerechten in großer Zuversicht gegenüber ihren Bedrängern stehen, die ihnen die Frucht ihrer Mühen zu rauben meinten; und diese werden es sehen und in schreckliche Furcht geraten. . ,Wir Toren», (werden sie rufen), hielten ihr Leben für Wahn und ihr Ende für bar der Ehre — siehe, nun stehen sie bei den Söhnen Gottes und haben ihren Anteil bei den Heiligen» (Weish 5, 11 ff.).

PPS IV. 15: 26/38; vgl. Dreves 450 ff. (14. Dezember 1837).

ZEIT UND ART DES PRIVATGEBETS

I.

«Wenn du betest, gehe in deine Kammer, verschließe die Türe und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir vergelten» (Mt 6, 6). Hier ist in einfachen, klaren und schönen Worten unseres Herrn selbst das Privatgebet empfohlen und gesegnet. . Menschen, die den unsichtbaren Gott suchen (so scheint er mit einem Seitenblick auf die Pharisäer zu sagen), suchen ihn im Herzen, in ihren verborgenen Gedanken, und nicht in lauten Worten, als wäre er fern von ihnen. Sie ziehen sich an einen einsamen Ort zurück, wo kein menschliches Auge sie sieht, um demütig und gläubig ihn zu finden, der «an ihrem Wege, an ihrem Bette steht und all ihre Pfade erschaut» [Ps 138, 3]. . Und Gott, nach der liebevollen Verheißung des Textes, sieht diese demütigen Gebete mit Wohlgefallen und segnet sie.

Sie waren des Menschen Pflicht, auch ehe die Schrift sie einschärfte; aber die Schrift verwandelte dieses Werk des Glaubens in einen Vorzug. Vom Gewissen befohlen und von der Vernunft bestätigt — jedoch bei allen Menschen durch Schuld, Gewissensnot und Furcht beschwert, bevor er seine Gnade kundtat —, ist das Gebet des Christen unsagbarer Vorzug, und er allein ist sich bewußt, daß er jederzeit durch die Mittlerschaft unseres Herrn freien Zutritt «zum Thron der Gnade» hat [Röm 5, 1].

Aber was wir hier über das Gebet erwägen wollen, betrifft nicht so sehr das Privileg, sondern die Pflicht des Gebetes; denn zuerst muß man von den Pflichten der Religion wissen, ehe man fähig ist, ihre Vorrechte gebührend zu würdigen. Auch ist es nur zu sehr die Meinung des Zeitgeistes, das Gebet vorzüglich als ein bloßes Dürfen anzusehen, das zu mißachten zwar unklug, aber auch *nur* unklug, nicht sündhaft sei, so daß es einem freistehe, davon Gebrauch zu machen.

Nun wissen wir sehr wohl, daß wir in einem gewissen Sinne jederzeit beten und das Himmlische vor Augen haben sollen, — die Frage ist, ob wir auch noch in anderer Weise zu beten gehalten seien. Ist es genug, allzeit Gott vor Augen zu haben und in innerer Gemeinschaft mit ihm zu stehen — oder muß man sich über diese allgemeine Glaubenshaltung hinaus auch noch bestimmte Zeiten für geordnete Sammlung des Geistes vorbehalten?.. Der Gottesdienst der Gemeinde verlangt naturgemäß eine bestimmte Ansetzung nach Ort und Zeit und Form; aber Privatgebet verlangt nicht notwendig feste Zeiten; denn da brauchen wir niemand zu fragen als uns selbst, und bei uns selbst sind wir immer. Das gleiche gilt von der Form des Gebets, denn da ist sonst niemand, auf dessen Gedanken wir Rücksicht zu nehmen hätten. Und doch, wenn auch bestimmte Zeiten und Formen für das Privatgebet nicht unbedingt *nötig* sind, so sind sie doch äußerst nützlich; ja, unser Herr setzt praktisch gewisse Zeiten vor-

aus, wenn er sagt: «Wenn du betest, gehe in deine Kammer» usf.

In diesen Worten sind uns offenbar *besondere Zeiten* des Gebetes nahegelegt, auch abgesehen von jenem stillen Gedenken an Gott, das in uns immer lebendig sein soll, und der Brauch, der von guten Menschen in der Schrift bezeugt ist, bestätigt uns an ihrem Beispiel die Mahnung des Herrn. Selbst unser Herr hatte seine besonderen Zeiten für seinen Umgang mit Gott. Wohl waren seine Gedanken eine stete heilige Darbringung an den himmlischen Vater; aber dennoch heißt es von ihm: «Er ging auf den Berg, um zu beten», und «die ganze Nacht verharrte er im Gebet» (Mt 14, 23; Lk 6, 12). Wir erinnern uns ferner, wie er vor seinem Leiden, da er sich zum Gebete zurückzog, dreimal die Bitte wiederholte, es möchte «der Kelch an ihm vorübergehen» [Mt 26, 39]. Auch Petrus ging nach dem Bericht über die Bekehrung des Hauptmanns Kornelius «um die sechste Stunde auf das Dach des Hauses, um zu beten», und da ward ihm die Erscheinung (Apg 20, 9ff.).

Solche Beispiele ließen sich vervielfachen; sie gehen selbstverständlich auch uns an, obschon die Heilsordnung Gottes einst in mancher Hinsicht verschieden von der christlichen war. Die persönliche Religion ist zu allen Zeiten dieselbe; in jeder Heilsordnung leben die Gerechten aus dem Glauben, und im wesentlichen sind es immer dieselben Gründe, die dazu mahnen, daß der Glaube durch bestimmte Gebete bewahrt und entfaltet werde. Zwei Stellen mögen dafür

genügen. Der Psalmist sagt: «Siebenmal des Tages preise ich dich um der Gerechtigkeit deiner Gerichte willen» (Ps 118, 164); und von Daniel wird uns bei einem denkwürdigen Anlaß erzählt: «Dreimal des Tages warf er sich auf die Knie und betete zu Gott und dankte, wie er es von je getan hatte» (Dan 6, 10). Daraus geht deutlich hervor, daß neben der allgemeinen religiösen Gesinnung, die unsere Lebensführung überhaupt bezeichnen soll, auch förmliche, unmittelbare Akte, ja regelmäßig wiederkehrende Akte der Gottesverehrung erforderlich sind, gemäß der Mahnung und dem Beispiel Christi und der Apostel, wie auch der alten Propheten.

Es ist notwendig, auf diese Pflicht des persönlichen Gebetes zu bestimmten Zeiten nachdrücklich hinzuweisen; denn in den Sorgen und drängenden Geschäften des Lebens sind wir nur zu geneigt, es zu vernachlässigen. Und es ist eine viel wichtigere Pflicht, als im allgemeinen selbst solche annehmen, die sich daran halten. «Wichtig», sage ich, aus folgenden Gründen:

1. Das Gebet erinnert uns in regelmäßiger Wiederkehr an das Religiöse. Wohl ist der Geist des immerwährenden Gebetes für den Christen bezeichnend, aber wir können sicher sein: wer nicht zu bestimmten Zeiten in aller Form und unmittelbar betet, wird auch sonst nicht gut beten. . . Wenn wir tagsüber unseren Geist in Ordnung halten, unsere Wünsche beherrschen und das Gemüt dem Himmel nahehalten wollen, so müssen wir vor Beginn des Tagewerks ein wenig innehalten, in uns selbst zu schauen und

mit uns zu Rate zu gehen, damit wir den Schwierigkeiten und Aufgaben des bevorstehenden Tages gewachsen sind. Gleiches gilt für das Gebet am Abend, das uns Anlaß gibt, auf den vergangenen Tag zurückzublicken und gleichsam die Rechnung abzuschließen; denn wenn wir es nicht tun, bleibt sie vor Gott offen und in jenem Buch geschrieben, das im Gerichte aufgeschlagen wird. Die abendliche Sammlung gibt uns Zeit, uns unserer Fehler zu erinnern, um Vergebung zu bitten, für das Gute, das wir taten, und für die empfangenen Wohltaten zu danken, gute Entschlüsse zu fassen im Vertrauen auf die Hilfe Gottes und mit einem guten Tagesabschluß die Basis für den neuen Tag zu legen. . . Manche werden nicht die Zeit für mehr haben, aber für das Abend- und Morgengebet sollten wir uns die Zeit *nehmen*.

Feste Gebetszeiten sind also nützlich, sozusagen zur Sammlung der Impulse für die religiöse Stimmung des Tages. Sie erinnern uns an unsere Aufgaben, daß wir sie wirklich ernst nehmen. Wollten wir es darauf ankommen lassen und meinen, der Gedanke an Gott werde uns ohnehin über den Tag hin nahe sein, so würden wir sicherlich nicht an ihn denken. In allem geht es von kleinen Anfängen auf bestimmtem Wege zu großen Dingen. Festgesetzte Gebetszeiten versetzen uns sozusagen in die Lage, in der wir dauernd sein sollten. . .

Darum ist es auch wertvoll, unsere Gebete wenn möglich in entsprechend *würdiger Haltung* zu verrichten, damit sie desto tieferen Eindruck

auf uns machen. Von unserem Herrn heißt es: «Er warf sich auf die Knie nieder», «er fiel auf sein Angesicht und betete» (Mt 26, 39; Lk 22, 41). Gleiches gilt von den Aposteln und den Frommen des Alten Bundes. Darum haben sich manche, je nach den äußeren Möglichkeiten, ein Plätzchen für ihre Andachtsübung eingerichtet, wo sie nach dem Hinweis Christi in ihrer «Kammer» beten.

2. Zum andern Grund für das Privatgebet: Es ist nicht nur dazu angetan, eine religiöse Gemütsstimmung in uns fortklingen zu lassen, es dient auch unmittelbar als Mittel, von Gott die *Erhörung* unserer Anliegen zu empfangen. Das ist bekräftigt in den angeführten Schriftworten des Herrn: «Schließe die Türe zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen. Dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten». Wir wissen zwar nicht, wie wir uns die Antwort Gottes vorstellen sollen; es ist erstaunlich, daß der schwache Mensch Gewalt haben soll, etwas von Gott zu erlangen; aber es ist eine Gnade für uns, zu wissen, daß wir es können. Er, der «die Herzen erforscht», sieht in uns die Gesinnung des Heiligen Geistes, der «nach seinem Liebeswillen für die Heiligen eintritt» [Röm 8, 27].. Der Glaube ist das gegebene Mittel, um die Segnungen Gottes zu erhalten: «alles ist möglich dem, der glaubt» (Mk 9, 23). Wenn wir also zu bestimmten Zeiten unsere Gedanken zum Gebete sammeln und uns unsere Anliegen klar bewußt machen, so konzentriert sich doch wohl die Kraft des Glaubens; wir er-

fahren reiner die Gegenwart Gottes, des Unsichtbaren, ihn, der unsere Sünden ein für allemal auf sich genommen und die Last unserer Schwächen und Gebrechlichkeiten getragen hat, auf daß wir in aller Not ihn suchen, und zur Zeit, da wir dessen bedürfen, Gnade finden..

Bestimmte Gebetszeiten sind also nötig, fürs erste, um die Seele zu reinigen und unser Herz empfänglicher zu machen, sodann zur Erweckung des Glaubens, durch den wir mit desto größerer Gewähr, als es sonst der Fall wäre, die Segnungen Gottes erwarten dürfen.

Nun gehört aber die Einhaltung bestimmter Zeiten für das Privatgebet zu den religiösen Überlieferungen, an die sich leicht Gedanken des religiösen *Zweifels* heften. Wir meinen, es handle sich um eine bloße Form oder um etwas Geringfügiges, was man einhalten könne oder auch nicht. In Wahrheit aber sind wir so geartet, daß ein sehr enger und bemerkenswerter Zusammenhang zwischen der Beobachtung äußerer Formen und der Beständigkeit in der wesentlichen Haltung und Lebensführung besteht. Es begreift sich leicht, warum die Übung uns lästig ist: sie beengt uns und legt uns etwas auf; sie verlangt immer wieder unsere Aufmerksamkeit, und unser Inneres lehnt sich gegen das Unbequeme auf. So suchen wir sogar nach Gründen, um unser Widerstreben zu rechtfertigen. Nichts ist schwieriger, als in unserem religiösen Leben gleichmäßig Ordnung zu halten. Leicht ist es, nach Laune und Eingebung fromm zu sein und unser Gefühl durch künst-

liche Reizmittel rege zu halten, aber das Regelmäßige wird uns ungelegen und macht uns ungeduldig. Das beobachtet man besonders bei Leuten, die noch wenig Erfahrung haben und tun und lassen können, was sie wollen. Die Religion tritt ihnen als gebieterische Macht entgegen und verlangt Regelmäßigkeit; man mag sie nur soweit leiden, als sie sich der Welt angleichen läßt, als sie interessant, wechselnd und anregend ist. Darin erkennt Satan seinen Vorteil; er weiß genau, daß regelmäßiges Gebet das Merkmal und der Schutz echter Frömmigkeit ist, weil es uns Ordnung auferlegt und uns darin bewahrt. Wer das regelmäßige Gebet aufgibt, verzichtet auf ein Hauptmittel, sich gegenwärtig zu halten, daß das religiöse Leben gleichbedeutend ist mit Gehorsam gegen einen, der über uns ist, und nicht bloß eine Sache des Gefühls oder des Geschmacks. .

Daher kommt es, daß manche auf allerlei überschwängliche Träumereien verfallen; indem sie die geregelte Form des Gebetes daran geben, haben sie das wichtigste Erziehungsmittel ihres Herzens verloren. Da hört man sie dann über regelmäßiges Gebet (das doch die geeignete Medizin für ihren Zustand wäre) Bemerkungen machen, als wäre es äußerlicher Gesetzesdienst, als wären festgesetzte Zeiten, Orte und Formen des Gebetes unter der Würde des geistigen Christen. Andere, die der Verführung zur Sünde ausgesetzt sind, gehen bei der Unterlassung des Gebetes überhaupt zugrunde. Du kannst gewiß sein, wenn jemand sich darauf ein-

läßt, das Morgen- und Abendgebet aufzugeben, so gibt er die Waffen hin, die ihn vor der List des Teufels retten könnten. . Zuerst gibt man das Privatgebet auf, dann nimmt man es nicht mehr genau mit der Einhaltung des Sonntags (der ja auch eine festgesetzte Gebetsordnung einschließt); dann entschwindet nach und nach sogar der Begriff des Gehorsams gegenüber einem bestimmten ewigen Gesetz; man erlaubt sich schließlich Dinge, die das Gewissen verwirft, und verliert die Führung der inneren Stimme: denn wird sie mißachtet, so versagt sie schließlich ihren Dienst. Und von ihrem wahren inneren Führer verlassen, schauen sich solche Menschen notgedrungen nach einem anderen um: nach der eigenen Vernunft, die von sich aus gar wenig oder nichts vom Religiösen weiß. Die blinde Vernunft bestimmt dann grundsätzlich, was recht oder unrecht sei, wobei sie den eigenen Wünschen schmeichelt und den Weg des Hochmuts geht oder schon ganz verdorben ist.

Es ist mehr als klar, daß solche Lebensweise der Schrift zuwider ist. Dabei ist gar nicht gesagt, daß solche Menschen es selbst bemerken; sie werden sich dessen oft nicht bewußt und meinen, sie glaubten noch immer an das Evangelium, während sie Lehren folgen, welche die Schrift verwirft. Manche aber sind sich auch klar darüber, daß ihre Grundsätze der Schrift zuwider sind, und dann geben sie nicht ihre Grundsätze, sondern die Schrift auf und verfallen dem Unglauben. Das ist der Weg des Un-

gehorsams: er beginnt mit scheinbar geringfügigen Unterlassungen und endet im offenen Unglauben. Alle, welche die «breite Straße gehen, die zum Verderben führt» [Mt 7, 13], sind mehr oder weniger in dieser Entwicklung begriffen, der eine schon weiter als der andere, aber alle auf dem gleichen Weg.

Hüten wir uns vor der List des Feindes, der uns die Waffen zu unserem Schutz entwenden möchte! Lassen wir uns nicht auf seine üblen Vernünfteleien ein! Hüten wir uns besonders, wenn wir in neue Lebenslagen oder Umstände kommen, die für uns den Reiz des Neuen und Angenehmen haben, daß wir uns nicht von der gewohnten Ordnung im Gebete abbringen lassen! Alles Neue und Unerwartete ist gefährlich. Viel in gemischter Gesellschaft verkehren, anregenden Menschen begegnen, an lebenswürdigen Erholungen und Vergnügungen teilnehmen, interessante Bücher lesen, einen neuen Lebensstil beginnen mit neuen Bekanntschaften, unerwarteten Aussichten auf irdische Vorteile, Reisen – all diese Dinge sind in sich gewiß harmlos und mit einem religiösen Leben wohl vereinbar, aber schließen doch auch Versuchungen ein, wenn wir nicht auf der Hut sind. Sieh zu, daß du nicht aus der inneren Ordnung gerätst! Das ist die Gefahr. Es heißt achtgeben, nicht aus der Ordnung zu geraten. Bedenke, daß seelische Festigkeit die wesentliche Tugend ist, denn sie ist identisch mit Glauben. «*Denn* wirst du in vollkommenem Frieden bewahren, dessen Gemüt in dir verankert ist, weil er auf

dich vertraut» (Is 26, 3). . «Es gibt keinen Frieden für den Bösen, spricht der Herr» (Is 57, 21) – und das gilt nicht nur für den Bösen im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern es wird auch jeder ruhelos sein, der irgendwie sich abwendet von Gott, um irdischen Werten nachzulaufen. Überlaß dich nicht den trügerischen Gesichtern irdischen Glückes, richte dein Herz auf Höheres, gönne den Augen deiner Seele jeden Morgen und Abend den Ausblick auf klare Ziele – dorthin führt der «enge Weg», aber es ist ein gesegneter Weg des Himmels, und die Herrlichkeit und Macht Christi, des Erlösers, ist mit dir.

II.

«Herr, lehre uns beten, wie Johannes seine Jünger gelehrt hat» (Lk 11, 1). Diese Worte drücken das natürliche Empfinden der Seele aus, wenn sie erwacht ist und erkennt, wie sehr sie Gottes Hilfe bedarf, und wenn sie noch nicht recht versteht, was ihr eigentlich fehlt und wie ihr könne geholfen werden. Die Jünger des Täufers und die Jünger Christi erwarteten von ihren Meistern Belehrung, wie sie beten sollten. ., sie kannten die Wahrheit, aber konnten sie noch nicht anwenden. So verschieden sind diese beiden Dinge: religiöses Wissen zu haben und es sich praktisch zu eigen gemacht zu haben.

Ihr Anliegen und Bedürfen ist von je das Anliegen des Christen gewesen. Wir alle haben in

unserer Kindheit, und viele auch später, Anleitung nötig, wie wir beten sollen. Daher sind in der Kirche *bestimmte Gebetsformen* überliefert, die von je im Gebrauch der Gläubigen waren. Johannes lehrte seine Jünger beten, Christus gab den Aposteln jenes Gebet, das als «Gebet des Herrn» besonders in Ehren steht, und nach seiner Himmelfahrt hat uns der Heilige Geist durch den Mund der begnadeten Heiligen, die er von Zeit zu Zeit zu Hütern der Kirche sandte, gar schöne Vorlagen für die religiöse Erbauung geschenkt. .

In neuerer Zeit aber ist es geschehen, daß sich Vernünftler erhoben, die sich für weise halten, indem sie den Nutzen bestimmter Gebetsvorlagen in Frage stellen. Es sei besser, meinen sie, man bete nach eigener Eingebung, wie sie einem gerade kommt, und überlasse die Gebetsworte der Inspiration des Augenblicks. Darum legt es sich nahe, daß wir uns einige Gründe vergegenwärtigen, weshalb wir beim Beten Vorlagen verwenden, die gerade deshalb in Geltung sind, weil sie überliefert sind.

Nicht als wäre schon ein genügender Grund der Umstand, daß sie überliefert sind, daß nach den Worten des hl. Paulus «weder wir noch die Kirche Gottes einen anderen Brauch kennen» [1 Kor 11, 16] und daß die besten Christen sich von je an Vorlagen hielten – denn das ist zur Begründung schon mehr als genügend. Und nicht als hofften wir, wir könnten durch noch so gute Gründe unsere Fragesteller überzeugen – wahrscheinlich wird uns das nicht gelingen:

denn wer sich schon so weit verirrt hat, daß er entschlossen ist, sich an keine Form zu halten, der wird vermutlich unsere Gründe ebensowenig annehmbar finden wie die überlieferten Einrichtungen selbst, für die wir eintreten. Von solchen Leuten können wir nur wiederholen, was Paulus in solchem Zusammenhange sagte: «Wenn jemand nichts davon wissen will, so wird man auch von ihm nichts wissen» [1 Kor 14, 38] – da ist nicht zu helfen. Andern aber möchten wir nützlich sein, indem wir ihnen zeigen, wie vernünftig diese überlieferte Weise ist, damit man sie um so höher schätzt. Denn wenn wir wissen, *warum* wir etwas tun, werden wir bei gegebener Gelegenheit wohl um so lieber davon Gebrauch machen, als wenn wir es ohne innere Einsicht täten.

Ich darf wohl voraussetzen, daß hinsichtlich der Gebetsformulare beim öffentlichen *Gottesdienst* keine Einwendungen bestehen; denn der gesunde Menschenverstand wird uns sagen: wenn viele wie aus einem Herzen und Munde beten sollen, wenn ihre Gedanken sich auf dasselbe richten sollen, so muß man sich von vornherein über den Gegenstand des Gebetes und selbst über dessen Wortlaut im Reinen sein, soll die gemeinsame Erbauung hinreichend gesichert sein. An Gebeten teilnehmen, die aus dem Stegreif gesprochen werden, heißt, sich Gebete anhören. . . Praktisch sind also bestimmte Vorlagen für das *öffentliche* Gebet notwendig. Nicht so augenscheinlich gilt dies freilich für das *Privatgebet*. Darum will ich es hier begründen.

Denken wir an die Mahnung des Weisen: «Sei nicht schnell mit deinem Munde, laß nicht dein Herz in Eile sprechen vor Gott! Denn Gott ist im Himmel und du auf Erden — darum sollen deine Worte wohl gemessen sein» (Pr 5, 1). Gebete, die man im Augenblick hersagt, werden leicht ehrfurchtslos. Laßt uns deshalb vor Beginn des Gebetes eine Weile bedenken, wer der ist, in dessen Gegenwart wir stehen: Gott ist gegenwärtig! Wie demütig, wie redlich, wie zuchtvoll müssen da unsere Gedanken sein! So wie es sich für Geschöpfe ziemt, die stündlich von seiner Güte abhängig sind; so wie es sich ziemt für Sünder, die überhaupt kein Recht haben zu reden, sondern sich schweigend vor dem Allheiligen beugen sollen; und mehr noch: wie es dankbaren Knechten und Mägden dessen ansteht, der uns um den Preis seines Blutes vom Verderben losgekauft hat. . . Wollen wir deshalb die Ehrfurchtslosigkeit der vielen, auch unangebrachten Worte und das Ungeläuterte, Halbreligiöse in unserem Denken vermeiden, so müssen wir aus dem Gebetbuch oder nach dem Gedächtnis beten, nicht aufs Geratewohl.

Man könnte hier einwenden, der Grund für den Gebrauch geprägter Formeln bewiese zu viel: so wäre es nämlich unrecht, jemals ohne bestimmte Formel zu beten, und das wäre offenbar eine rigorose Fesselung der christlichen Freiheit. Dazu möchte ich sagen: die Frömmigkeit des Herzens in unserem Beten wird genug geschützt sein, wenn wir uns bei den für das Gebet reservierten Gelegenheiten an bestimmte

Formeln halten: denn so erhält unser inneres Leben den Tag über seinen Grundton und seine Haltung; und wir gewinnen auf solche Weise auch jenen Vorrat von Gebetsworten und Anrufungen, wie wir ihn nötig haben. Noch mehr, was wir zu den festgesetzten Zeiten beten, wird in unserem Seelenleben weiterwirken, so daß wir, wenn es sich nahelegt, von selbst dazukommen, auch vom Eigenen beizufügen und dann in ungezwungener und zugleich würdiger Weise — von jenem Eigenen, das zu persönlich wäre, als daß es schriftlich niedergelegt werden könnte.

Ferner sind bestimmte Prägungen der Andachtssprache nötig, um uns vor ehrfurchtslosem Schweifen der Gedanken zu bewahren. Wenn wir ohne Gebetbuch oder dem Gedächtnis vertraute Formeln beten, geraten wir bald vom Gegenstand ab; fremde Gedanken mischen sich ein und entführen uns, bis wir uns gar nicht mehr bewußt sind, mit wem wir sprechen. Solche Zerstreuungen lassen sich mit Gottes Hilfe zum guten Teil verhüten, wenn man sich an feste Formen hält. Es gehört zu ihren besonderen Werten, daß sie die Aufmerksamkeit binden.

Sodann liegt darin ein wertvoller *Schutz vor Überschwänglichkeiten*. Darüber wäre viel zu sagen; denn es kommt vor, daß man die geprägten Gebetsformulare gerade um dessentwillen kritisiert, was in Wahrheit ihr Vorzug ist: man sagt, sie hemmen den Fluß der Andacht — in Wahrheit ist dieser Fluß oft recht fragwürdig

und bedarf einer Hemmung. Und wie man erwarten konnte, eifern sich gerade solche Personen am meisten gegen Formulare, die mehr als andere der Zucht in ihrem Gebet bedürfen. . Sie sagen: «Wenn jemand ernst bei der Sache ist, wird er leicht Worte finden und braucht keine Vorlage — wenn es ihm nicht ernst ist, hat auch die Vorlage keinen Wert für ihn!» Daß einer, dem es ernst ist, leicht die Worte findet, ist wahr und nicht wahr, je nachdem, was man unter «ernst» versteht. Es ist wahr, daß bei besonderer seelischer Bewegtheit, in Leid oder Freude, in Gewissensnot oder Furcht, unser religiöses Gefühl vorseilt und alles Formelhafte in Worten hinter sich läßt; in solchen Fällen benötigen wir nicht nur keine Vorlagen, sondern es ist vielleicht sogar unmöglich, für solche Gefühlslagen geschriebene Formeln zu fixieren. Denn jeder empfindet auf *seine Weise*, vielleicht nicht zwei empfinden gleich, und es läßt sich nicht vorschreiben, wie man in solchen Zeiten beten solle, so wenig wie man einem sagen könnte, wie er weinen oder lachen soll. Je besser der Mensch ist, um so besser wird er auch in solchen Zeiten der Prüfung beten; und das kann sein Wesen nicht besser machen, du mußt ihn lassen, wie er ist. Wenn trotzdem gute Menschen Gebete für solche Umstände verfaßt haben, so waren solche Vorlagen zweifellos mehr nur Muster und Hilfen, gewissermaßen als Zuspruch zur Beruhigung für das erregte Gemüt gemeint, und nicht als Gebete, die man buchstäblich bis in die Einzelheiten sich zu

eigen machen sollte. Im allgemeinen wird man sagen können, daß Gebetsvorlagen nicht in leidenschaftlich bewegter Sprache abgefaßt sein sollen; sie sollen ruhig, maßvoll und kurz sein. Das Gebet unseres Herrn ist in dieser Hinsicht unser Vorbild. Wie wenig Bitten enthält es! Wie zuchtvoll im Ausdruck, wie ehrfurchtsvoll, und dabei wie tief und leicht faßlich ist es!

Es sei also bereitwillig zugegeben, daß es Zeiten gibt, in denen die innere Bewegung sich nicht in geschriebene Worte zwingen läßt. . Ja, ich möchte sogar meinen, die vorgedruckten Gebetsworte sollten nie den Versuch machen, das leidenschaftlich Flammende nachzuahmen, dem das menschliche Gefühl bisweilen auch in religiösen Menschen in den Wirren dieser Welt ausgesetzt ist — um nicht den Anschein zu erwecken, als solle die Erregung noch gesteigert werden.

Aber damit ist die Frage noch keineswegs geklärt. Wenn es auch Zeiten gibt, in denen das dankerfüllte oder erschütterte Herz durch alle Formen durchbricht, so sind solche Zeiten doch nicht häufig. Erregung ist nicht der normale Zustand des Gemütes, sondern der außergewöhnliche, zu dem es hin und wieder kommen kann. Und mehr, es sollte gar nicht der gewöhnliche Zustand unseres Seelenlebens sein; und wenn wir die Wallungen des Gefühls in uns noch fördern, wenn wir das unaufhörliche Drängen, das Auf und Nieder der Gefühle gewähren lassen und dabei meinen, dies, und dies allein, sei religiöser Eifer, dann schaden wir un-

serer Seele und verletzen gewissermaßen den göttlichen Geist des Friedens, der sein Werk in unseren Herzen schweigend und still vollbringen will. Darum ist es ein besonderer Nutzen der Gebetsvorlagen in den Zeiten, in denen wir ein ernstes religiöses Leben führen — und das sollten wir immer —, daß sie uns vor jenem eigenwilligen «Ernst» bewahren: daß sie die Erregung beschwichtigen, uns beruhigen, uns daran erinnern, was wir sind und wo wir stehen, uns zu einer reineren und klareren Gemütsverfassung führen, zu jener tieferen, ruhigen Liebe zu Gott und Menschen, in der in Wirklichkeit die Erfüllung des Gesetzes und die Vollendung unserer menschlichen Natur beschlossen ist..

Vorlagen sind außerdem nützlich für die *innere Sammlung*, um uns die Anliegen, für die wir beten wollen, sogleich zusammenhängend und in Ordnung zu vergegenwärtigen. Es ist nicht gesagt, daß wir am leichtesten beten, wenn das Herz vom Gedanken an Gott erfüllt und für die Wirklichkeit des Unsichtbaren besonders empfänglich ist; vielmehr, wenn wir von der Größe Gottes ganz durchdrungen sind und unsere unzähligen Nöte am tiefsten empfinden, sind wir am wenigsten fähig, unsere Gedanken in Worte zu fassen. Der Zöllner konnte nur sagen: «Gott, sei mir Sünder gnädig» [Lk 18, 13], und das war für seine *Erhörung* genug. Immerhin war dieses kleine Wort nicht gerade der Ausdruck der «Gabe des Gebetes», jenes Gebetsgeistes, welcher das Vorrecht eines erlösten und gereiften Gotteskindes ist. Wen Christus mit seiner

Gnade erleuchtet hat, der ist Erbe aller Dinge; er nimmt innerlich teil an so vielen Anliegen der Welt, der Bereich seiner geistigen Aufgaben ist nach innen und außen ohne Grenzen.. Die Heiligen sind Fürsprecher am Thron der Gnade, geheime Sachwalter, durch die (und für die) der Liebeswille Gottes seinen Plan vollzieht und die Völker ihrem Gericht entgegenführt. Oder wird persönliche Vergebung und Rechtfertigung, so wunderbar diese Segnungen sind, für heilige Seelen das Höchstmaß ihres Verlangens sein? Dann könnten sie sich allerdings mit dem Gebet des Zöllners begnügen. Aber sind sie nicht aufgefordert, nach *Vollendung* zu streben, den Geist, der ihnen gegeben ist, zu weiten, ihr Herz zu läutern und die menschliche Natur zur Fülle ihrer Möglichkeiten nach dem Bilde des Sohnes Gottes zu erheben? Und wer vermöchte dies alles auf einmal auszudenken? Wessen Geist ist nicht überwältigt von den unermesslichen Gnaden der christlichen Berufung, so daß er immer wieder nach Worten für sein Gebet und seine Fürsprache suchen muß, um seinen Anliegen einigermaßen Ausdruck zu geben. Wer also ohne Plan und Ordnung betet, wird tatsächlich das Vorrecht großenteils brach liegen lassen, das ihm in der Taufe geschenkt wurde.

Und mehr, der Wert von bestimmten Gebetsformen ist noch augenscheinlicher, wenn wir an all die *Aufgaben* denken, die uns *in dieser Welt* obliegen. Die Sorgen und Anliegen des Lebens lasten auf uns in einem Maße, daß wir sie nicht überschauen können.. Und wie kurz

ist die Zeit, die die meisten Menschen dem Gebete widmen! Noch bevor sie sich innerlich gesammelt haben, ist sie wieder vorüber, selbst wenn sie es fertigbrachten, sich von den weltlichen Verstrickungen, die ihnen zusetzen, für einen Augenblick zu lösen. Da sind bestimmte Gebetsformen die gegebene Hilfe für sie. Sie halten für uns das Gebiet besetzt, das uns gehört, damit der Feind nicht eindringe und die Zeit unserer Sammlung störe. .

Der Wert der Gebetsvorlagen wird unschätzbar groß für die vielen, die *in Sünde* fallen, nachdem sie eine Zeitlang ruhig ihres Weges gegangen waren. . Von je haben die Gebete der Kirche ihren Kindern geholfen, sowohl um sie vom Weg des Bösen zurückzuhalten, wie auch, um ihnen für die Zerknirschung des Herzens einen passenden Ausdruck zu geben. Diese und jene Worte und Sätze der kirchlichen Gebetsprache haften in ihrem Geist und werden lebendig in den Augenblicken der Anfechtung und seelischen Not, sie zu überwinden oder sie zu beruhigen. . Und wenn sie die Gnade der Zerknirschung empfangen, welche gute Freunde sind da in ihrer Traurigkeit die Worte, die sie in der Kindheit lernten: wie eine liebevolle Stimme, die ihnen sagen hilft, was sie selbst nicht sagen können, die ihr Gemüt auf die Bilder des Glaubens richtet, die sie vor Augen haben sollten und nicht von selber finden. So treten gewissermaßen die Gebetsformeln mit der Kraft des Tröstergeistes für sie ein, wo die Natur in ihrem Jammer nur seufzen kann. . Was könnte

sie schützen vor aufgeregter Unruhe und übertriebener Angst, ihnen ruhige Kraft verleihen zu einem vertrauensvollen ergebenen Warten auf den Richter, zu einem demütigen, wenn auch noch so armen Bemühen um Gehorsam, wie es dem Reuigen ziemt — als jene scheinbar längst versunkenen Worte, die nun mit der Erinnerung an die reine Jugend wieder in ihrer Seele lebendig werden? . . Das ist die Macht der Gedankenverbindung, daß sie über die schlimmen vergangenen Jahre hinweg das Bild der unschuldigen Kindheit wieder erweckt.

Aber das ist nicht alles, was uns die gebräuchlichen Gebete geben, und nicht nur für reuige Herzen sind sie nützlich. Wenn wir bedenken, wie lange schon diese Gebete in der Andacht *der Kirche Christi* in Übung sind, so liegt darin ein neues Motiv, sie zu lieben und sie zu immer neuer Labung zu gebrauchen. Gewiß, nicht alle empfinden das gleiche, die Geister sind verschieden; aber es gibt wohl nicht viele unter uns, die es nicht als ein heiliges Vorrecht empfänden, unsere Anliegen in jene Worte fassen zu dürfen, die z. B. im Vater Unser der Herr uns selber vorgesprochen hat. Er gab dieses Gebet und gebrauchte es selbst, und ebenso seine Apostel und alle Heiligen nach ihm. Wenn wir in ihren Worten beten, sind wir eins mit ihnen. Wir fühlen uns einem berühmten Mann der Geschichte näher, wenn wir sein Haus, seine Gebrauchsgegenstände, seine Autographen oder Bücher sehen. So bringt uns das Vater Unser dem Herrn und seinen Jüngern aller Zeiten

nahe. Was Wunder, daß fromme Menschen von je dieses Gebet so heilig hielten und daß sie meinten, es nicht genug beten zu können in der Überzeugung, es liege darin ein besonderer Segen? Ja, wir können es nicht zu oft beten. Es ist schon in sich eine Art Begründung, daß Christus uns hört; nicht genug können wir im Geiste bei seinen Bitten verweilen und sie mit Herz und Munde gebrauchen, so oft wir es wiederholen. Und was vom Gebet des Herrn gesagt ist, gilt in gewissem Maße auch von den andern Gebeten, die uns die Kirche lehrt, von den Psalmen, vom Kredo usw.: sie alle sind ehrwürdig durch die Erinnerung an die heiligen Menschen, die sie gebrauchten, die uns vorausgingen und in deren selige Gemeinschaft wir einmal einzugehen hoffen.

PPS I. 19: 244/56; 20: 257/69; vgl. Laros V. 285ff., 295ff. (20. Dezember 1829).

VI

DER CHRISTLICHE CHARAKTER

DER BIBLISCHE CHRIST

Offensichtlich enthält das Neue Testament eine Fülle von Bemerkungen, Anregungen und Beschreibungen über die innere Haltung und Lebensweise eines Schülers Christi, wie man sich einen solchen zur Zeit der Evangelien dachte. Der Begriff eines Christen, wie die Heilige Schrift ihn zeichnet, ist durchaus klar umrissen, und wenn wir überzeugt sein können, uns nach der Schrift eine allgemeine Idee des Juden bilden zu können, so wissen wir noch viel klarer, was ein Christ war. Ob nun die Christen von heute gerade so sein sollen wie die Christen der Urkirche, das ist eine weitere Frage; zuerst gilt es festzustellen, was ein Urchrist nach seiner Beschreibung in der Bibel war., und danach wird noch Zeit genug sein, es auf unser Leben anzuwenden und uns klarzumachen, wie weit heutige Menschen sich nach dem Bilde formen sollen, das ihnen von inspirierter Hand vor Augen gestellt ist.

Zunächst ist es gewiß, daß dieser eine, *bestimmte* christliche Charakter und diese Lebensidee, und nur diese, sowohl unsrem Herrn wie dem Vorläufer, den Aposteln wie den Christen ganz allgemein zugeschrieben wird. Dabei ist natürlich der Herr etwas anderes als der Täufer, und dieser als die Apostel, und diese hinwieder gegenüber den einzelnen Christen. Johannes

trat im Gewand eines Asketen, in einem Kleid von Kamelhaaren auf und nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig; unser Herr aß und trank und lebte mitten unter den Menschen, während Johannes in der Wüste war. Die Apostel verkündeten die Gnade, der Täufer die Buße; die Christen im allgemeinen waren Hörer der Botschaft, nicht Lehrer, auch waren viele Frauen unter ihnen, die als solche vom Herrn wie von Johannes und den Aposteln sich noch mehr unterschieden. Und doch stellen sie alle einen bestimmten Typus von Menschen dar, der sich von den anderen unterscheidet. .

1. Die erste Eigenschaft eines biblischen Christen (wenn ich diesen viel mißbrauchten Ausdruck gebrauchen darf), die sich unserer Beobachtung aufdrängt, ist die *innere Freiheit* von Fesseln und Zielen der Welt. Die Christen leben in dieser Welt, aber sind nicht von der Welt. St. Paulus sagt: «Unser Bürgerrecht ist im Himmel» (Phil 3, 20); mit anderen Worten, der Himmel ist unsere Stadt, unsere Heimat. Wir wissen, was es heißt, ein Bürger dieser Welt zu sein: man hat seine Interessen, Rechte, Privilegien, Pflichten und persönliche Verbindungen in einer bestimmten Stadt oder einem Staat; man ist von ihm abhängig, muß ihn verteidigen und gehört zu ihm. All das gilt vom Christen in bezug auf das Himmelreich. Das Himmelreich ist seine Heimat, nicht die Erde – wenigstens gilt dies von den Christen, wie die Schrift sie zeichnet. «Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die künftige» (Hbr 13, 14).

Darum fügt Paulus dem ersten der angeführten Texte hinzu: «Von dort [vom Himmel] erwarten wir auch den Erlöser, den Herrn Jesus Christus» (Phil 3, 20). Das ist für den Christen bezeichnend; man kann ihn definieren als einen, «der auf Christus wartet», *der nach Christus ausschaut*. Er schaut nicht aus nach Gewinn, Auszeichnung, Macht, Vergnügen, Behagen, sondern er schaut nach dem Erlöser, dem Herrn Jesus Christus aus. . Ob er reich oder arm, hoch oder niedrig sein soll, ist eine zweite Frage, die man gesondert betrachten kann; aber sicher ist ein Urchrist nur der, der allein, welcher sein Lebensziel nicht hienieden hat, der also kein Verlangen hat, in dieser Welt etwas anderes zu sein, als er ist. Seine Gedanken und Ziele richten sich auf die unsichtbare, künftige Welt, und den Geschmack an der zeitlichen hat er nicht mehr. Süß und bitter sind ihm gleich, gemäß der Mahnung des Apostels: «Was droben ist, suchet, nicht was auf Erden ist! Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christus in Gott verborgen. Wenn aber Christus, euer Leben, erscheinen wird, so werdet auch ihr mit ihm in seiner Herrlichkeit erscheinen» (Kol 3, 2ff.). Daraus ergibt sich, wie uns der Herr mit spürbarem Nachdruck mahnt: «Darum wachet, denn ihr wißt nicht, wann der Herr kommt. .» (Mt 24, 42). «Seid nüchtern, wachet und betet!» (1 Ptr 4, 7).

Damit ist auf einen weiteren Charakterzug der ersten Christen hingewiesen, nämlich den *Gebetsgeist*. Sie wußten nicht, zu welcher Stunde

der Herr kommen werde, darum wachten und beteten sie zu jeder Stunde, um nicht in Versuchung zu fallen. «Sie waren fortwährend im Tempel, Gott lobend und preisend» (Lk 24, 53); «sie waren in Gebet und Fürbitte versammelt mit den Frauen» (Apg 1, 14); «sie verharrten einmütig im Tempel, brachen das Brot von Haus zu Haus und genossen Speise mit Fröhlichkeit und Einfalt des Herzens» (2, 46) und so noch an manchen Stellen (2, 1; 3, 1; 10, 1–3; 16, 25; 21, 5). . . Diese Gewohnheit zu beten, dieses immer wiederkehrende Gebet des Morgens, des Mittags, des Abends, ist also nach der Schrift ein christliches Merkmal, und es entspricht dies dem früher angeführten Wort, wonach «unser Bürgerrecht im Himmel ist». Mit andern Worten: keine Schranke, keine Wolke, nichts Irdisches stand zwischen der Seele des Urchristen und seinem Herrn und Erlöser. Er trug Christus in seinem Herzen; darum war alles, was aus seinem Herzen hervorging, seine Gedanken und Worte und sein Tun, von Christus erfüllt. Der Herr war sein Licht, und darum strahlte es aus ihm in die Welt. .

Hier mögen wir wohl beachten, daß die Religion im Herzen beginnt, aber nicht im Herzen endet. Sie beginnt mit der neuen Gesinnung, die sich von der Erde zum Himmel richtet, mit dem Abstreifen und Wegwerfen aller irdischen Zwecke; aber das ist nicht das letzte bei Christen, wie die Schrift sie beschreibt und die nach Christi Gebot geformt sind. Sie sind mit aller Kraft der Seele und allen Fasern des Leibes

etwas Höherem zugewandt: sie sind bei ihm, der in ihrem Herzen wohnt. — So wollen wir denn des weiteren betrachten, wohin dieses innerliche Christentum zielte, oder wie die Christen, die innerlich Bürger des Himmelreichs waren, *zur Welt hin* lebten.

2. Sie waren eine Gemeinschaft von einfältigen, unschuldigen, ernsten, demütigen, geduldigen, sanften, liebevollen Menschen, und wie auf jeder Seite des Neuen Testaments zu sehen ist, ging ihr Interesse nicht auf irdischen Vorteil und weltliche Macht. Es findet sich eine Beschreibung von ihnen zu Beginn der Apostelgeschichte: «Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; keiner betrachtete die Dinge, die er besaß, als sein Eigentum, sondern alles war unter ihnen gemeinsam. . . , noch war jemand unter ihnen, der an etwas Mangel litt; denn wer einen Acker oder ein Haus besaß, verkaufte es und legte den Erlös zu Füßen der Apostel nieder, und er wurde verteilt nach den Bedürfnissen eines jeden» (Apg 4, 32 ff.). Das war natürlich die naheliegende Folge einer tiefen Überzeugung, daß diese Welt nichtig und die andere über alles wichtig ist. Wer einmal begriffen hat, daß er zu den «Mitbürgern der Heiligen und Hausgenossen Gottes» [Eph 2, 19] gehörte, mußte es notwendig in seinem Verhalten zeigen. Unter Verhältnissen wie den ihrigen wären es eitle Worte auf ihren Lippen gewesen, hätten sie von sich gesagt, ihr Bürgerrecht sei im Himmel, und hätten dann doch wie von je gegessen und getrunken und sich benom-

men wie die Kinder der Welt. . «Verkaufet, was ihr habt», hatte der Herr gesagt, «und gebet Almosen! Verschaffet euch Beutel, die nicht alt werden, einen Schatz, den ihr im Himmel behaltet, den kein Dieb stehlen und den die Motten nicht verderben können; denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz. So haltet eure Lenden gegürtet und eure Lichter brennend!» (Lk 12, 15/20; 33/35). . Diese Trennung von der Welt, die nach der Zeichnung Christi und seiner Apostel den Charakter des Christen bestimmt, wird im heiligen Buch an zahllosen Stellen und mit mancherlei Einzelzügen geschildert. «Liebet nicht die Welt noch die Dinge dieser Welt», heißt es bei Johannes (1 Joh 2, 15); «seid nicht dieser Welt gleich, sondern durch die Erneuerung eures Geistes umgewandelt!» (Röm 12, 2); und Paulus bekennt von sich selbst: «. . . Beim Kreuze Christi, durch den mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt gekreuzigt bin» (Gal 6, 14) . .

3. Damit kommen wir zu einem dritten und letzten Merkmal des christlichen Geistes im Neuen Testament, und es folgt notwendig aus den beiden andern. Wenn die ersten Jünger so rückhaltlos die Welt aufgaben und wenn sie dann so ernsthaft und entschieden beim Wort genommen wurden, was, denkst du, mußte sich daraus ergeben, wenn sie ehrliche Menschen und nicht heuchlerisch waren? Daß sie sich freuten, beim Wort genommen zu werden. So ist dies die dritte Begnadung eines Urchristen gewesen: *Freude* in allen Formen, nicht nur des

lauteren Herzens, und nicht nur der reinen Hand, sondern auch des frohen Gesichtes. Freude in allen Formen, sage ich, weil echte Freude gar viele Gnadengaben einschließt: Frohe Menschen sind liebevoll, sie vergeben gern und sind freigebig. Ist es christliche Freude, die veredelte Freude der Zuchtvollen oder auch Heimgesuchten und Verfolgten, so macht sie die Menschen friedlich, heiter, dankbar, liebenswürdig, herzlich, sanft, umgänglich, vertrauensvoll; sie ist gewinnend, rücksichtsvoll und von rührender Zartheit. All das waren die Christen des Neuen Testaments, denn sie besaßen, was sie ersuchten. Sie hatten verlangt, das Reich der Welt mit all seinem Pomp der Liebe Christi zum Opfer zu bringen, den sie gesehen und geliebt, an den sie geglaubt und dem sie ihr Herz gegeben hatten; und als ihr Wunsch erfüllt war, was konnten sie da anders als «sich freuen und frohlocken», im Bewußtsein, daß «euer Lohn im Himmel groß ist» (Lk 6, 23)? . . Der Herr hatte ihnen gesagt: «Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebt» [Joh 13, 35]. «Meinen Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und lasse sich nicht erschrecken» (Joh 14, 27).

¶ Oder erwägen wir, wie das besondere Gebet, das der Herr uns lehrte, das Muster jeden Gebetes, mit dieser Idee des Christen übereinstimmt. Von seinen sieben Bitten beziehen sich

drei auf den allmächtigen Gott und vier auf den Bittenden selbst; könnte man bessere Worte finden, um sie in ein Gebet für Pilger in dieser Welt zusammenzufassen? Oft sagen die Leute, der wahre Gottesdienst bestehe darin, daß man dem Menschen diene, als bestünde die Religion lediglich darin, daß wir unsere soziale Rolle leidlich gut spielten, und nicht in unmittelbarem Glauben, Gehorsam und Anbetung Gottes. Wie anders ist der Geist des Vater Unser! Inmitten des Bösen, zwischen Feinden und Verfolgern, mit Anfechtungen vor Augen, mit dem Zureichenden gerade für heute, mit dem Bewußtsein der Schuld, die man zu sühnen hat: *Gottes* Wille im Herzen und Gottes Name auf den Lippen und Gottes Reich in der Hoffnung —: das ist das Bild eines Christen, das sich diesem Gebet entnehmen läßt. Welche Einfachheit, welche Größe, welche klare Bestimmtheit! Und wie stimmt das alles zu dem, was wir sonst in der Schrift vom Christen lesen können! . .

Und nun versuchen wir, dieses Vorbild auf uns selber anzuwenden. Wir wissen es wohl, wir wissen es nur zu gut, daß solche Mahnungen und Beispiele nicht unmittelbar auf jeden einzelnen von uns anzuwenden sind; wir sind nicht persönlich verpflichtet, die Welt in einer so buchstäblichen Hingabe preiszugeben [wie die Jünger der engeren Nachfolge]. Die Geschichte von Ananias und Saphira genügt, uns dies zu zeigen. Ihre Sünde lag darin, daß sie vorgaben, etwas zu tun, was sie nicht hätten tun müssen; sie leisteten *angeblich* einen freien Verzicht, den

sie in Wahrheit nicht leisteten. . Dies wirft Petrus ihnen vor: «War es zuvor nicht euer eigen, und war es nicht, nachdem es verkauft war, noch immer in eurer Gewalt?» [Apg 5, 4]. Eine furchtbare Warnung für jeden, keine größere Heiligkeit oder Selbstverleugnung zur Schau zu stellen, als man wirklich anstrebt. Zugleich aber auch ein Beweis, daß die großen Verzichtleistungen, von denen die Bibel spricht, nicht alle Christen verpflichten. . . Freilich, ob schon es freiwillig ist, kannst du doch dazu berufen sein, und es kann deine Pflicht sein, diesen verdienstvollen Weg zu gehen.

Subj. Day 19: 276–92; vgl. Laros V. 204ff. (5. oder 12. Februar 1843).

CHRISTLICHES SELBSTGEFÜHL

Als der Erlöser von seinen Jüngernchied, sagte er ihnen, er werde wiederkommen, und ihre Trauer werde sich in Freude verwandeln (Joh 14, 18f.; 16, 20f.). Er ging von ihnen, aber sie sollten ihn sehen, wenngleich die Welt ihn nicht sehen konnte; denn sie würden die gesegnete Gegenwart Dessen genießen, der ihm gleich und eins in ihm ist und also sie mit ihm vereinen würde: die dritte Person der ewigen Dreifaltigkeit, der Heilige Geist.

Er sagte, er werde nach seinem Heimgang wiederkommen. Der Geist kam, und sein Kommen war in Wahrheit ein Kommen Christi. . . Aber der Trost, den ihnen der Heilige Geist brachte, war verschieden von dem, den sie von

Christus empfangen hatten, so wie die Ermunterung und Belohnung für Kinder anders ist als die Art, wie man Erwachsene ermuntert und zur Erfüllung schwieriger Pflichten anspornt. . Und wenn wir uns auf Christi Wiederkommen freuen, so ist es nicht die Freude von unbeschwerten Kinderherzen, die dem Augenblick leben, sondern der besinnliche Frohsinn von Erwachsenen, die ihre Sorgen und Schwierigkeiten haben, sich auf Gefahren gefaßt machen müssen und nach den Worten des heiligen Johannes wissen, daß «die Welt im Argen liegt» und daß der «Sohn Gottes gekommen ist und uns Einsicht verliehen hat, den Wahrhaftigen zu erkennen», seine Hoheit und Macht zu erfahren (1 Joh 5, 19).

So ist denn das Verhältnis der Apostel zum verklärten Herrn ein anderes, als es vorher gewesen war, als sie dem Irdischen folgten; und der Grund ist eben der Heilige Geist. Wohl harrten sie seiner in Hoffnung auf seinen Frieden, «nicht wie die Welt ihn gibt» (Joh 14,27), und wenn sie diesen auch immer genossen, so zeigt uns ihre Geschichte doch, daß sie seine neue Gegenwart fürchteten, während sie sich ihrer erfreuten. . Darum spricht Paulus: «wirkt euer Heil mit Furcht und Zittern» (Phil 2, 12) und «betrübet nicht den Heiligen Geist» (Eph 4, 30): «Wißt ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?» (1 Kor 3, 16). .

Diese wichtige Wahrheit ist der ganzen heiligen Schule der Jüngerschaft Christi aufge-

prägt, welche die Kirche ihren Kindern bietet. Seit der Herr zum Himmel aufgefahren ist, ist anstelle der unmittelbaren Zwiesprache eine Haltung getreten, die sich in teierlichen Riten kundgibt, anstelle des vertrauten Umgangs geheimnisvolle sakramentale Zeichen, anstelle von Fragen und Antworten schweigender Gehorsam. . Derselbe, der einst seinen Meister beiseite genommen und zur Rede gestellt hatte [Mt 16, 22], wagte nach der Auferstehung nicht, ihn anzureden, als er ihn sah und erkannte [Joh 21, 12]; der beim Abendmahl an seiner Brust gelegen hatte, fiel wie tot zu seinen Füßen nieder [Geh Offb 1, 17]. Und wie die Art seines Kommens neu war, so auch seine Gabe. Es war «der Friede», aber ein neuer Friede, «nicht wie die Welt ihn gibt», nicht das Frohlocken der Jugend, die leichtherzige, einfache, rasche und flüchtige Freude, sondern ein ernster, ruhiger, bleibender Trost, voll Ehrfurcht und tiefer Innerlichkeit.

Je tiefer und mächtiger die Empfindungen des Christen sind, je eifriger sein Streben, je herrlicher sein geistiges Schauen, um so ehrfürchtiger, zuchtvoller und abgeklärter muß seine Gottesverehrung und sein religiöses Zeugnis sein. Wer war so trunken von Gottesliebe, wer so überwältigt vom göttlichen Geist wie Sankt Johannes? Und doch, wessen Sprache kann gemessener und würdiger sein als die seine, da er sagt: «Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, da wir Kinder Gottes heißen und sind! . . Wenn er erscheinen wird, werden

wir ihm ähnlich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist» (1 Joh 3, 1f.). Oder wer hatte einen so flammenden Eifer wie Sankt Paulus? Und doch, höre seine Mahnungen an die Geistigen von Korinth: «Alles geschehe zur Erbauung . . . die Geister der Propheten seien in der Gewalt der Propheten; denn Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens» (1 Kor 14, 26. 32)..

Wenn schon zu der Zeit, als die Kinder der Verheißung noch «unmündig» waren [Gal 4, 1–33] . . . ein ernster und nüchterner Sinn zu bemerken war, so ist die Wesensart der Kirche Christi noch viel erhabener und himmlischer, würdig, hoheitsvoll, ruhig und ohne Unordnung. Es ist die seelische Haltung, die vom göttlichen Tröster gegeben ist, der uns beisteht und stärkt und uns über uns selbst erhöht. . . Wenn religiöse Menschen erkennen, was Großes für sie geschah, wird ihr Bewußtsein naturgemäß gesteigert. Man weiß, wie Stellung und Verantwortung schon in irdischen Dingen die Menschen ändert; sie werden ernster, behutsamer, gemessener, vernünftiger, entschiedener; sie fürchten sich vor Mißgriffen und wagen doch mehr, weil sie sich des Rechtes, der Vollmacht und der Gelegenheit zu großen Möglichkeiten bewußt sind. So muß auch der Christ, ganz abgesehen von der Wirkung der himmlischen Gnade, schon durch das Bewußtsein seines Standes vom Kindhaften zur Reife übergehen, wenn er einmal seine Begnadung erkannt hat. Je tiefer er die ihm zu teil gewordene Gabe er-

kennt und um sie besorgt ist, um so mehr hat er Ehrfurcht vor sich selbst, einfach, weil er seine Verantwortung spürt.

Erwägen wir nur die Sprache, in der uns der Herr und seine Apostel die Begnadung vor Augen stellen: «Wenn jemand mich liebt, so wird er mein Wort halten, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen» (Joh 14, 23). Sankt Paulus sagt: «Ihr seid Tempel des lebendigen Gottes, wie Gott selbst gesprochen hat: Ich will in ihnen wohnen und unter ihnen wandeln» (2 Kor 6, 15). . . Bei Johannes³ lesen wir: «Wer immer bekennt, daß Jesus der Sohn Gottes ist, in dem wohnt Gott, und der ist in Gott» (1 Joh 4, 15). Ist es nicht naturgemäß, daß die hier ausgesprochene Lehre den Christen unermesslich über sich selbst erheben wird, und ohne seine Demut zu beeinträchtigen, sie nur vertieft? Da liegt der Grund, weshalb er die irdischen Dinge als gering, unwichtig und keines leidenschaftlichen Interesses würdig erachtet und seine Seele vor den natürlichen Unruhen und Aufregungen bewahrt. . . Christen ziemt es, im Lichte zu wandeln als Kinder des Lichts, ihr Herz zu erheben und nach dem auszuschaun, der ging, um wieder zu ihnen zurückzukehren.

Aus demselben Grunde wird vom Christen verlangt, daß er dasjenige, was die Menschen im allgemeinen erstreben: Geld, Aufwand, Glanz, Volksgunst und Macht, geringschätzt. Die Geringschätzung der Welt Dinge brachte den Urchristen den Vorwurf der Gleichgültig-

keit ein. Ihre heidnischen Feinde hatten recht: sie waren uninteressiert und gelassen gegenüber zeitlichen Dingen. Wenn die Güter der Welt an ihrem Wege lagen, waren sie nicht verpflichtet, sie auszuschlagen, und sie verwehrten es anderen Menschen nicht, sie in religiösem Geist zu benutzen; aber für ihr Empfinden waren es Eitelkeiten, Kinderspiele, die für ernste Menschen nicht mehr in Betracht kommen. St. Paulus äußert solche Gefühle sogar im Hinblick auf irdische Berufe und Stände im allgemeinen: wie er gerade darauf zu sprechen kommt, bricht er wie ungeduldig über die vielen darauf verschwendeten Worte plötzlich ab und sagt: «Aber das sage ich euch, meine Brüder: die Zeit ist kurz!» [1 Kor 7, 29].

Die Unruhen des Lebens werden den Christen um so weniger berühren, je mehr unter dem Einfluß des Heiligen Geistes das Bewußtsein der Begnadung in ihm wächst; und selbst wenn er verfolgt wird, um einen äußersten Fall anzunehmen, sagt er sich im Wissen um die Gegenwart Gottes in seinem Innern, daß er erhaben ist über jene, die eine Zeitlang Gewalt über ihn haben. Oder ist das nicht das Erleben, welches die Martyrer und Bekenner oft bekundet haben? Darum wird er unter allen Verhältnissen ruhig und gesammelt sein. Kränkungen bedeuten ihm nichts: er kann sie vergessen, weil er sie verachtet; er hat keine Angst, weil er Gott mehr fürchtet als Menschen; er steht fest und beharrlich im Glauben, weil er «den Unsichtbaren schaut» [Hbr 11, 27]; er ist nicht ungeduldig,

weil er keinen Eigenwillen hat, nicht enttäuscht, weil er nichts erwartet, nicht sorgenvoll, weil er nichts fürchtet, nicht geblendet, weil er keinen Ehrgeiz hat, unbestechlich, weil er keine persönlichen Wünsche hat.

Noch mehr, erwägen wir auch, daß all diese GeistesgröÙe, die in jeder anderen Religion in Hochmut zu entarten pflegt, für Gläubige des Evangeliums vereinbar, ja innigst verbunden ist mit der tiefsten Demut. Gewiß können die erhabenen Vorrechte des Christen einen gewöhnlichen Menschen zu dünkelfhaften Gefühlen versuchen; aber das kann nur solchen widerfahren, die ihre Gnadenvorzüge sich selbst zuschreiben, wozu sie allerdings kein Recht besitzen. Die Gabe des Geistes verlangt Ehrfurcht, Ehrerbietung und heilige Furcht. . Wer sich der Begnadung rühmen wollte, hätte sogar das Abc des Evangeliums vergessen. ., und sollte er wirklich Gutes tun – «Was hast du, was du nicht empfangen hättest?» [1 Kor 4, 7]. . Das Selbstgefühl des Christen ist somit kein persönliches, ichsüchtiges Gefühl, sondern die Wurzel treuer Hingabe und Ehrfurcht zum göttlichen Meister, der uns mit seiner herablassenden Güte begnadet hat. Sein Tun hat deshalb nichts Ungestümes, sondern ist beherrscht und scheu, weil er weiß, daß Gottes Auge auf ihm ruht, daß Gottes Hand auf ihm liegt und Gottes Stimme in seinem Innern spricht. Bei all seinem Tun und Lassen vergegenwärtigt er sich, daß der Allwissende, der ihn führt, auch sein künftiger Richter ist. . Auf seiner Erinnerung liegt

das Wissen um seine vergangene Schwäche und Schuld; er sagt sich, daß sein bisheriges Leben ihm mehr Grund zu Trauer und Zerknirschung gibt als zu Jubel. .

Freilich, wie unwirklich sind solche Betrachtungen in einer Zeit, in der ihnen weder in uns selbst noch im Umkreis der Kirche eine volle Wirklichkeit entspricht! . . Aber vielleicht wird das, was für die Menge umsonst gesagt ist, einzelnen etwas zu sagen haben, und was heute verloren ist, kann morgen wiederkehren. ., oder was in einem die Kraft des Herzens nicht vermag, hinterläßt vielleicht doch einen Wunsch. Es soll uns nicht verdrießen zu reden, ob man uns höre oder sich abwende, denn wir wissen: «Wer auf den Wind wartet, wird niemals säen, und wer den Wolken nachschaut, wird niemals ernten» (Pr 11, 4).

Subj. Day 11: 137/49; vgl. Laros V. 121 ff. (22. Mai 1831).

GEISTESREIFE UND GEISTESENGE

«Der geistige Mensch beurteilt alles, er selbst aber wird von niemand beurteilt» (1 Kor 2, 15). Die Gabe, die nach dem Apostel eine so hohe Auszeichnung besitzt, ist die christliche Weisheit, und ihr Geber ist Gott der Heilige Geist. «Wir reden Weisheit unter Vollkommenen», hatte Paulus kurz vorher gesagt, «aber nicht Weisheit dieser Welt. ., sondern Gottes Weisheit, geheimnisvoll, ja verborgen». Und nachdem er die himmlischen Wahrheiten angeführt

hat, welche die Weisheit schaut, fügt er bei: «Gott hat sie uns kundgetan durch seinen Geist. .; wir haben nicht den Geist dieser Welt empfangen, sondern den Geist aus Gott.»

Nach Paulus besteht ein Unterschied zwischen Weisheit und Glaube: «Wir lehren Weisheit für die Vollkommenen». Danach gehört die Weisheit einer höheren Stufe an, besonders Verkündern des Evangeliums, während Glaube die grundlegende Gnade ist, die alle nötig haben, besonders auch die Hörer. . Auch im Evangelium vom Pfingstsonntag ist von der Gabe der Weisheit die Rede, wenn Christus verheißt, der Tröster werde die Apostel «alles lehren und sie an alles erinnern», was er ihnen gesagt habe» [Joh 14, 26]; ebenso im Wort des heiligen Paulus: «Im Bösen sollt ihr Kinder sein, im Verständnis aber Männer» [1 Kor 14, 20].

Eine besondere Reife des Urteils, die der *Philosophie oder Lebensweisheit verwandt* ist, ist bei Paulus und Johannes in ihren Mahnungen gemeint, wenn sie sagen: «Prüfet alles, was gut ist, behaltet!» (1 Thess 5, 21), und «Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!» [1 Joh 4, 1]. . . Andererseits ist auch von Äußerungen des geistigen Lebens die Rede, die dem *Glauben* ähnlich sind, sofern sie es nicht mit dem forschenden Verstand oder mit Erörterungen zu tun haben; so wenn der Herr spricht: «Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. ., und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm neh-

men» (Joh 14, 21 ff.). . Wenn ich im folgenden das Wesen der christlichen Weisheit als einer vom Glauben verschiedenen Fähigkeit oder Begabung des Geistes, als reife Frucht der Vernunft, beleuchten will, die fast der philosophischen Weisheit entspricht, so soll man nicht meinen, ich wolle ihr übernatürliches Wesen und ihren göttlichen Ursprung bestreiten. Der allmächtige Gott bewegt uns und wirkt in uns durch unsere natürlichen Fähigkeiten, nicht ohne sie oder trotz ihrer. Wie wir im Sündenfall nicht andere Wesen wurden als vorher, sondern nur Gaben verloren, die zu unserem natürlichen, geschaffenen Wesen hinzukamen, so verlieren wir auch im Zeichen des Evangeliums nichts von der angeborenen Natur, sondern erhalten das Verlorene zurück. Wir sind, was wir waren, und noch etwas dazu. Und was vom Wirken Gottes in unserem Geist im allgemeinen gilt, gilt im besonderen von den vernünftigen Fähigkeiten. . Sowohl Glaube wie Weisheit, die grundlegende und die vollendende Gabe des Geistes, sind intellektuelle Fähigkeiten, die eine Vernunftbetätigung einschließen. ., und es ist keine Herabsetzung des göttlichen Ursprungs der Weisheit, wenn wir sie von ihrer menschlichen Seite her betrachten, um zu zeigen, welches ihr Wesen, ihre Nachbildungen und Verbildungen sind. .

Die Worte *Philosophie*, philosophischer Geist, *Bereicherung und Weitung des Geistes*, aufgeklärte Anschauung, weise und umfassende Sicht der Dinge und dergleichen kommen in der heutigen

Literatur bekanntlich häufig vor und bedeuten ziemlich dasselbe. . Wenn z. B. jemand, dessen Erfahrungskreis bisher auf unsere ruhige, einfache Landschaft begrenzt war, in Gegenden unserer Heimat oder des Auslands kommt, wo die Natur wildere und gewaltigere Formen zeigt, besonders im Gebirge, oder wenn einer vom stillen Dorf zum erstenmal in die Großstadt kommt, wird er das lebhafte Gefühl einer Bereicherung und Weitung des Geistes haben. . Oder das Studium der Geschichte und Belesenheit im allgemeinen, Bildung mit einem Wort, bringt nach allgemeiner Ansicht eine geistige Aufklärung und Weitung des Horizonts mit sich, während Unwissenheit als Enge des Gesichtskreises und Verkümmern der Geisteskraft empfunden wird. . Sogar die Sünde bringt ihre eigene Weitung des Geistes mit sich; das war es, wonach Eva in der Versuchung begehrte, und das erfuhr sie dann; und vielleicht ist dies bei gewissen Sünden, zu denen besonders die reife Jugend versucht ist, ihr großer Anreiz und ihre Befriedigung. Sie erregen die Neugier der Unschuld und betören die Vorstellungskraft der armen Opfer, vor deren Auge sich scheinbar eine neue Welt auftut, von der aus sie nachher auf ihre frühere Unschuld mit einer Art Mitleid und Verachtung zurückschauen, als wäre sie unter der Würde des Menschen.

Andererseits hat auch *die Religion ihre eigene Bereicherung und Weitung* des geistigen Lebens. Man hat oft bemerkt, daß auch Menschen ohne höhere Bildung, die früher leichtfertig hinlebten,

bei ihrer Zuwendung zu Gott anfangen, in ihr eigenes Innere zu schauen, ihr Herz zu ordnen, ihre Lebensführung zu veredeln und das Wort Gottes zu überdenken. Da scheint in ihrem geistigen Leben etwas Neues zu werden. Früher nahmen sie die Dinge, wie sie kamen, und schenken dem einen nicht mehr Beachtung als dem andern; jetzt aber hat alles, was ihnen begegnet, eine Bedeutung für sie; sie bilden sich ihr eigenes Werturteil über alles, was sie erleben. . . Und wenn jemand früher nichts Besseres kannte als z. B. die Glaubenslehre einer sektiererischen Richtung und dann auf einmal in die Theologie der alten Kirche eindringt, so wird ihm zumute wie einem, der eine große Bereicherung und Weitung des Horizonts erlebt: Lehren, die ihm bisher ganz unbekannt waren, Lebensauffassungen, Ideen, Grundsätze und Ziele ganz neuer Art gehen ihm auf.

Solche Beispiele zeigen gewiß, daß dasjenige, was man unter Philosophie, Weisheit, Bereicherung des Geistes versteht, eng zusammenhängt mit Erwerb von Kenntnissen, und die Heilige Schrift scheint dasselbe zu sagen. So heißt es von Salomon: «Gott verlieh ihm Weisheit und Verständnis in reichem Maße und eine Weite des Herzens wie die Sandküste des Meeres» [3 Kön 4, 20]. . . Und wo Paulus von der Weisheit der Vollkommenen spricht, bezeichnet er sie als eine Offenbarung, ein Wissen vom Göttlichen, wie es der natürliche Mensch nicht «erkennt» [1 Kor 2, 8]; an anderer Stelle betet er im Hinblick auf dieselbe Weisheit, seine Brüder

möchten «mit allen Heiligen begreifen die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe der Liebe Christi, die alles Erkennen übersteigt, damit sie erfüllt werden mit der ganzen Fülle Gottes» [Eph 3, 19].

Nun braucht man aber nur wenig nachzudenken, um zu erkennen, daß Wissen an sich, gleich viel welcher Art es sei, so sehr es eine Bedingung geistiger Bereicherung und Weitung ist, doch nicht eigentlich das Weitende ist; vielmehr zeigen die erwähnten Beispiele, daß die Weitung in der *Zusammenschau* der verschiedenen Wissensgegenstände besteht. . . und diese beruht nicht einfachhin in der Erkenntnis der vielen einzelnen Dinge, sondern ihrer gegenseitigen Beziehung; sie ist zusammenhängendes, *lebendiges* Wissen.

Philosophie ist Betätigung der Vernunft an Wissensgegenständen. . . Verständnis der Dinge in ihrer gegenseitigen Beziehung, bis das Ganze in der Anschauung zu einem geistigen Kosmos wird. . . Die Philosophie kann deshalb nicht partiisch, einseitig, ungestüm sein, sie kennt nicht Überraschung noch Furcht, sie verliert nicht ihr Gleichgewicht, sie gerät nicht in Verlegenheit, sie kann nur geduldig, gesammelt und von majestätischer Ruhe sein; denn sie sieht das Ganze in jedem Teil und das Ende in jedem Anfang. . . Und so ist die heilige Weisheit, die klare, ruhige, deutliche Schau und Erfassung des ganzen Verlaufes und der Vollendung des Werkes Gottes; und wenn auch nur jener sie in ganzer Fülle besitzt, der «alles erforscht, sogar die Tiefen Got-

tes» [1 Kor 2, 10], so sind sie uns doch in gewissem Maße «durch den Geist geoffenbart»; und so erfüllt sich in etwa das Wort, wonach «der geistige Mensch alles beurteilt, selbst aber von niemand beurteilt wird». . Das ist das Wunder der Pfingstgabe, durch die wir «die Salbung des Allheiligen haben und alles wissen» [1 Joh 2, 20]. .

Philosophie ist Gebrauch der Vernunft; ihrer systematischen Zusammenschau weihte sich Newtons Geist, ebenso Butler¹, die alten Väter der katholischen Kirche und auf ihre Weise auch die berühmten Denker des Mittelalters, die den christlichen Glauben in ein denkerisches System brachten: Athanasius, Augustinus, Thomas von Aquin. Wo aber der Verstand weit über das Wißbare hinausgeht, wo das Wissen begrenzt, die Vernunft aber rege ist, wo man wenig feststehende Wahrheiten besitzt, aber Gedankenspekulationen im Überfluß entwickelt, da ist die *Neigung zum Systematisieren fragwürdig* und kann sogar gefährlich sein. In solchen Fällen ist Vorsicht, Mißtrauen sich selbst gegenüber, stete Furcht vor kühnen Mutmaßungen, vor Paradoxien und unwirklichen Aussagen angebracht, um die Schlußfolgerungen in den Grenzen der Nüchternheit zu halten. .

Es ist ein Gesetz des menschlichen Geistes, daß er alles stets auf dieselbe Weise tut. Nur schwer ändert er seinen Gang, und sich selbst

¹ Jos. Butler († 1752), bedeutender anglikanischer Theologe, dessen Hauptwerk «*Analogy of Religion*» auf Newman einen tiefen Einfluß hatte.

überlassen, kommt es zu einem mechanischen, unlebendigen Denken. . Nicht nur unsere Gesichtszüge und unsere Gestalt bleiben sich Tag für Tag gleich, sondern wir sprechen auch im selben Ton, bewegen uns in denselben Gedankengängen und Sätzen, zeigen stets unsere charakteristische Haltung und gehen im selben Schritt voran wie gestern. . Bestimmte Methoden empfehlen sich uns von selbst und sind uns in mancher Hinsicht hilfreich, auch angenehm bis zu gewissem Punkte und in vieler Hinsicht durchaus notwendig. Selbst Skeptiker können nichts ohne elementare Prinzipien beginnen. . Liberale Theologen bekennen sich zwar zu einer freundlichen Duldsamkeit gegenüber jeder Lehre, erklären es aber für eine Ketzerei, sich ihrem Grundsatz der Weitherzigkeit zu widersetzen; und alle, die eine Verfolgung religiöser Ansichten verwerfen, verfolgen selbst, um der Behauptung ihres Standpunktes willen, alle, die eine bestimmte Überzeugung vertreten. . So ist dasjenige, was man in gehässigem Sinne «Dogmatismus», und «System» nennt, auf die eine oder andere Weise, und nur nach Graden verschieden, dem Menscheng Geist beinahe notwendig: wir können sonst nicht urteilen, fühlen, nicht handeln. . Ehe der Geist auf Grundsätze verzichtet, wird er solche aufs Geratewohl übernehmen, wo er sie bekommt, und möchten sie auch fehlerhaft oder ungewiß sein. — Das haben Weisheit, Bigotterie und Glaube gemein. Von einem Grundsatz leben sie alle; aber die *Weisheit* ist Anwendung von richtigen Grundsätzen auf

ziger oder bigotter Geister schon bei den nächsten Grenzen am Ende angelangt. . ; ihr Bett ist kürzer, als daß sich ein Mensch darauf ausstrecken könnte, die Decke zu kurz, als daß man sich darein hüllen könnte. Und was soll da mit jenen noch unbesetzten Weiten geschehen? Ihre Erforschung muß folgerichtig verboten, oder ihr Dasein einfach gelegnet werden! So gibt es heute neue Wissenschaftszweige, besonders naturwissenschaftliche, auf die man allgemein mit Angst sieht, weil man das Gefühl hat, die bisherigen Ansichten entsprechen ihnen nicht mehr, obschon man weiß, daß es in Wirklichkeit keine Wahrheit außerhalb des Christentums geben kann. .

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn Menschen mit engen Ansichten durch die Schwierigkeiten ihrer Position oft verwirrt werden und in ihrem Schrecken aus den Fugen geraten. Was sie noch nicht wußten, oder wenn auch gewußt, noch nicht recht erwogen hatten, beschwert plötzlich ihr Bewußtsein. Da werden sie ungeduldig, weil ihre Beweise nicht besser überzeugen, und sie versuchen, sich mit Gewalt den Einwendungen zu entziehen. Sie schauen nach neuen Beweisen aus, wobei sie der Heiligen Schrift oder der Geschichte Gewalt antun. Sie zeigen ein geheimes Mißtrauen gegen die Wahrheit ihrer eigenen Grundsätze und erschrecken vor einer anscheinenden Niederlage ihrer Prinzipien oder vor gelegentlichen Zweifeln an ihnen. Sie erheben Geschrei und vergessen dabei, daß der Ausgang

aller Dinge und der Erfolg ihrer Sache (*wenn* sie das ist, wofür sie sie halten), durch göttliche Verheißung besiegelt und gesichert ist. .

Möge es stets unser Gebet und unser Streben sein, den vollen Ratschluß Gottes zu erkennen und zu jener Fülle Christi zu wachsen, in der alles Vorurteil, alles Selbstvertrauen, alle Hohlheit, alles Unwirkliche, Rechthaberische und Parteische von uns abfällt unter dem Licht der Weisheit und dem Feuer des Glaubens und der Liebe — bis wir sehen, wie Gott sieht, im Urteil seines Geistes und gemäß dem Geiste Christi.

Oxf. Univ. Sermon. 14: 268/311; vgl. Laros II. 200ff. (1. Juni 1841).

GLEICHMUT

«Freut euch im Herrn allzeit. . , laßt alle Menschen eure Mäßigung erfahren: der Herr ist nahe! Macht euch keinerlei Sorgen, bringt in jedem Gebet und Flehen eure Danksagung zu Gott: dann wird der Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt, eure Herzen und euren Sinn bewahren in Christus Jesus» (Phil 4, 4—7). Das ist ein so klar umrissenes und vollständiges Bild des christlichen Charakters, daß sich eine Betrachtung darüber nahelegt. .

Vielleicht ist nichts so bemerkenswert wie die Tatsache, daß ein Apostel, ein Mann des harten Einsatzes bis aufs Blut, ein Kämpfer mit unsichtbaren Mächten, «ein Schauspiel für Menschen und Engel» [1 Kor 4, 10], und mehr, daß

ein Paulus, dessen natürliche Wesensart so feurig, so streng, so leidenschaftlich war, — nichts ist so überraschend und bezeichnend, sage ich, — als daß gerade dieser Paulus uns ein solches Bild des christlichen Ideals entworfen hat. Es wäre nichts Auffallendes, es *ist* nichts Auffallendes, wenn Autoren *unserer* Tage [1839!] bei der Zeichnung der christlichen Seelenhaltung von Frieden, Ruhe, gelassener Sinnesart und liebenswürdiger Milde sprechen. Aber bedenken wir: Paulus, von Geburt Jude, von Erziehung pharisäischer Geistesrichtung, schrieb zu einer Zeit, da Christen, wenn je, in intensiver und unaufhörlicher Gemütsregung lebten. Verfolgungen und Gerüchte von Verfolgungen von allen Seiten; ihre Umgebung anscheinend in beständigem Aufruhr; noch nichts war damals gefestigt; noch stand keine Kirche, um Gläubigen Trost zu bieten; noch gab es keine regelmäßige Ordnung des liturgischen Jahres zu weiser Führung, keine Heimstätten zu gastlicher Aufnahme der Brüder. Bedenken wir ferner: das Evangelium ist voll von erhabenen, edlen, die Vorstellungskraft begeisternden Leitgedanken und Motiven und von tiefen Mysterien; und mehr, auch das Thema, das der Apostel immer wieder in seinen Mahnungen einflucht, ist etwas so Ernstes, Tiefbewegendes wie das nahe Kommen des Herrn. Wahrlich denkwürdig genug, daß der Verfasser in solcher Zeit, unter solchen Umständen und bei solcher Zukunftserwartung ein Bild des Christenmenschen zeichnen kann, so völlig frei von

allem unruhig Flackernden oder Krampfhaften, so voller Ruhe, so friedlich und gelassen, als schriebe der große Apostel in einem Kloster der Wüste oder im Hause eines Landpfarrers. Das ist gewißlich der Finger Gottes. Da zeigt sich zum Greifen der übernatürliche Einfluß, der das Gemüt von äußeren Zufälligkeiten unabhängig macht. — Das ist ein erster Gedanke, der sich uns aufdrängt.

Und der zweite ist der: Welche Tiefe, welcher Adel des Herzens eignet dem wahren christlichen Geist! Wie schwer ist es, ihn zu fassen, wie mühevoll, ihn zu umspannen, wie unmöglich, ihn auszuschöpfen! Wer möchte solchen Sinn für Maß, solchen Gleichmut von dem glühenden Völkerapostel erwarten? Wir wußten schon, ein Paulus vermag Großes; er konnte dulden und Taten vollbringen, konnte predigen und bekennen, konnte das Höchste und das Gewöhnlichste — aber wir hätten uns vorgestellt, mit alledem sei nach seiner Auffassung auch die Grenze und Vollendung der christlichen Wesensart bezeichnet, und für Gefühle, wie sie im einleitenden Text beschrieben sind, sei bei ihm kein Raum. Und doch ist derjenige, der «mehr arbeitete als alle», die seine Brüder waren [1 Kor 15, 10], nicht weniger das Muster der Einfalt, Sanftmut, Milde, des dankbaren und frohen Gemütes. Diese Züge sind für St. Paulus geradezu bezeichnend, und er kommt in seinen Briefen häufig darauf zu sprechen, z. B.: «Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet es mit den Kleinen» (Röm 12, 16); «haltet euch

selbst nicht für weise» (l. c. 17); «befeißigt euch des Guten nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen» (l. c. 18); «soweit es möglich ist, und es auf euch ankommt, haltet Frieden mit jedermann!» (Röm 12, 18).. All das ließe fast einen gewöhnlichen Menschen vermuten. Da ist alles so gesetzt, so ruhig, so anspruchslos, so familiär; kaum etwas Auffallendes, Außergewöhnliches ist da gesagt; die Welt scheint ihn nicht zu kümmern; nichts Aufregendes — die Einfachheit selbst..

Erwägen wir noch etwas näher das Eigentümliche dieser Gemütsverfassung, und worauf sie beruht. Es scheint mir vor allem im folgenden zu liegen: Der Herr ist nahe, hier ist nicht unsere Ruhe, hier nicht unsere bleibende Stätte — lebt also als Menschen, die sich nicht hier daheim wissen!.. Um auf einzelnes einzugehen:

1. «Macht euch *keinerlei Sorgen!*» Damit spricht er dasselbe aus wie Petrus: «Werfet alle eure Sorgen auf ihn!» (1 Ptr 5, 7), oder wie der Herr sagt: «Sorget euch nicht ängstlich um den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen» (Mt 6, 34). Das ist natürlich die Geistesverfassung, die sich unmittelbar aus dem Glauben ergibt, daß «der Herr nahe ist». Denn wer möchte sich heute um einen Gewinn oder Verlust quälen, wenn er sicher wüßte, daß Christus morgen erscheinen wird? Niemand. Nun wohl, der wahre Christ fühlt gerade so, wie er fühlen würde, wenn er sicher wüßte, daß Christus morgen kommt; denn er weiß sicher, daß Christus wenigstens in seiner Todesstunde

kommt. Der Glaube läßt ihn seinen Tod vorwegnehmen und bewirkt, daß der noch ferne Tag (*wenn* er noch fern ist) ihm gegenwärtig, ja wie schon hinter ihm erscheint. Früher oder später, das ist gewiß, wird Christus kommen, und wenn er einst gekommen sein wird, kann es nur gleichgültig sein, wie lange Zeit unserem Tod vorausging..

So ist es auch mit allen dunklen Ahnungen, Ängsten, Widrigkeiten, Sorgen und Empfindlichkeiten, dieser Welt. «Die Zeit ist kurz» [1 Kor 7, 29]. Es ist ein guter Gedanke, wenn man oft zur Beruhigung eines Menschen, der über ein Ereignis sich allzusehr grämt oder aufregt, zu denken gibt: «Wie wirst du das alles nach einem Jahr ansehen?» Ganz gewiß wird all das, was uns heute so sehr erregt, uns dann überhaupt nicht mehr kümmern; was uns heute mit lebhafter Besorgnis oder Hoffnung erfüllt, wird dann gerade so sein, als hätte es sich auf einem anderen Weltteil zugetragen. So wird es mit allen menschlichen Hoffnungen, Befürchtungen, Freuden, Leiden, mit den Regungen der Eifersucht, der Verdrießlichkeit und mit unseren Erfolgen sein, wenn der letzte Tag gekommen ist. Das alles wird dann verblaßt sein wie welke Blumen an einer Festtafel, die unser zu spotten scheinen. Oder was wird es uns ausmachen, wenn wir auf dem Totenbett liegen, ob wir reich oder berühmt oder glücklich oder geehrt oder einflußreich waren? Das wird dann alles Eitelkeit sein. Nun wohl, was die Welt *dann* in den Augen aller sein wird, das ist sie in den

Augen des Christen schon heute; er sieht die Dinge schon jetzt so an, wie er sie dann ansehen wird: mit einem leidenschaftslosen, ruhigen Blick; er ist von den Zufälligkeiten des Lebens weder tief betrübt noch hoch entzückt — weil es eben Zufälligkeiten sind.

2. Ein anderer Zug im Charakter des Christen ist das, was in unserer Bibelübersetzung mit «*Mäßigung*» wiedergegeben ist: «Laßt alle Menschen eure Mäßigung erfahren» [Phil 4, 5], oder wie wir es vielleicht genauer übertragen könnten: eure milde Aufmerksamkeit, eure liebenswürdige Art, eure abgewogene Freundlichkeit. St. Paulus bezeichnet es als einen Zug des christlichen Charakters, daß er im Rufe steht, aufrichtig, leidenschaftlos, gütig gegen andere zu sein. Und wirklich, wenn jemand (und in dem Maße wie jemand) glaubt, daß Christus am Kommen ist, und wenn er sich als Fremdling auf dieser Erde erkennt, der hier nur für eine Weile eingemietet ist, so wird er den menschlichen Dingen mit Gleichmut begegnen. Er wird fähig sein, sie ruhig zu betrachten, statt selbst eine Rolle darin zu spielen. Sie werden ihm nichts bedeuten. Er wird sie unparteiisch prüfen und urteilen können. Das ist mit «*Mäßigung*» gemeint, die allen Menschen kund werden soll. Wer nach der einen oder andern Seite stark interessiert ist, kann nicht ruhig beobachten und unbefangen richten; er ist Partei, er wird es mit der einen Seite gegen die andere halten, er wird voreingenommen sein gegen jene, die einen anderen Standpunkt einnehmen

oder den seinen befehlen; er kann ihnen keine Zugeständnisse machen und kein Wohlwollen entgegenbringen. Der Christ dagegen ist frei von glühenden Erwartungen wie von bitteren Enttäuschungen. Er handelt aufrichtig, gerecht, rücksichtsvoll gegen jedermann und hat keine Versuchung zum Gegenteil. Er kennt keine Gewalttätigkeit, Voreingenommenheit, keinen Fanatismus oder Parteigeist. Er weiß, sein Herr wird siegen; er weiß, eines Tages wird er vom Himmel kommen, und niemand kann sagen, wie bald. . . Wenn wir einen Roman lesen, hält uns die Erzählung so lange gespannt, als wir nicht wissen, wie es ausgehen wird; aber sobald wir dies wissen, flaut das Interesse ab. So ist es mit dem Christen. Er weiß, der Kampf des Reiches Gottes wird bis zum Ende währen, die Sache Christi wird schließlich siegen, seine Kirche wird bleiben, bis er kommt. Er weiß, was Wahrheit und was Irrtum ist, wo man geborgen und wo man gefährdet ist; und all dieses klare Wissen befähigt ihn, Zugeständnisse zu machen, Schwierigkeiten anzuerkennen, dem Irrenden gerecht zu werden, seine guten Seiten zu würdigen und jeweils mit dem Grade des Wohlwollens zufrieden zu sein, das er bei Mitmenschen findet. Er hat keine Furcht; Furcht macht die Menschen abergläubig, unduldsam, zelosisch. Des Christen Vorrecht ist es, erhaben zu sein über Hoffnungen und Ängste, Besorgnis und Eifersucht. . .

3. *Freude* und Fröhlichkeit sind weitere Kennzeichen des Christen, so wie es die Mahnung des

Apostels ausdrückt: «Freuet euch im Herrn allezeit!» — *trotz der Furcht* und des Erschauerns, welches der Gedanke an den Jüngsten Tag in ihm wecken soll. Gerade durch solche scharfen Gegensätze bringt uns die Schrift nahe, was mit den Verschiedenheiten gemeint ist. Würde uns nur gesagt, wir sollten fürchten, so würden wir wohl heilige Furcht mit knechtischer Angst oder düsterer Verzweiflung verwechseln; wären wir nur aufgefordert, uns zu freuen, so würden wir vielleicht ausgelassene Freiheit und Vertraulichkeit für Herzensfreude nehmen; ist uns aber gesagt, wir sollten beides, uns fürchten und uns freuen, so merken wir auf den ersten Blick, daß unsere Freude nicht ehrfurchtslos, unsere Furcht nicht hoffnungslos sein darf. Ich möchte gewiß nicht behaupten, die Verbindung so verschiedener Pflichten sei damit leichter gemacht; das ist eine ferne und höhere Aufgabe; aber auf jeden Fall erhalten wir ein für allemal eine bessere Kenntnis unserer Aufgabe nach beiden Seiten hin. Es ist eine klare Pflicht, in Erwartung des Kommens Christi uns zu freuen, als sollten wir uns nicht fürchten: die Furcht, die uns befohlen ist, soll nur unsere Freude vollenden; denn nur *die* christliche Freude ist echt, die von Furcht beseelt und belebt ist, so daß sie nüchtern und ehrerbietig bleibt.

Man könnte einwenden, wenigstens jene, die in Sünde gefallen sind oder im vergangenen Leben sich schwer vergangen haben, könnten nicht zu jener heiteren und frohen Gemütsstimmung gelangen, zu der St. Paulus mahnt. Zu-

gegeben; aber was heißt dies anders, als daß St. Paulus uns vor Sünde warnt? Wenn er uns vor Traurigkeit und Schwermut warnt, so warnt er uns natürlich vor den Dingen, die einen traurig und schwermütig machen, und deshalb vor allem vor Sünde, weil diese ein besonderer Feind der Freude ist. Es ist nicht unrecht, traurig zu sein, wenn wir gesündigt haben; Unrecht ist die Sünde, aus der die Traurigkeit hervorgeht. Und doch ist auch in diesem Fall Traurigkeit nicht unvereinbar mit Freude: . . . ist sich der Mensch bewußt, daß es ihm mit seiner Wandlung ernst ist, so weiß er auch, daß Gott barmherzig auf ihn blickt, und das ist für ihn Grund genug, sich zu freuen, wenn auch Furcht daneben bleibt. Petrus konnte zu Christus sagen: «Herr, du weißt alles, du weißt, daß ich dich liebe» [Joh 21, 17]. *Wir* freilich können uns nicht so unbedingt darauf berufen; immerhin können wir es zögernd tun, können in demütigem Vertrauen sagen, wir hätten, so groß auch das Maß unserer vergangenen Sünden und so gering auch unsere gegenwärtige Selbstverleugnung ist, im Grunde des Herzens doch das innige Verlangen, von der Welt freizuwerden und Christus zu folgen. Und in dem Maße, als dieses ehrliche Gefühl in unserm Innern sich vertieft, werden wir uns «im Herrn freuen», wengleich wir auch fürchten.

4. Zu dieser Seelenverfassung gehört auch der *Friede*, jener «Friede Gottes», der nach dem Apostel «über alles Begreifen ist und eure Herzen und euren Sinn in Christo Jesu bewahren

möge» [Phil 4, 7]. Manches in der Heiligen Schrift ist geeignet, uns zu beunruhigen, uns innerlich zu erregen, auch uns freudig zu entzücken — aber das Endergebnis von allem ist Friede. «Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede» [Lk 2, 14]. Man könnte allerdings fragen, ob die Lage des Christen auf Erden nicht durch Kampf, Verwirrung und Unsicherheit bezeichnet sei; und sagt nicht St. Paulus selbst, daß «die Sorge» oder Bekümmernis «um alle Gemeinden» auf ihm laste [2 Kor 11, 28]; . . . «außen Kämpfe, innen Furcht»? (2 Kor 7, 5). Ich gebe es zu, bisweilen läßt er eine tiefe Erregung des Gemütes erkennen. Indes — sahst du noch nie einen weiten Wasserspiegel, und wie sich die Wellen an der Oberfläche kräuselten? Dringt etwa die Bewegung bis in die Tiefen? . . . Unten in der Tiefe des Meeres, in der unermesslichen Weite des Ozeans, der die Erde umgürtet, ist es im Sturm so ruhig und lautlos wie in der Windstille. So ist es in der Seele heiliger Menschen. Sie haben in sich eine unergründliche Quelle des Friedens; und wenn auch die Wechselfälle des Tages sie zu erregen scheinen, im Tiefsten der Seele ist es nicht so. Selbst von den Engeln läßt sich sagen, sie freuten sich über reuige Sünder [Lk 15, 7], und vielleicht könnte man daraus folgern, sie trauerten über Unbußfertige — aber wer möchte sagen, sie erfreuten sich nicht des vollkommenen Friedens? Selbst der allmächtige Gott läßt sich herab, von seinem Gram, seinem Zorn und seiner Freude sprechen zu lassen — aber ist er deshalb nicht der Unveränderliche?

So hatte auch Paulus, wenn man Menschliches mit Göttlichem vergleichen darf, vollkommenen Frieden, da seine Seele inmitten der Prüfungen des Lebens, die ihn bedrängten, in Gott ihren festen Halt besaß.

Der Christ genießt, wie gesagt, einen tiefen, stillen, verborgenen Frieden, den die Welt nicht sieht, einen Frieden, vergleichbar der Quelle an einem einsamen, schattigen Ort, wohin Menschenfuß nicht leicht Zugang hat. Er ist den größten Teil seiner Zeit mit sich allein, und in dieser Einsamkeit ist er gerade im rechten Stande. Was er mit sich selbst und seinem Gott allein ist, das macht sein wahres Leben aus. Er kann mit sich allein sein, er kann sozusagen in sich selbst die Freude finden; denn die Gnade Gottes in ihm, die Gegenwart des ewigen Trösters, ist seine Freude. Er bringt es fertig und ist dabei froh, allzeit mit sich allein zu sein — nie *weniger* einsam, als wenn er allein ist. Er kann des Abends sein Haupt zur Ruhe legen und mit überfließendem Herzen vor Gott bekennen, daß ihm nichts fehlt, daß er reich und überreich ist, daß Gott ihm alles ist, und daß ihm nichts mangelt, was Gott ihm geben könnte. Er mag sich größere Dankbarkeit, größere Heiligkeit, mehr vom Himmel wünschen; aber der Gedanke, er könne noch mehr haben, beunruhigt ihn nicht, sondern erfreut ihn. Es stört seinen Frieden nicht, zu wissen, er könne Gott noch näherkommen. Solcher Art ist der Friede des Christen, wenn er einfältigen Herzens und mit dem Blick auf das Kreuz sich dem

befiehlt, bei dem die Nacht so hell ist wie der Tag.

St. Paulus sagt, «der Friede Gottes möge unsere Herzen bewahren» —, mit «bewahren» meint er behüten oder mit einem Wall umgeben zur Abwehr des Feindes; und wenn er sagt, «unsere Herzen», so ist dies der Gegensatz zu dem, was die Welt von uns sieht. Denn viel Herbes mag man von einem Christen sagen oder ihm antun, er hat ein geheimes Schutzmittel oder eine verborgene Zauberkraft und kümmert sich nicht um die Menschen.

Das sind einige wenige Andeutungen über die Seelenverfassung, welche den Jüngern dessen ansteht, der einst «aus der reinen Jungfrau geboren ward» und sie auffordert, «wie Neugeborene nach der geistigen Milch des göttlichen Wortes zu verlangen, um so zu wachsen» [1 Ptr 2, 2]. Der Christ ist freundlich, umgänglich, milde, gefällig, rücksichtsvoll, lauter, anspruchslos; er kennt nicht herausforderndes, gezieltes Wesen, nicht Streberei, nicht Absonderlichkeit; denn er hofft nichts weiter von dieser Welt, noch fürchtet er etwas von ihr. Er ist ernst, nüchtern, unauffällig, gesetzt, maßvoll, milde und so weit entfernt von Ungewöhnlichem und Herausforderndem in seinem Benehmen, daß ein oberflächlicher Beobachter ihn leicht für einen alltäglichen Menschen halten könnte.

Es gibt Leute, die meinen, Religion bestehe in Entrückungszuständen oder in wohlgesetzten Reden — der Christ gehört nicht zu diesen. An-

derseits muß man zugeben, es gibt eine höchst gewöhnliche Gemütsverfassung, die nach außen ruhig, gesetzt, und aufrichtig erscheint, aber doch von der wahren christlichen Wesensart weit entfernt ist. . Es kostet keine Anstrengung, leidenschaftlos zu sein, wenn einer nichts empfindet, fröhlich zu sein, wenn einer nichts zu fürchten hat, großmütig und freigebig zu sein, wenn einer nicht vom Eigenen gibt, wohlwollend und rücksichtsvoll zu sein, wenn einer keine Prinzipien und keine Überzeugungen hat. Heutzutage zeigen viele einen guten Sinn für Maß und Billigkeit, nicht weil der Herr nahe ist, sondern weil sein Kommen in ihrem Erleben gar nicht vorhanden ist. Ruhige Freundlichkeit ist nicht schon an sich eine Gnade, sondern nur, wenn sie «aufgepfropft ist» auf den Stamm des Glaubens, des religiösen Eifers, der Selbsterniedrigung und des herzlichen Dienstwillens.

Möge es unsere Segnung sein, von einem Jahr zum andern Gnade zu Gnade zu fügen und einen Schritt nach dem andern aufwärts zu steigen — ohne das Niedere zu vernachlässigen, wenn wir das Höhere erreichen, und ohne nach dem Höheren zu streben, bevor wir das Niedere erreicht haben. Die erste Gnade ist Glaube, die letzte ist Liebe. Erst kommt Demut, dann Friede; erst redliches Bemühen, dann Ergebung.

PPS V. 5: 58/71; vgl. Dreves 79 ff. (23. Dezember 1839).

WACHET, DER HERR IST NAHE!

«Seid bereit, wachet und betet, denn ihr wißt nicht, wann es Zeit ist» (Mk 13, 33). . Eine barmherzige Mahnung für unser Ohr, uns nicht auf das zu verlassen, was wir sehen, nicht den Unglauben der Menge zu teilen, uns nicht mitreißen zu lassen von der Welt, sondern wachend und betend nach Christi Kommen auszuschauchen. Wir sollen diese gütige Wahrheit, so bestimmt, feierlich, ernst, wie sie ist, stets in unserem Herzen bewahren. . So laßt uns die äußerst wichtige Frage erwägen, die einen jeden von uns so nahe angeht: was heißt «wachen», auf Christus warten? Er sagt: «Wachet, denn ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauses kommen wird, zur Abendzeit oder zur Mitternacht, beim Hahenschrei oder beim Frührot. .» (Mk 13, 35ff.). «Achtet auf euch selbst, damit ihr nicht von Völlerei und Trunkenheit oder von den Sorgen des Lebens beladen seid, wenn plötzlich jener Tag über euch kommt». . (Lk 21, 34ff.). Im gleichen Sinne spricht Paulus zu den Römern: «Schon ist es Zeit, vom Schläfe aufzustehen; die Nacht ist vorgerückt, und der Tag ist nahe» (Röm 13, 11f.); «Wachet, steht fest im Glauben, handelt männlich, seid stark!» (1 Kor 16, 13). . «Ziehet an die Rüstung Gottes, daß ihr zu widerstehen vermöget den Nachstellungen des Teufels» (Eph 6, 10). . Und ähnlich Petrus und Johannes in ihren Briefen. .

Mich dünkt, das Wort «wachen» sei ein beachtenswertes Wort; beachtenswert, weil das,

was es sagen will, sich nicht so leicht versteht, wie es auf den ersten Blick scheint — und weil alle diese Zeugen nicht müde werden, dasselbe einzuschärfen. Wir müssen nicht bloß glauben, sondern im Glauben wachen, nicht einfach lieben, sondern in der Liebe wachen, nicht einfach gehorchen, sondern im Gehorsam wachen. Wachen auf was? Auf das große Geschehen des Kommens Christi. Ob man nun frage, welches der nächstliegende Sinn des Wortes sei oder worauf es hinweise: offenbar werden wir dringend zu etwas aufgefordert, was uns sonst nicht von selbst in den Sinn käme. Und mir scheint, es gehöre dies zu dem, wodurch sich die Menschen, die Gott wahrhaft und vollkommen lieben, praktisch von der großen Menge der sog. Christen unterscheiden, von denen wir nicht wohl sagen können, sie seien falsche, verdorbene Menschen, nur können wir überhaupt kaum etwas sagen noch uns denken, was aus ihnen werden könnte. .

Was heißt also wachen? Vielleicht läßt es sich so erklären: Kennst du im gewöhnlichen Leben das Gefühl, wenn man einen Freund erwartet, seiner Ankunft harret, und er bleibt noch aus? Weißt du, was es heißt, in unangenehmer Gesellschaft zu sein mit dem Wunsche, die Zeit wäre vorüber und die Stunde schлüge, da man befreit wäre? Wißt ihr, was es heißt, in Sorge zu sein, um ein Ereignis, das eintreffen kann oder nicht, oder in Spannung sein auf etwas Wichtiges, was das Herz pochen macht, wenn es dir vor die Seele tritt und wenn es am Morgen

dein erster Gedanke ist? Weißt du, was es heißt, einen lieben Menschen im fremden Lande zu wissen, Nachricht von ihm zu erwarten und sich täglich mit Spannung zu fragen: «Was mag er jetzt wohl tun, wird er sich wohl befinden?» Weißt du, was es heißt, mit jemand nahe zusammenzuleben, ihm mit den Augen zu folgen, in seiner Seele zu lesen, in seiner Miene auf jeden Wechsel zu achten, seine Wünsche vorwegzunehmen, zu lächeln mit seinem Lächeln, zu trauern mit seiner Trauer, niedergeschlagen zu sein, wenn er gequält einhergeht, und froh zu sein über seinen Erfolg? Wachen in Erwartung Christi – ein Gefühl, das allem Genannten ähnlich ist, soweit Gefühle dieser Welterfahrung imstande sind, etwas Jenseitiges anzudeuten.

Der wacht auf Christus hin, der empfänglich, regen Gemütes, mit lebendigem Interesse und mit Eifer ihn sucht und an seine Verherrlichung denkt; der nach ihm ausschaut in allem, was ihm begegnet, und nicht überrascht noch bestürzt noch verzweifelt wäre, wenn er ihn auf einmal kommen sähe. Und der wacht *mit* Christus, der bei seinem Ausschauen auf das Kommende zugleich des Vergangenen eingedenk ist und die Großtaten des Erlösers nicht betrachten kann, ohne zu denken: er litt für mich – der in sich selbst das Kreuz und Todesleiden des Herrn erneuert, gerne den Mantel der Schmerzen trägt, den Christus auf Erden trug und bei seinem Scheiden zurückließ. . Wachen also heißt losgelöst sein von dem Gegenwärtigen und dem Unsichtbaren leben, im Gedan-

ken an Christus, der einst erschien und einst erscheinen wird, und aus liebender Erinnerung an sein erstes Kommen seinem zweiten Kommen entgegensehen. Und das fehlt gemeinhin den Menschen. .

Sie besitzen im allgemeinen manche guten Eigenschaften und sind in gewissem Maße auch religiös, aber sie wachen nicht. Ihr Begriff von Religion ist es gewiß, Gott zu lieben, aber ohne die Welt zu hassen. . Sie dienen Gott und suchen ihn, aber sie betrachten diese Welt, als wäre sie die ewige, nicht der vergängliche Schauplatz unserer Pflichten und Gnaden, und darum wollen sie möglichst nicht daran denken, daß sie sich von ihr lösen müssen. . Sie vergegenwärtigen sich nicht, daß sie berufen sind, «Fremdlinge und Pilger auf Erden zu sein» [Hbr 11, 13], daß ihr Los in dieser Welt und ihr irdischer Besitz nur etwas Zufälliges in ihrem Dasein ist, daß sie streng genommen, kein Eigentum haben, so sehr auch das menschliche Gesetz ihren Besitz anerkennen und schützen mag; darum hängen sie ihr Herz daran, mögen sie nun viel oder wenig besitzen, und wenn sie auch religiöse Gefühle haben, so haben sie doch auch ihren Götzen. . Und so kommen sie davon ab, Gott zu suchen, als hätten sie ihren Gott schon längst gefunden – in den irdischen Werten. Obschon sie also in mancher Hinsicht Lob verdienen, obschon sie wohlwollend und guttätig, freundlich, nachbarlich, dienstfertig, vielleicht sogar eifrig in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten sind, wie es der alte Brauch sie gelehrt

hat. ., so lieben sie doch das Geld, die Ehre, Ansehen und Macht. Vielleicht bessern sie ihre Lebensführung, aber nicht ihre Ziele; vielleicht schreiten sie fort, aber sie steigen nicht auf; sie bleiben stets auf der gleichen Fläche, und würden sie durch Jahrhunderte fortschreiten, sie würden sich nie über den Dunstkreis der Erde erheben. Was ihnen fehlt, ist die geistige Haltung des Mannes, der sprach: «Ich will auf meinen Auslug steigen und auf der Zinne stehen, will ausschauen und sehen, was er mir sagen wird, und was ich antworten kann auf seinen Tadel» (Hab 2, 1). .

Der Atem der Welt hat eine besondere Kraft: er macht die Seele gewissermaßen rostig. Der Spiegel des Inneren, der das Bild des Gottessohnes wiedergeben sollte, ist trübe und blind geworden. . Es ist schwer, die Herzen zu berühren, oder wenn ich so sagen darf, an sie heranzukommen und sie für entschiedenes Handeln im Religiösen zu bewegen. . Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß auch innerhalb der Kirche die große Mehrzahl aus Christen dieser Art besteht. Sie würden den Herrn, wenn er käme, nicht allsogleich willkommen heißen, und sie könnten es nicht. Es mag Ausnahmen geben, es mögen etliche da und dort anders sein; aber die große Masse, das sind die Doppelseelen, welche Dinge vereinen möchten, die sich nun einmal nicht vereinen lassen. . Diese Mischung von Religion und Unglauben, da man Gott wohl dienen möchte und dient, aber zugleich die Gewohnheiten, Ehren, Vergnügen, An-

nehmlichkeiten dieses Lebens liebt, da man in behaglichen Verhältnissen lebt, an Aufwand und Eitelkeiten hängt, das Beste an Tisch, Kleidung, Einrichtung der Wohnung will, sich bei den Vornehmen einschmeichelt und eine Position in der Welt einnehmen möchte — davor warnt Jesus seine Jünger; er warnt sie vor der Gefahr, sich durch so viele Dinge von ihm abziehen zu lassen. ., er warnt sie mit dem Beispiel des Reichen, dessen Seele noch diese Nacht gefordert wird, des Prassers, der aß und trank, und mit dem Beispiel der törichten Jungfrauen, die alle, wenn er kommt, keine Zeit mehr haben. .

Jahr um Jahr geht lautlos hin, Christi Kommen ist immer näher als zuvor. O daß wir, je näher er uns kommt, um so näher dem Himmel kommen! Bitten wir ihn, daß er uns ein Herz schenke, das ihn aufrichtig sucht. . Er steht hinter der Scheidewand der sichtbaren Dinge; Erde und Himmel sind nur ein Vorhang, der uns von ihm trennt. Der Tag kommt, an dem der Vorhang fällt und er sich uns zeigen wird. Dann wird er uns vergelten je nach der Art, wie wir nach ihm ausschauten. Hatten wir ihn vergessen, wird er uns nicht kennen. Aber «selig der Knecht, den der Herr bei seinem Kommen wachend findet» (Lk 12, 37).

PPS IV. 22: 319–333; vgl. Dreves 37ff. (3. Dezember 1837).

VII
MYSTISCHE ZWIESPRACHE

ZUM ERHABENEN

Allmächtiger Gott, Du bist die unendliche Fülle. Von ewig bist du der Absolute, der einzig Absolute, der Inbegriff und die Heimat aller faßbaren, und was mehr ist, aller unfaßbaren Werte. Das glaube ich fest — es leuchtet meiner Vernunft ein, obwohl meine Vorstellung davon überwältigt wird. Ich glaube es fest und unbedingt, obschon es das schwierigste aller Geheimnisse ist. Ich glaube daran, weil ich tatsächlich Deine Segnungen an mir erfahren habe, die greifbaren Erweise Deines erhabenen Wesens und Deiner Vollkommenheiten, die sich meiner Vernunft gegenüber der Macht des Zweifels und der Verstandeschwierigkeiten immer wieder aufdrängen.

Ich glaube daran, weil ich von je es im Innersten spüre, so daß es unlöslich von meiner geistigen Existenz ist, es zu glauben; mein ganzes Dasein beruht auf dieser geistigen Tatsache; sie ist der Grund, darauf ich stehe, und mein Geist müßte in Stücke auseinanderbrechen, wollte ich nicht daran glauben. Ich glaube daran, weil mein innerstes Bewußtsein mir davon Zeugnis gibt: es ist eine Wirklichkeit, mir so gegenwärtig, daß ich für mein Empfinden eher mein eigenes Person-sein verleugnen könnte als Deines, und daß mir für den Glauben an die Wirklichkeit meines eigenen Daseins die Grundlage

entschwände, wollte ich Deine Wirklichkeit leugnen.

Ich glaube daran, weil ich ohne Dich nicht leben könnte, mein Herr, mein Leben, und weil ich unaussprechlichen Segens gewärtig sein darf, indem ich Dir nahe bin.

Ich glaube daran, weil es mich schaudert, in dieser argen Welt ohne Halt und Schutz zu sein.

Ich glaube daran aus demütiger Liebe zu Dir, aus Freude an Deiner erhabenen Herrlichkeit und aus dem tiefen Verlangen, Dich groß, allein groß zu sehen.

Ich glaube daran um Deinetwillen, und weil ich gerne an Dich, den Herrlichen, den Vollkommenen, den Inbegriff des Schönen denke. «Es ist ein Gott, und keiner ist außer Ihm» [Mk 12, 32].

Du, ewiger Gott, bist ohnegleichen in Deiner Größe, so vollkommen in dieser Einzigkeit, daß man nur denken könnte, wenn Du schaffest, so müßtest Du abgründig fern von Deinen Geschöpfen sein: von ihnen getrennt durch Dein vorzeitliches Dasein, ehe sie anfangen, gesondert durch Dein erhabenes Anderssein und Deinen unbedingten Gegensatz zu ihnen. Was könntest Du ihnen aus Deinem Eigenen geben, daß es ihrem, von Deinem so verschiedenen Wesen gemäß sein könnte? Könnte etwas von Deinem Guten auch ihnen angehören, es sei denn in einem dürftigen äußeren Sinne? . . . Denn was anders ist ein beliebiges Wesen Deiner Schöpfung, Herr, an Dir gemessen, als Nichtigkeit, ein bloßer Hauch, ein verwehender

Dunst, der kommt und verblaßt, ein armseliges Ding, das unter Deinem Blick, im Glanz Deines Angesichtes nur um so rascher dahinwelkt? Muß uns das nicht betäuben? Aus dem Vollkommenen kann nur Vollkommenes stammen — aber Du kannst nicht einen zweiten Gott schaffen, es wäre ein Widerspruch, und folglich kannst Du entweder überhaupt nichts schaffen, oder nur Wesen, die unendlich anders als Du und also gewissermaßen des Schöpfers unwürdig sind.

Was also kann ich mit Dir gemeinsam haben? Mein Gott, was bin ich, mit Dir verglichen, als ein Stückchen totes Gebein, ein schwaches, haltloses, elendes Wesen? Ich bin Dein Werk, und Du hast mich frei von Schuld geschaffen — aber wie kannst Du mich, auch wenn ich in meinem besten Stande bin, mit Wohlgefallen ansehen?

Wie kannst Du an mir Dein Bild in irgendeinem Sinn erkennen, mein Schöpfer? Wie ist das möglich, Herr? Du hast gesagt, Dein Werk sei gut, und der Mensch sei nach Deinem Bilde geschaffen — jedoch, ein unendlicher Abgrund ist zwischen Dir und mir, mein Gott.

Med. Chr. Doctr. XXI. 126/8.

Gott allgenügend

Der Sohn ist im Vater, und der Vater ist im Sohn. O anbetungswürdiges Geheimnis, das von Ewigkeit her war!

Ich bete Dich an, den unbegreiflichen Schöpfer, vor dem ich ein Atom, ein Wesen von ge-

stern oder von der soeben vergangenen Stunde bin. Ein paar Jahre zurück, und ich war noch nicht da; ich war noch ungeboren, und die Welt ging ohne mich ihren Lauf. Du aber bist von ewig, und nichts könnte auch nur für einen Augenblick ohne Dich bestehen.

Von Ewigkeit hattest Du Dein Wesen; Du warst immer — o ehrwürdiges, wundertiefes Geheimnis! — der Sohn im Vater und der Vater im Sohn. Ob wir da seien oder nicht da seien, Du bist immer ein und derselbe: der Sohn allgenügend für den Vater, der Vater für den Sohn — und daneben ist alles andere, in sich selbst betrachtet, die reine Nichtigkeit. Es war einmal noch nicht da, und es konnte auch überhaupt nicht da sein — für den Vater wäre es doch genug, den wesensgleichen Sohn zu zeugen, und für den Sohn genug, im Schoße des ewigen Vaters zu ruhen.

O anbetungswürdiges Geheimnis! Nicht menschliche Vernunft hat es mir eingegeben, vielmehr, ich glaube es. Ich glaube, weil Du gesprochen hast, Herr. Ich nehme mit Freuden Deine Selbstbezeugung an. Du mußt wissen, was Du bist — wer sonst? Gewiß nicht ich, Staub und Asche — es sei denn, Du belehrest mich.

So nehme ich Dein Zeugnis mit festem Glauben an, mein Schöpfer. Ich spreche nach, was Du mir vorgesagt hast, und ich brauche es nicht zu verstehen. Gern lebe ich aus dem Glauben. Lieber Dir glauben, als mir selbst vertrauen.

Großer Gott, von Ewigkeit hast Du Dir selbst genügt. Der Vater genügte dem Sohn,

und der Sohn dem Vater. Bist Du also nicht genug für mich armes Geschöpf? Du so groß, ich so klein!

Im Vater und Sohn finde ich das zwiefach Allgenügende. So will ich mit dem Wort des Apostels Philippus sagen: «Zeige uns den Vater, und es genügt uns!» [Joh 14, 8]. Es genügt uns, denn wenn wir Dich haben, so sind wir überreich.

Gewaltiger Gott, stärke mich mit Deiner Kraft, erfreue mich mit Deinem immerwährenden Frieden, stille mich mit der Schönheit Deines Angesichtes, erleuchte mich mit Deiner ungeschaffenen Klarheit, reinige mich mit dem Duft Deiner unaussprechlichen Heiligkeit, laß mich in Dich untertauchen und gib mir zu trinken – wenn ein sterblicher Mensch so bitten darf – von den Bächen Deiner Gnade, die dem Vater und Sohn entströmen, von der Gnade der wesensgleichen, gleich ewigen Liebe!

Mein Gott, laß mich nie die Wahrheit vergessen, daß Du nicht nur mein Leben, sondern auch mein alleiniges Leben bist! Du bist «der Weg, die Wahrheit und das Leben» [Joh 14, 6]. Du bist mein Leben und das Leben aller, die Leben haben. Keiner von den Menschen, die ich kenne, keiner von denen, die mir begegnen, die ich sehe und höre, können anders leben als in Dir. Sie leben in Dir oder leben überhaupt nicht. Niemand kann anders das Heil erlangen als von Dir.

Laß mich dies nie in den Geschäften des Tages vergessen! Gib mir eine wahre Liebe zu

den Seelen – zu ihnen, für die Du gestorben bist. Gib mir, daß ich für ihre Hinkehr zu Dir bete und das Meine dazu beitrage, daß es geschehe. Mögen Menschen auch noch so tüchtig, noch so liebenswürdig, noch so hochgestellt und ausgezeichnet sein – niemand kann das Heil erlangen, er habe denn Dich.

Mein allgenügender Gott, Du allein bist genug. Deine Erlösungstat ist genug für die ganze Welt. Wie Du mir genügest, so bist Du genügend für das ganze Geschlecht der Adamskinder.

Herr, Jesus Christus, mache, daß Dein Kreuz nicht nur hinreichend für sie sei: gib, daß es auch wirksam an ihnen werde! Es soll mir mehr bedeuten als alles, damit ich nicht, während ich «alles habe und überreich habe» [Phil 4, 18], keine Frucht zur Reife bringe.

Med. Chr. Doctr. VIII. 68/70.

Der wunderbare Schöpfer

Ewiger, unbegreiflicher Gott, ich glaube an Dich, ich bekenne Dich, ich bete Dich an. Du bist unendlich wunderbarer, machtvoller, unermesslicher als dies Weltall, von dem ich aus natürlichen Quellen weiß. Ich schaue in die Tiefe des Raumes, in dem die Sterne ausgestreut sind, und erkenne, daß ich Millionen von Jahren brauchte, um ihn auch nur obenhin vom einen Ende zum andern zu durchmessen, wenn es Brücken dafür gäbe. Ich betrachte das überwäl-

tigend vielgestaltige, überwältigend reiche System Deiner Schöpfung; die Elemente, Urkräfte, Gesetze und Wirkungen, die zu ihrem Aufbau gehören. Ich versuche, die mannigfachen Wissenschaften und Künste zu überschauen, die sich damit befassen können, und ich weiß, daß ich viele Menschenalter nötig hätte, um alles zu lernen, was über dieses Universum wißbar ist, vorausgesetzt, ich hätte die geistige Fähigkeit, alles zu erfassen. Neue Wissenschaften, die man heute noch gar nicht ahnt, würden, kaum daß die alten gemeistert wären, aufsteigen, und jeweils heutige Ergebnisse wären nichts anderes als Ausgangspunkte für morgen.

Zugleich sehe ich die wunderbare Schönheit Deiner Schöpfungswerke, und je mehr ich mich darein vertiefe, um so mehr ergreift sie meinen Geist.

So müßte ich nach der Betrachtung der stofflichen Welt noch einmal von vorne beginnen und finde eine neue, geistige Welt: die Welt der Erkenntnis, höhere und wundervollere Reiche des Geistes, die Welt der Engel und anderer Geister und die Menschenwelt.

Und doch ist alles, ja alles, was diese Welten umspannen, Hohes und Niederes, gewissermaßen nur ein Pünktchen im Vergleich zur Größe, Erhabenheit, Tiefe und Herrlichkeit, die Deine Heiligen voll Entzücken schauen, da sie Dich schauen. Es ist der Inhalt unserer Ewigkeit, immer neu, immer unerschöpflich, unaussprechlich entzückend, es ist der Lebensgrund

und die Seligkeit unseres Daseins, dies in uns hineinzutrinken und eintauchend in Dich aufzugehen.

Mein Gott, Dich zu erkennen, wie Du allein Dich erkennen kannst, war von ewig Deine Glückseligkeit, so wie es dies in alle Ewigkeit ist. Dich zu schauen in Deinem wesensgleichen Sohn und im gleich ewigen Geist – von ihnen geschaut zu werden –: darin sind Vater, Sohn und Heiliger Geist, der Eine Gott in den Personen, unendlich selig.

Mein Gott, was bin ich, daß Du mir eine Seligkeit geben willst, die im gleichen besteht, was Deine eigene Seligkeit ausmacht, daß Du mich begnadest, nicht bloß Dich zu schauen, sondern teilzuhaben an Deiner eigenen Freude! O bereite mein Herz dafür und leite mich an, darnach zu dürsten!

Med. Chr. Doctr. XX. 124/5.

«Aus Ihm, durch Ihn, in Ihm»

Ich bete Dich an, mein Gott, als den Ursprung und die Quelle alles dessen, was in der Welt ist. Einst gab es nichts, was da war, als Du; und so war es eine ganze Ewigkeit. Du allein hast keinen Anfang; Du bist immer dagewesen, ohne anzufangen. Du warst, kraft absoluter Notwendigkeit, von ewig aus Dir selbst, und alle Vollkommenheit war Dir durch Dich selbst in Fülle zu eigen, eine Welt der Welten, ein unermeßlicher Abgrund alles Großen und Wunderbaren,

Schönen und Heiligen, ein Schatz unendlicher Herrlichkeiten, und alle eins, und doch unendlich mannigfaltig.

Mein Gott, der Gedanke geht einfachhin über die Kräfte aller geschaffenen Wesenheiten, um so mehr der meinen. Ich reiche nicht hin, ich kann nur Worte machen und sagen: «Ich glaube», ohne zu verstehen.

Dies aber kann ich; ich kann Dich anbeten, großer, guter Gott, als die alleinige Quelle alles Vollkommenen. Und so tue ich es, und ich will es mit Deiner Gnade immer so halten.

Alle andern Wesen, die mit der Zeit ins Dasein traten, erhielten ihr Leben durch Dich. Sie fingen nicht aus sich selber an. Nur durch Deinen förmlichen Willen, durch Deinen ewigen Ratschluß, durch Dein alleiniges Wirken traten sie in ihr Dasein. Sie sind ganz und gar von Dir. Von ewig, im tiefen Meer Deiner Seligkeit, bestimmtest Du jedem Wesen die Stunde, da es antreten sollte. Kein noch so unbedeutendes Ding ist ohne Deinen Plan und Dein Vollbringen; noch weniger wäre eine Seele ohne Deinen besonderen Vorsatz und Deine Schöpfungstat in ihr Dasein getreten.

Du siehst ein jedes Deiner Geschöpfe und hast es von aller Ewigkeit her gesehen. Auch mich, o Gott, hast Du von ewig gesehen. Du siehst mit völliger Sicherheit und hast von je gesehen, ob ich zum Heil gelangen werde oder nicht. . . Welch schauervoller Gedanke! Mein Gott, gib mir die Kraft, ihn zu tragen — sonst müßte es mich aufs äußerste verwirren, an Dich

zu denken —, und leite mich vorwärts meinem Heile zu!

Ich glaube, und auch das vernünftige Denken sagt mir, daß alles, was ist, in Dir lebt. Alles, was es an Dasein, Leben, Schönheit, Freude und Seligkeit in der ganzen Schöpfung gibt, ist seinem Wesen nach, einfachhin und ohne Vorbehalt Dein. Alle Wesen besitzen, was sie Gutes haben, indem sie aus dem Meere Deiner unendlichen Vollkommenheit schöpfen. Alles Schöne und Erhabene in der sichtbaren Welt ist ein Schatten oder ein Lichtstreifen Deines Wesens, ist Offenbarung oder Wirkung auf geschöpfliche Weise der einen oder anderen Deiner Herrlichkeiten. Alles Wunderbare an Begabung oder Genie ist nur ein erbärmlicher Abglanz des winzigsten Fünkleins Deines ewigen Geistes. Alles, was wir Gutes vollbringen, geschieht nicht nur mit Deiner Hilfe, sondern ist schließlich nur ein dürftiges Nachbild jener Heiligkeit, die Dir in Fülle eignet.

Mein Gott, werde ich eines Tages Dich schauen dürfen? Welcher Anblick könnte diesem gewaltigen Anblick gleichen? Die Quelle der Gnade, die mich erleuchtet, mich stärkt und tröstet — werde ich einmal sie schauen dürfen? So wie ich aus Dir stamme, so wie ich durch Dich geschaffen bin, und wie ich in Dir lebe, so, mein Gott, möchte ich schließlich heimkommen dürfen zu Dir, und immerdar bei Dir sein.

Med. Chr. Doctr. XVII. 115/7.

DER SICH-SCHENKENDE

Herr, Du besitzt eine Vollkommenheit, die nicht übertragbar ist – und doch ist die Allmacht, mit der Du schaffst, auch fähig, sich den geistigen Wesen mitzuteilen, die Du geschaffen hast. Dein allmächtiges Leben will ja nicht töten, sondern lebendig machen.

Du bist immer Du selbst, der gleiche in seinem Wesen – und doch strömt immerzu eine Kraft von Dir, und unsere Kraft und unser Gutes rührt daher, daß Deine Macht uns anrührt.

Das Wie verstehe ich nicht; mein vernünftiges Denken läßt mich hier im Stich. Doch finde ich Hinweise in der Natur, und durch den Glauben bin ich gewiß, daß es wahr, wenn auch geheimnisvoll ist. Durch Dich überbrücke ich den Abgrund, der uns von Dir trennt. Der lebendige Gott ist lebenspendend.

Du bist die Quelle, die Mitte und der Sitz alles Guten. Die Spuren Deiner Herrlichkeit sind überall, gleich den vielfarbenen Strahlen der Sonne, über das Antlitz der Natur ausgestreut, ohne daß Deine Vollkommenheiten davon beeinträchtigt oder Dein erhabenes, unnahbares Wesen verkürzt würde.

Das Wie verstehe ich nicht, aber es ist so. Du bist der Eine und Einzige, unendlich fern von allem und doch Inbegriff von allem. In Dir hat es Bestand, an Dir hat es Teil und in Dir geht es auf, so wahr es das eigene Sein behält, und so hinfällig und nichtig wir in unserem eigenen

Sein sind, wir leben durch Deinen Odem, und Deine Gnade befähigt uns, Deine Gegenwart zu ertragen.

So mache mich Dir ähnlich, mein Gott: Du vermagst es, trotz meiner, und so kann es mir geschehen. Sieh mich an, mein Schöpfer! Erbarme Dich des Werkes Deiner Hände, auf daß ich in meiner Schwäche nicht vergehe! Nimm hinweg das Stumpfe meiner Natur, damit mir dadurch möglich sei, was mir so nötig ist. Vor der ganzen Welt hast du unwiderstehlich dargestellt, daß es möglich ist: Du hast Dich selbst mit unserer geschaffenen Natur bekleidet und hast sie zu Dir emporgehoben.

Laß an mir die Segnung dieser wundervollen Wahrheit verwirklicht werden, da sie vor aller Augen gesichert und verbürgt ist. Gib mir auch persönlich, was Du in Christus der menschlichen Natur verliehen hast; laß mich «teilhaft werden Deiner göttlichen Natur» [2 Ptr 1,4], des ganzen Reichtums ihrer Eigenschaften, die in Wesensfülle und persönlichem Besitze dem Sohne Marias zukamen. Gib mir, soweit ich dessen bedarf, jenes Leben, das in Fülle in Ihm, dem Leben der Menschen, angelegt war. . Nimm von mir das Schlawe, Reizbare, Empfindliche, Ohnmächtige, Verwirrte, das meine Seele gefangenhält, und erfülle sie mit Deinem Reichtum! Hauche mich an, daß die toten Gebeine leben; hauche mich an, mit dem Odem, der Kraft einflößt und Glut entzündet!

Indem ich um Glut bitte, bitte ich um alles, was mir nötig sein kann und was Du verleihen

kannst: sie ist die höchste Gabe, der Inbegriff der seelischen Werte, und nur wenn alle vorhanden sind, kann sie wahrhaft und in Fülle da sein. Sie ist deren Schönheit und Herrlichkeit, wie sie deren beständiger Hüter ist. Indem ich um Glut bitte, bitte ich um wirkliche Stärke und Stetigkeit und Beharrlichkeit; ich bitte um das Hinsterben aller menschlichen Antriebe, um die reine Absicht, Dir wohlzugefallen; ich bitte um Glauben, Hoffnung, Liebe in ihrer vollen himmlischen Entfaltung. Indem ich um Glut bitte, bitte ich um Bewahrung vor Menschenfurcht und vor Verlangen nach ihrem Lobe. Indem ich um Glut bitte, bitte ich um die Gnade des Gebetes, welches beseligt, bitte um die ehrliche Auffassung meiner Pflicht, die aus verlangender Liebe entspringt, bitte um Heiligkeit, Friede und Freude. Indem ich um Glut bitte, bitte ich um die strahlende Schönheit des Cherub, das Feuer des Seraph, die Reinheit aller Heiligen. Indem ich um Glut bitte, bitte ich um dasjenige, was mir im besonderen fehlt, weil darin alle guten Gaben beschlossen wären: nichts würde mich anfechten, nichts mir schwer fallen, wenn ich die Glut der Seele hätte.

Indem ich um Glut bitte, Herr, bitte ich um Dich selbst; um nichts weniger als um Dich, mein Gott, der sich ganz für uns hingeeben hat.

Komm wesenhaft und persönlich in mein Herz und erfülle es mit Glut, indem Du es mit Dir selbst durchdringst.

Du allein kannst den inneren Menschen erfüllen, und Du hast es verheißen, Du bist die

Flamme der Liebe, die immerdar von Liebe zu Menschen brennt. Komm in mich und entzünde in mir die Glut, die mich Dir, meinem Urbild, ähnlich macht!

Med. Chr. Doctr. XXII. 129/31.

Der Wandellose, des Wandelbaren Halt und Ziel

I.

Alles hienieden ist in Wandlung begriffen. Ich weiß es, Herr, ich glaube es, und ich werde es um so mehr innerwerden, je länger ich lebe.

Vor Deinen Augen, erhabener Herr, liegt die ganze Zukunft meines Lebens offen. Du weißt genau, was mir jedes Jahr und jeden Tag bis zu meiner letzten Stunde begegnen wird. Ich weiß nicht, wie mein Los vor Dir aussieht; aber eines weiß ich, daß Du mein Leben in steter Wandlung begriffen siehst. Kein Jahr wird mich so verlassen, wie es mich vorgefunden hat, weder im Innern noch im Äußern. Ich werde niemals für eine längere Weile im gleichen Zustande sein.

Wieviel wird mir gewiß begegnen, was unerwartet, überraschend und schwer zu tragen ist! Ich weiß es im einzelnen nicht. Ich weiß nicht, wie lange ich zu leben habe. Es geht mit mir weiter durch steten Wechsel, ob ich wolle oder nicht.

Mein Gott, worauf kann ich mich verlassen? Es gibt nichts, worauf ich mich stützen könnte.

Ja, wollte ich mir irgend etwas auf der Welt zu meinem Halte nehmen, ich glaube, es würde mir eben deshalb genommen werden. Ich weiß, Du würdest es mir nehmen, weil Du mich liebst.

Alles außer Dir, Herr, ist wandelbar. Du allein beharrest. Du bist immer ein und derselbe, immer der wahre Gott der Menschen, und dies ohne Veränderung. Du bist das ausnehmende, kostbare Gut und bist zugleich das Bleibende. Das Geschöpf ist in Veränderung, der Schöpfer nie; nur dann kann das Geschöpf die Veränderung aushalten, wenn es in Dir seine Stütze hat.

Dich schauen die Engel und sind in Frieden, und darum genießen sie vollkommene Seligkeit. Sie können ihre Seligkeit nie verlieren, weil sie Dich nie verlieren können. Sie haben keine Angst, noch Besorgnisse; denn sie lieben den Schöpfer; sie lieben nicht etwas Zeitliches, Sinnenhaftes, sondern «Jesus Christus, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit» [Hbr 13, 8].

Mein Herr, mein einziger Gott, mein Gott und mein alles, laß mich nie dem Nichtigen nachgehen! «Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel» [Pr 1, 2]. Alles hienieden ist Eitelkeit und flüchtiger Schatten. Laß mich nicht mein Herz so an etwas Irdisches hängen, daß ich von Dir weggezogen würde. Halte mich fest, mein ganzes Wesen! Bewahre dieses so schwache Herz und diesen so armen Geist in Deiner göttlichen Hut! Ziehe mich an Dich in der Morgenfrühe, des Mittags und Abends, daß ich mich Deiner erfreue. Sei Du mein strahlendes Licht,

zu dem ich aufschaue, um Führung und Frieden zu empfangen.

Herr Jesus, gib, daß ich Dich liebe, mit reiner Gesinnung und mit Innigkeit. Gib, daß ich Dich mit dem Eifer und mit noch größerer Liebe, als Weltmenschen das Irdische, liebe. Gib mir solche Innigkeit und Stetigkeit in der Liebe zu Dir, wie die Menschen der Welt sie an den Tag legen, wenn es um Irdisches geht. Laß mich erkennen und innwerden, daß Du allein meine Freude, meine Zuflucht, meine Kraft, mein Trost, meine Hoffnung bist – das einzige, was ich fürchte und liebe.

Med. Chr. Doctr. III. 33/5.

II.

Du allein, mein Gott, bist, was Du immer warst. Wir Menschen verändern uns, Du bist unverändert – und selbst Mensch geworden, bist Du immer derselbe. . . Dein Wort hat Bestand im Himmel und auf Erden; Deine Ratschlüsse gelten, Deine Gnadengaben unterliegen keiner Reue, Dein Wesen und Deine Eigenschaften sind immer die gleichen. Du warst von ewig der Vater, von ewig der Sohn, von ewig der Heilige Geist.

Ich bete Dich an in Deinem wandellosen Frieden und in Deinem wandellos heiteren Licht. Ich bete Dich an in Deinem ewig klaren Himmel, der Du selber bist. Du warst vollkommen von Anbeginn; Du konntest nichts gewinnen und nichts verlieren; nichts konnte Dich

beeinträchtigen, weil es nichts gab, als was Du schufest und was Du vernichten könntest. Ich bete Dich an in Deiner unendlichen Stetigkeit, die alles Geschaffenen Halt und Mitte ist.

Wir Menschen sind immer in Wandlung begriffen. Kein Tag, an dem ich nicht dem Grabe näherkäme. Gleichviel, in welchem Lebensalter ich stehe und wie viele Jahre ich zähle – der Zwischenraum zwischen Zeit und Ewigkeit wird beständig kleiner.

Auch mein eigenes Selbst wird von dem Wandel berührt. Die Jugend ist nicht wie das Alter; ich ändere mich immerfort mit der Zeit, von der Jugend bis zum Lebensende. Mein Gott, wie doch die Kräfte im Lauf der Wanderschaft ständig abnehmen, und ohne Unterbruch vollzieht sich der Abbau in die stofflichen Ursprünge! Meine Seele freilich kann nicht sterben, denn Du hast sie unsterblich geschaffen; aber die leibliche Gestalt fällt unaufhörlich in den Staub zurück, aus dem sie genommen wurde.

Alles unter dem Himmel ist in Verwandlung: Frühling, Sommer, Herbst – alles hat seine Zeit. Auch die Schicksale der Welt verändern sich: was hoch stand, sinkt, und das Niedrige steigt; Besitztümer bekommen Flügel und fliegen fort; Reiche werden zu Armen, Freunde werden zu Feinden und umgekehrt; unsere Wünsche, Ziele und Pläne wechseln. Es gibt nichts, das Bestand hat, als Du, mein Gott. Du bist die Mitte, das Leben aller, die in all ihrem Verwandelt-werden Dir als dem Vater ver-

trauen, zu Dir aufschauen und sich getrost in Deine Hand legen.

Ich weiß, mein Gott, daß ich mich wandeln muß, soll ich Dein Antlitz schauen. Die Verwandlung des Todes muß über mich kommen. Leib und Seele müssen dieser Welt absterben, und mein wirkliches Selbst, meine Seele, muß eine wahre Neugeburt erfahren, die sie verwandelt. Nur der Heilige kann Dich schauen. Wie Petrus kann ich nicht schon jetzt eine Glückseligkeit genießen, die mir erst später einmal zuteil werden soll: «Du kannst mir jetzt nicht folgen, aber später wirst Du mir folgen» [Joh 13, 36]. O stärke mich in dieser großen Wandlung voll Ernst und Seligkeit, die ich durchlaufe, mit der Gnade Deiner Wandellosigkeit!

Meine Wandellosigkeit hienieden liegt darin, daß ich mich stets verwandle. Laß mich Tag für Tag nach Dir umgestaltet und im steten Aufblick zu Dir, auf Deinen Arm gestützt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit verwandelt werden!

Ich weiß, Herr, ich muß durch Prüfung, Versuchung und viel Kampf hindurchgehen, soll ich zu Dir gelangen. Ich weiß nicht, was vor mir liegt, aber dies weiß ich. Ich weiß auch, daß ich mich zum Schlechten statt zum Guten wandle, wenn Du nicht bei mir bist. Welches Los meiner warten mag, ob ich reich sei oder arm, gesund oder krank, mit Freunden oder ohne Freunde – alles wird mir zum Schlimmen ausschlagen, wenn nicht der Wandellose mich hält; und alles wird mir zum Guten gereichen, wenn ich Jenen

bei mir habe, der «heute und morgen und in Ewigkeit derselbe ist».

Med. Chr. Doctr. IX. 71/3.

Das große Licht

Ich bete Dich an, mein Gott, als das wahre und einzige Licht. Von Ewigkeit zu Ewigkeit, ehe geschaffene Wesen da waren, als Du allein warst – allein, aber nicht einsam: denn Du warst immer drei in einem – da, warst Du das unendliche Licht. Niemand war, der Dich hätte schauen können, als Du selbst. Der Vater sah das Licht im Sohne, und der Sohn im Vater.

So wie Du im Anfang warst, so bist Du auch heute: in Deinem unerschaffenen Glanze ganz verschieden von allen Deinen Geschöpfen, über alles herrlich und über alles schön. Deine Eigenschaften sind so mannigfach leuchtende Farben, jede so vollkommen in ihrer Reinheit und Schöne, als wäre sie die einzige und erhabenste Deiner Herrlichkeiten.

Nichts Geschaffenes ist mehr denn ein Schatten von Dir. So herrlich die Engel sind, sie sind arme und unvollkommene Bilder Deines Wesens; sie verblassen und dunkeln und sinken hin vor Dir und sind vor Dir so schwach, daß sie Deinen Anblick nicht ertragen können. Die erhabensten Seraphe verhüllen ihr Antlitz, indem sie in Wort und Werk Deine unaussprechliche Herrlichkeit künden.

Ich selbst bin nicht einmal fähig, in die Sonne zu sehen, die doch nur Dein Gleichnis in der niederen physischen Ordnung ist. Wie wäre ich fähig, einen Engel anzuschauen? Wie könnte ich also meine Augen auf Dich richten und leben? Wie Gras müßte ich hinsinken, würde ich in den Lichtkreis Deines Angesichtes geraten.

Barmherziger Gott, wer darf Dir nahen in Deiner Herrlichkeit? Jedoch, wie soll ich Dir ferne bleiben?

Kann ich denn überhaupt Dir ferne bleiben? Denn Du, das Licht der Engel, bist auch das einzige Licht meiner Seele. Du «erleuchtest jeden, da Du in diese Welt kommst» [vgl. Joh 1, 9]. Ohne Dich bin ich im äußersten Dunkel, so finster wie die Hölle; ich welke hin und verdorre, wenn Du fort bist; ich lebe nur auf in dem Maße, wie Du mir aufgehst.

Du kommst und gehst nach Deinem Gefallen. Mein Gott, ich kann Dich nicht halten. Ich kann Dich nur bitten zu bleiben: «Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden!» [Lk 24, 29]. Bleibe bis zum Morgen und gehe nicht fort, ohne mich zu sehen! Bleibe bei mir in diesem dunklen Tale bis zum Tode, bis die Finsternis enden wird!

Bleibe, Du Licht meiner Seele: es wird schon Abend! Die Dämmerung, die nicht von Dir rührt, kommt mir näher. Ich bin nichts, ich habe wenig Gewalt über mich selbst; ich kann nicht tun, was ich möchte, bin trostlos und traurig: ich leide Not um etwas, ich weiß nicht, um was.

Du bist es, was mir not tut, obschon ich es so wenig verstehe. Ich bekenne es und stehe dazu aus Glauben. Teilweise verstehe ich es, aber nur wenig.

Leuchte mir, «brennendes, nie verlöschendes Feuer!» [vgl. Ex 24, 17; 3, 2] — und ich werde anfangen, durch Dein Licht, «in Deinem Lichte das Licht zu schauen» [Ps 35, 10] und die Wahrheit als die Quelle des Lichtes zu erkennen.

Bleibe bei uns! Guter, verweile für immer! Und während meine Natur dahinfällt, gib mir wachsende Gnade!

Bleibe bei mir, und ich werde anfangen zu leuchten, wie Du leuchtest; ich werde anfangen, so zu leuchten, daß ich andern ein Licht sein kann. Das Licht, Herr Jesus Christus, wird ganz von Dir sein; nichts davon wird mein eigen sein. Kein Verdienst gehört mir; Du wirst durch mich auf andere scheinen.

Laß mich denn so Dich verherrlichen, wie es Dir am meisten gefällt, indem ich allen in meinem Umkreis leuchte. Gib ihnen Licht, so gut wie mir — leuchte ihnen mit mir, durch mich! Lehre mich, Deinen Lobpreis, Deine Wahrheit, Deinen Willen zu verkünden! Laß mich Dich predigen, ohne zu predigen; nicht durch Worte, sondern durch mein Leben, durch die geheime Kraft und den gewinnenden Einfluß meines Tuns, durch meine sichtbare Ähnlichkeit mit Deinen Heiligen und durch die offenkundige Fülle der Liebe, die mein Herz Dir entgegenbringt.

Med. Chr. Doctr. VII. 65/7.

DER ALLSEHENDE

Mein Gott, ich bete Dich an als den Allsehenden. Du erkennst auf ganz andere, höhere Weise, als Geschöpfe erkennen. Wir erkennen durch Wahrnehmen und Nachdenken, und es gibt wenig, dessen wir auf andere Weise gewahr werden. Aber wie anders ist dies unser Wissen nicht bloß im Umfang, sondern auch seiner Natur und Eigenschaft nach von Deinem Wissen! Die Engel wissen viel, aber mit Deinem Wissen verglichen, sind sie unwissend. Die menschliche Seele, die Du selbst in Deiner Menschwerdung angenommen hast, war von Anfang an mit allem der menschlichen Natur erreichbaren Wissen begabt; und doch war auch dies nur ein Tropfen, gegenüber der abgründigen Tiefe und reinen Klarheit, die Deinem göttlichen Wissen eigen ist.

Wie könnte es anders sein, mein Gott? Von Anfang an, von ewig warst Du aus Dir selbst, und Deine Seligkeit beruhte auf der Erkenntnis und Anschauung Deiner selbst, indem der Vater sich selbst im Sohn und Geist, und diese hinwieder sich gegenseitig und im Vater schauten — ein unendliches Begreifen des Unendlichen. In dieser vollkommenen Schauung des Unendlichen siehst Du dasjenige, was unendlich über allem und größer als alles ist. Alles, was im All beschlossen ist, ist schließlich zusammengekommen nur endlich; endlich, wenn auch die Grenzen nicht feststellbar sind; endlich, wenn auch noch so vielgestaltig; endlich, wenn auch

wunderbar sinnreich, herrlich, gewaltig. Du aber bist der unendliche Gott, und da Du Dich selbst erkennst, wieviel mehr erkennst Du das ganze Weltall, so ungeheuer weit, verwickelt und mannigfach es in seinem Gesamtbestande ist.

Großer Gott, Du weißt alles, was in der Welt ist, da Du es selbst geschaffen hast. Sie ist das Werk Deiner Hände. Du bist allwissend, weil Du allschaffend bist. Du kennst ein jedes Teilchen, so winzig es sei, gleich vollkommen wie das Ganze. Du siehst die geistige Welt so vollkommen wie die Körperwelt. Du erkennst die Gedanken und Ziele jeder einzelnen Seele so vollkommen, als gäbe es nur diese eine Seele in der ganzen Schöpfung.

Du erkennst mich durch und durch. All mein Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges steht vor Dir als ein Ganzes. Du siehst auch die ganz leisen, flüchtigen Regungen meines Denkens, die mir selbst entgehen: Du kannst jeden inneren Vorgang, ob Gedanken oder Tat, zu seinem Ursprung zurückverfolgen und ihm in seiner Entwicklung und seinen Auswirkungen nachgehen. Du weißt, wie es mit mir am Ende bestellt sein wird. Vor Deinem Auge steht die Stunde, da ich vor Dir erscheine, um das Gericht entgegenzunehmen. Wie schauervoll ist das Wissen, daß ich mich einmal Aug in Aug vor meinem Richter befinden werde!

Und doch, Herr, möchte ich es nicht anders haben. Ich möchte nicht, daß Du mich nicht känntest. Zu wissen, daß Du in meinem Herzen liesest, ist mein stärkster Halt.

O mehre in mir diese letzte Offenheit und Redlichkeit, nach der mein Verlangen steht. Bewahre mich davor, daß ich Dein Auge scheue, vor Deinem Blick erschrecke. Bewahre mich vor dem heimlichen Bewußtsein, daß ich nicht ernstlich Dein Wohlgefallen suche. Hilf mir, daß ich mehr und mehr Dich liebe. Dann werde ich in Frieden sein und keinerlei Angst vor Dir haben.

Med. Chr. Doctr. XVIII. 118/20

Der Vorsehende

Ich bete Dich an, mein Gott; denn Du verfügst über die Ziele und Wege aller Wesen, die Du geschaffen hast. Du hast ein jedes für seine eigene Bestimmung ins Dasein gerufen, und Du führst es seinem Ziel entgegen.

Die Bestimmung, die Du von Anfang an dem Menschen vorgezeichnet hast, ist, Dich zu verehren und Dir zu dienen und darin sein eigenes Glück, eine selige Ewigkeit an Seele und Leib in Gemeinschaft mit Dir für immer zu finden.

So hast Du es vorgesehen, und zwar für jeden Menschen. Wie Deine Hand und Dein Auge auf der niederen Schöpfung ruhen, so auch auf uns. Du erhältst alles am Leben und in Tätigkeit für sein Ziel. Alles, was lebt, ist vor Deinem Auge; Du gibst ihm Leben, solange seine Zeit währt. Kein Sünder, kein Heide, kein Lästler oder Gottesleugner lebt anders als durch Dich, und

damit er zur Besinnung komme. Du sorgst voll Liebe für jedes einzelne Wesen, das Du geschaffen hast, als wäre es das einzige in der ganzen Welt. Denn Du kannst sie allzumal in ihrem jeweiligen Besonderen sehen, und Du liebst mit der ganzen Fülle Deiner Vollkommenheiten ein jedes in diesem seinem sterblichen Leben und behältst ein jedes immer im Auge, als wolltest Du um seines besonderen Wertes willen seiner warten und ihm dienen.

Mein Gott, es ist mir eine Freude, Dich zu betrachten; eine Freude, Dich anzubeten, der Du allerorten und allzeit so wunderbar wirkst.

Alles, was Deine Vorsehung wirkt, kommt von Liebe. Wenn Du uns Übel schickst, ist es in Liebe. Alle Übel der äußeren Welt haben ihren tiefsten Sinn in etwas Gutem oder sind unvermeidliche Begleiter dieses Gutes Deiner Geschöpfe, und Du wendest sie zum Guten. Du suchst die Menschen mit Leiden heim, um sie zur Buße zu bereiten, um ihre sittliche Kraft zu steigern, um daraus um so größere Werte zu ziehen. Nichts geschieht umsonst, alles hat seine heilsamen Gründe. Du strafst, aber im Zorn bist Du Deiner Barmherzigkeit eingedenk. Selbst wenn Deine Gerechtigkeit über den unbußfertigen Sünder hereinbricht, an dem sich Deine liebevollen Vorkehrungen erschöpft haben, geschieht es um der andern willen, um sie barmherzig vor Ansteckung zu bewahren und zu warnen.

Herr, mit unbedingtem, festem Glauben bekenne ich auch in Deinen unerforschlichen Ge-

richten und unbegreiflichen Ratschlüssen die Weisheit und Güte Deiner Vorsehung.

Mein Gott, mein ganzes Leben war eine Kette von Gnaden und Wohltaten für ein Wesen, das ihrer gänzlich unwürdig war. Ich habe es nicht nötig, an Deine Vorsehung zu *glauben*; denn eine lange Erfahrung bezeugt mir die Fürsorge, die Du mir zugewandt hast. Jahr um Jahr hast Du mich geführt, hast Gefahren von meinem Pfade ferngehalten, hast mich geheilt, gestärkt, erfrischt, mich geduldig ertagen, mich geleitet und mich gestützt. O versage Dich mir nicht, wenn meine Kräfte versagen!

Nein, Du willst mich nie verlassen, ich kann mich sicher auf Dich verlassen. So schuldbe-laden ich bin – solange ich wahr zu Dir bin, wirst Du doch, und bis zum Ende, mir Deine Treue in überreichem Maße erzeigen. Ich darf in Deinen Armen ruhen und schlafen an Deiner Brust. Gib mir nur und mehre in mir die wahre Treue zu Dir, das Band des Bundes zwischen Dir und mir, das Unterpand in meinem Herzen und Gewissen, daß Du, der erhabene Gott, das armseligste Deiner Kinder nicht verlassen wirst.

Med. Chr. Doctr. XIX. 121/2.

Für meine Sendung

Gott hat mich für einen bestimmten Dienst geschaffen; er hat mir ein Werk anvertraut, das er keinem andern anvertraute. Ich habe meine Sendung – und würde ich sie das ganze Leben

hindurch nicht erkennen, so würde ich sie im nächsten Leben erfahren. Irgendwie bin ich notwendig für Gottes Ratschlüsse, so notwendig an meiner Stelle wie ein Erzengel an der seinen. Wenn ich versage, kann er freilich einen andern erwecken, wie er «aus Steinen Kinder Abrahams machen könnte» [Mt 3, 9].

Jedoch, ich bin an diesem erhabenen Werk beteiligt, ein Glied einer Kette, ein Band der Verbindung zwischen Menschen. Er hat mich nicht für nichts geschaffen, ich soll sein Werk vollbringen. Ich soll an meiner Stelle ein Engel des Friedens, ein Verkünder der Wahrheit sein – auch wenn ich nicht daran denke, wenn ich nur seine Gebote halte und ihm in meinem Berufe diene.

Herr, Du wußtest: wessen der Mensch am allermeisten und an erster Stelle bedarf, ist nicht eine äußere, sichtbare Führung – obschon er auch ihrer bedarf –, sondern ist innere, innig nahe, unsichtbare Hilfe. Du wolltest ihn durch und durch heilen, nicht obenhin; nicht nur die Oberfläche wiederherstellen, sondern Kern und Wurzel seiner Übel entfernen und zunichte machen. Zu diesem Behufe wolltest Du in des Menschen Seele eingehen. Du schiedest von ihm dem Leibe nach, um zu ihm wiederzukommen im Geiste.

Darum bliebst Du bei den Aposteln nicht wie in den Tagen Deines Fleisches, sondern kamst zu ihnen und wohntest für immer in ihnen in einer Gemeinschaft, die viel unmittelbarer und wahrer ist: in der Macht des Trösters.

Mein Gott, Tröster, Quell der Liebe, worin Vater und Sohn einander lieben, Du bist der Urheber der heiligen Liebe in unseren Herzen, «Lebensquell, Feuer, Liebe». . Ich erkenne Dich als den Geber der großen Gabe, in der allein wir das Heil haben: der heiligen Liebe. Der Mensch ist von Natur blind und stumpfen Herzens in allen geistigen Dingen – wie soll er den Himmel erreichen? Durch die Flamme Deiner Gnade, die ihn verzehrt, um ihn neu zu gestalten, und ihn befähigt, sich an dem zu freuen, wofür er ohne Dich kein Gespür hätte. Du warst, allmächtiger Tröstergeist, die Kraft, Stärke und Standhaftigkeit der Blutzengen inmitten ihrer Qual. Du bist der Halt der Bekenner in ihrer langen, beschwerlichen und demütigenden Arbeit, in der sie sich abmühen. Du bist das Feuer, wodurch die Prediger Seelen gewinnen, indem sie sich selbst in ihrer Arbeit für das Gottesreich vergessen.

Durch Dich erwachen wir von dem Tod der Sünde, um die Vergötzung des Geschöpflichen in die reine Liebe zum Schöpfer zu wandeln. Durch Dich erwecken wir den Glauben, die Hoffnung, die Liebe und die Reue. Durch Dich vermögen wir im Dunstkreis der Erde zu leben, von seiner Ansteckung heil. Durch Dich sind wir fähig, uns dem heiligen Dienst zu weihen. Durch das Feuer, das Du in uns entzündest, beten, betrachten und büßen wir. So wenig unser Leib am Leben bleiben könnte, wenn die Sonne erlöschte, so wenig unsere Seelen, wenn Du Dich entfernst.

Mein höchster Herr und Heilmacher, was in mir gut ist, kommt alles von Dir. Ohne Dich würde ich mit den Jahren im Bösen zunehmen und ein schlimmes Ende nehmen. . Mehre in mir die Gnade der Liebe trotz meiner großen Unwürdigkeit! Deine Liebe ist kostbarer als alles in der Welt, und für sie entsage ich allem, was die Welt zu bieten vermöchte. Gib mir Liebe, mein Leben!

Med. Chr. Doctr. III. 5, 86, 104.

Mir nahe

I

Gott hat mich für etwas Gutes geschaffen. Allen will er das Beste, jedem einzelnen sein besonderes Gutes. Was für den einen gut ist, ist es nicht für den andern; was des einen Glück ist, kann für den andern ein Unglück sein.

Wenn ich seinen Plan nicht durchkreuze, werde ich nach Gottes Ratschluß das erlangen, was meine höchste Seligkeit sein wird.

Er hat mich persönlich im Auge, er ruft mich bei meinem Namen; er weiß, was ich vermag, was mir am besten entspricht, was mein größtes Glück ist — und er hat es mir zugeordnet.

Gott weiß, was mein größtes Glück ist; ich weiß es nicht. Es gibt keine gleiche Regel für des einzelnen Glück und Wohl. Nicht allen entspricht dasselbe. Die Wege, die zur Vollendung

führen, sind mannigfach; die Heilmittel, deren die Seele bedarf, sind für die einzelnen sehr verschieden. Gott führt uns oft seltsame Wege, und wir wissen, er will unser Bestes; aber wir wissen nicht, worin unser Bestes besteht, noch den Weg dazu. Wir sind blind. Uns selbst überlassen, werden wir irgehen. Wir müssen uns ihm anheimgeben.

So will ich ihm die Führung überlassen, ohne erschreckt zu sein, wenn er einen befremdlichen Weg führt — einen «wundersamen Weg», wie die Kirche es nennt. Wir wollen die Zuversicht hegen, daß er uns recht führt und uns zu dem bringen wird, was vielleicht wir nicht für das Beste erachtet hätten, und was auch für andere nicht das Beste wäre, aber was uns das Beste ist.

Mein Gott, ich gebe mich ohne Vorbehalt in Deine Hände. Äußeres Wohlbefinden oder Übelbefinden, Freude oder Schmerz, Freundschaft oder Einsamkeit, Ehre oder Demütigung, gutes oder schlechtes Urteil der Menschen, Tröstung oder Unbehagen, Gefühl Deiner Gegenwart oder Deines Verborgenseins — alles ist gut, wenn es von Dir kommt. Du bist Weisheit und Liebe — was kann ich mehr wünschen? «Du führst mich nach Deinem Ratschluß und nimmst mich auf in Deine Herrlichkeit. Was habe ich im Himmel, und was begehre ich auf Erden als Dich? Mein Fleisch mag vergehen, mein Herz verschmachten, Du aber bist der Gott meines Herzens und mein Anteil für ewig» [Ps 72, 24/6].

Med. Chr. Doctr. I. 1.

Ich vermag nicht in Deine verborgenen Ratschlüsse einzudringen, Herr. Ich weiß, Du hast Dich für alle Menschen dahingegeben; aber weil Du ihr Heil, obschon Du es gekonnt hättest, nicht auf eine Weise gewollt hast, daß alle es tatsächlich erreichen, so ist es gewiß, daß Du für den einen mehr tust als für den andern.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wie Dein ewiger Ratschluß für mich lautet; aber überdenke ich alle die Zeichen Deiner Güte, die Du mir so freigebig erwiesen, so darf ich vertrauen, zu denen zu gehören, deren Namen in Deinem Buch geschrieben stehen. Und eines weiß ich durchaus von mir und fühle es und glaube es auch von allen andern: wenn ich die Krone, die mir hinterlegt und erreichbar ist, nicht erreiche, so ist es ganz und gar meine eigene Schuld.

Von meiner Kindheit auf hast Du mich mit Deinen Gnadenerweisen umgeben und hast soviel für mich getan, als wäre ich von Bedeutung für Dich, und als wäre es Dein Verlust, wenn ich den Himmel verlöre. Durch unzählige freundliche Fügungen hast Du mich weitergeführt, hast mich so innig Dir nahe kommen lassen, mich in Dein Haus aufgenommen, in Dein Gemach, und mich mit dir selbst genährt. Wahrlich, es ist Liebe von Dir, Liebe im wirklichen, wahren, wesenhaften, tatkräftigen Sinne ohne Einschränkung — ich weiß es, ich bin davon ganz durchdrungen —, und Du bist immer

bereit, mir weiter Gutes zu tun, Deine Segnungen über mich auszugießen, und wartest immerzu, daß ich um Deine Gnade bitte,

Ja, Herr, Du wünschest, daß ich Dich bitte. Du lauschest beständig auf meine Stimme, und es gibt nichts, was ich nicht von Dir erhalten könnte. Ach, ich bekenne meine schmäbliche Nachlässigkeit in der Benutzung dieses großen Vorrechts. Ich bin wirklich in Schuld; mit der höchsten Gabe, der Macht, den Allmächtigen zu bewegen, habe ich lässig gespielt. Wie lau bin ich im Gebete um das, was mir not tut! Wie wenig denke ich an das Bedürfnis anderer, an die Not der Welt und die Anliegen Deiner Kirche!

Laß nicht das Blut der Seelen über mich kommen! Laß mich nicht des Weges ziehen, ohne an Dich zu denken! Gib mir, daß ich alles vor Dir ausbreite, in all meinen Plänen Deine Guttheißung erfrage und in allen meinen Unternehmungen um Deinen Segen bitte! Ich will nichts tun ohne Dich, mein Herz soll allzeit bei Dir sein, und nie will ich vergessen, daß mein Erlöser am Thron des Allerhöchsten mein Fürsprecher ist. Wie die Sonnenuhr sich nach der Sonne richtet, so will ich mich von Dir leiten lassen, wenn Du mich bei der Hand nehmen und mich leiten willst.

So sei es, mein Herr Jesus Christus. Ich gebe mich Dir ganz.

Med. Christ. Doctr. XIII. 94/6.

So führe mich!

I

1. Mein Gott, Du bist der Allweise und Allwissende, Du allein. Du weißt alles und jedes, was uns von Anfang bis Ende begegnet wird, und hast es festgesetzt; Du hast es aufs weiseste geordnet.

Du weißt, was mein Los von Jahr zu Jahr sein wird, bis ich sterbe; Du weißt, wie lange ich zu leben habe; Du weißt, wie ich sterben werde. Du hast alles genau bestimmt, die Sünde ausgenommen; jedes Ereignis meines Lebens ist für mich das denkbar Beste; denn es kommt von Dir.

Du führst mich durch Deine wunderbare Vorsehung von einem Jahr zum andern, von der Jugend bis zum Alter mit vollkommenster Weisheit und mit vollkommenster Liebe.

Mein Herr Jesus Christus, Du bist in diese Welt gekommen, um Deines Vaters Willen, nicht Deinen eigenen zu erfüllen: gib mir eine unbedingte und redliche Unterwerfung unter den Willen des Vaters und Deinen, des Sohnes! Ich glaube, mein Erlöser, Du weißt, was mir jeweils das Allerbeste ist. Ich glaube, Du liebst mich besser, als ich Dich selber liebe. Du bist allweise in Deiner Vorsehung, und allmächtig in Deinem Schutze. Ich weiß so wenig wie Petrus, was mir die Zukunft bringen wird [vgl. Joh 21, 22], doch ich ergebe mich gänzlich in meine Unwissenheit und danke Dir von gan-

zem Herzen, daß Du mich der Sorge um mich selbst enthoben und, statt eine so schwere Last auf mich zu legen, mich aufgefordert hast, mich ganz in Deine Hände zu legen. Ich kann nichts Besseres tun, als gern Dir anvertraut zu sein, lieber als mir selbst.

Ich erkläre in aller Form, Herr, ich will mit Deiner Gnade Dir folgen, wohin Du auch gehst, und will nicht selber den Weg bestimmen. Ich will Deiner gewärtig sein, Deiner Führung harrend, und weil Du sie mir gewährst, will ich kindlich und ohne Furcht vorangehen. Und ich verspreche, ich will nicht ungeduldig werden, wenn Du mich einmal in Dunkelheit und im Ungewissen läßt, noch will ich mich beklagen oder murren, wenn eine Widrigkeit oder Bedrängnis über mich kommt.

Ich weiß, Herr, Du wirst das Deine an mir tun, so wie ich mit Deiner Gnade das Verlangen habe, das Meine vor Dir zu tun. Ich weiß wohl, Du wirst Dich jenen nie versagen, die Dich suchen, und wirst die nicht täuschen, die Dir vertrauen; aber ich weiß auch, daß ich Deinen Beistand um so reicher und sicherer genießen werde, je mehr ich darum bete. Darum rufe ich zu Dir und flehe Dich an, fürs erste: Du wollest mich vor mir selbst bewahren und mich keinem anderen Willen folgen lassen als Deinem. Dann bitte ich Dich, Du wollest in Deiner unendlichen Teilnahme Deinen Willen auf Milde gegen mich stimmen und nicht streng, sondern nachsichtig mit mir verfahren. Und wenn es nicht unrecht ist, so zu bitten, Herr: suche

mich nicht mit jenen peinvollen Prüfungen heim, die nur Heilige tragen können. Habe Mitleid mit meiner Schwäche und führe mich den sicheren, ruhigen Weg zum Himmel!

Doch lege ich alles in Deine Hände, mein Herr und Erlöser, und markte um nichts. Nur, wenn Du mir ernstere Prüfungen zudedacht hast, so gib mir auch mehr Gnade! Überschütte mich mit der Fülle Deiner Kraft und Deines Trostes, daß mir die Prüfungen des Lebens nicht zum Tode, sondern zum Leben, zum Heil gereichen mögen.

Med. Chr. Doctr. XII. 81/3.

11

Du führe mich, mildes Licht! Derweilen es dunkelt,
Führ mich hinan!
Die Heimat ist fern, kein Sternbild am Himmel funkelt —
Führ mich hinan!
Behüte des Pilgers Fuß: ich will nicht sehen
Verhülltes — nur einen Schritt vor dem andern gehen.

Einst war ich anderen Sinnes, wollte nicht flehen:
Führ mich hinan!
Wollt' selber wählen, auf eigenen Füßen stehen:
Nun — führ mich hinan!
Ich liebte die klaren Lichter, wäohnt' zu erlangen
Die höchsten Kronen — o Herr, vergiß, was
vergangen!

Ich weiß, Du wirst wie von je mich gütig leiten
Auf Deiner Bahn.

Du läßt über Moor und Klüfte mich sicher
schreiten

Zum Licht hinan.

Umschweben nicht Engel den Weg? Wie
könnte ich sorgen?

Ihr stilles Lächeln grüßt schon den nahen
Morgen.

Verses 156/7 («The pillar of the cloud», 16. Juni 1833).

DER ALLHEILIGE

Du bist heilig, Herr. Durch einen unendlichen
Abstand bist Du von allen andern getrennt und
bist gegenüber allen DER ANDERE.

Ich bete Dich an, Herr, in dieser Deiner Hei-
ligkeit und immerwährenden Reinheit; denn all
Deine Seligkeit quillt von innen, und nichts
kann Dich von außen berühren.

Ich bete Dich an, den unendlich Seligen, des-
sen ganze Seligkeit in Dir selber gründet. Ich
bete Dich an, in Deiner vollkommenen, heiligen
Selbsterkenntnis, in der wir die Zeugung des
ewigen WORTES fassen. Ich bete Dich an in
Deiner unendlich reinen Selbstliebe, in der wir
das Hervorgehen des Heiligen Geistes als Liebe
zu Deinem Sohn und Sohnesliebe zu Dir fassen.
Ich bete Dich an in jener Glückseligkeit, die Du
von ewig aus Deinem eigenen Selbst genießest.

Mein Gott, ich verstehe nicht diese himmlischen Wirklichkeiten; ich rede in Worten, über die ich nicht verfüge. Jedoch ich glaube, o Gott, an die Wahrheit dessen, was ich nur schwach in menschlichem Ausdruck fassen kann.

Ich bete Dich an, mein Gott, den Heiligen in Dir selbst wie nach außen. Ich bete Dich an, den Heiligen in seinen Werken, wie auch in seinem eigenen Wesen. Kein Geschöpf kann sich Deiner Heiligkeit, jenseits alles sonst Heiligen, nahen – Du aber bist nahe, berührst, umschließest und besitzest alles Geschaffene, und alles lebt nur in Dir: alles, was Du geschaffen hast, ist gut.

Ich bete Dich an, weil Du alles und jedes in seiner Art gut gemacht hast. Ich bete Dich an, der Du allem in der Erschaffung Deine helfende und erhaltende Kraft von innen mitgegeben hast, so daß es, ohne daß Du von außen nachhelfen mußt, weiterlebt und nicht in das Nichts zerfällt. Ich bete Dich an, der Du allem wirkliche Kraft verliehen, so daß es sich regen kann, wenn auch durch Dich und mit Dir, jedoch aus sich selbst.

Ich bete Dich an, der Du Deinen vernunftbegabten Geschöpfen Macht gegeben hast, das Rechte zu wollen, und Deine heilige Gnade. Ich bete Dich an, der Du den Menschen aufrecht geschaffen, ihn gütig mit dem Vollbestand seines natürlichen Wesens ausgerüstet und obendrein mit einem reichen Maß Deiner freien Gnade gesegnet hast, so daß er gleich einem

Engel auf Erden begann; und noch mehr bete ich Dich an, weil Du ihm durch Deinen Eingeborenen in der göttlichen Menschwerdung Deine Gnade in reicherem Maße und mit bleibenderer Frucht zurückgegeben hast.

In all Deinen Werken bist Du heilig, mein Gott, und ich bete Dich an in allem.

Heilig bist Du in Deinen Werken, Herr. Die Sünde in der Welt ist nicht von Dir; sie ist von einem Feinde – von mir und dem Meinigen. Mich, den Menschen, trifft die Schmach; denn wir könnten das Rechte wollen und wollen das Übel. Welch ein Abgrund ist zwischen Dir und mir, mein Schöpfer, nicht nur im Wesen, sondern auch im Wollen!

Dein Wille ist immer heilig. Wie darf ich je es wagen, Herr, Dir zu nahen? Was habe ich mit Dir gemein? Aber ich muß Dir nahekommen. Du wirst mich zu Dir rufen, wenn ich sterbe, und wirst mich richten. «Wehe mir, denn ein Mensch mit unreinen Lippen bin ich und wohne in einem Volk mit unreinem Munde» [Is 6, 5].

Dein Kreuz, o Herr, zeigt mir den Abstand zwischen Dir und mir, indem es ihn überwindet. Es zeigt sowohl meine tiefe Sündhaftigkeit wie Deinen tiefen Abscheu vor der Sünde.

Präge mir, Herr, die Lehre des Kreuzes in ihrer ganzen Bedeutung ein, daß sie mich nicht nur erkennen lasse, wie fremd ich Dir geworden bin, sondern mir auch die Kraft der Versöhnung verleihe.

Med. Chr. Doctr. XI. 76/8.

Herr, Du hast eine ganze Ewigkeit in unaussprechlicher Seligkeit gelebt, weil Du schon allein der Vollkommene bist, nur Du. Zu einer Zeit begannen die geschaffenen Geister da zu sein; Du schufest sie, daß sie bei Dir seien und nach ihrem Maße an Deiner Seligkeit teil hätten. Doch ihrer Bestimmung entgegen, erhoben sie sich. Zuerst war es ein Teil der Engel, dann die Menschheit. Sie erhoben sich wider Dich und dienten andern statt Dir.

Wozu sonst hast Du uns geschaffen, als um uns glücklich zu machen? Konntest Du glücklicher werden, indem Du uns schufest? Und worin sonst könnten wir glücklich sein, als im Gehorsam zu Dir? Jedoch, wir wollten nicht glücklich sein auf den Wegen, die Du uns zuge-dacht, sondern wir wollten unser Glück auf unseren eigenen Wegen finden, und so verließen wir Dich.

Mein Gott, wie vergelten wir Dir — wie vergelte ich Dir —, wenn wir sündigen! Welch schrecklicher Undank!

Und was wird die Strafe sein, daß ich meine Glückseligkeit ausschlage und die Hölle dem Himmel vorziehe? Ich weiß, worin die Strafe liegt. Du wirst sagen: «So mag er denn seines Weges ziehen! Er will verderben, so mag er es haben! Er verschmäht die Gnade, die ich ihm gab, so soll sie sich in Fluch verwandeln!»

Du hast einen Anspruch auf mich, mein Gott. Ich bin gänzlich Dein. Du bist der allmächtige Schöpfer, und ich Dein Geschöpf. Ich bin das Werk Deiner Hände, Du bist mein Eigentümer. So wenig sich Axt oder Hammer gegen den Meister erheben kann, so wenig ich gegen Dich. Du schuldest mir nichts; ich habe Dir gegenüber keine Rechte, ich habe nur Pflichten. Mit meinem Leben und Wohlergehen und in jeder Gabe hange ich jeden Augenblick von Dir ab. Was mein Wollen im Hinblick auf mein Leben vermag, ist nicht mehr, als was Axt und Hammer vermögen; ich hange mehr von Dir ab als irgend etwas auf Erden von seinem Besitzer und Meister. Der Sohn ist nicht für Lebensdauer von seinem Vater abhängig; der Stoff, aus dem die Axt gemacht ist, war schon vorher — ich aber hange durch und durch von Dir ab. Ich sterbe, wenn Du mir Deinen Odem auch nur für einen Augenblick entziehst. Ich bin ganz und gar Dein Eigentum, Dein Werk, und meine einzige Pflicht ist, Dir zu dienen.

Mein Gott, ich bekenne, daß ich Dich bisher sehr vergaß und immer wieder vergesse. Ich habe oft so dahingelebt, als wäre ich mein eigener Herr, und habe mich rebellisch von Dir abgekehrt. Ich bin meiner eigenen Laune und Lust gefolgt, ohne nach Deinem Wohlgefallen zu fragen, und so weit habe ich es in meiner Verhärtung gebracht, daß ich kaum mehr recht fühle, was für ein Übel das ist. Ich sehe nicht mehr klar, was es Schreckliches um das Böse ist; es ist mir nicht in dem Maße ein Ge-

genstand des Hasses und der Furcht, wie es sein müßte; ich habe weder Schauer noch Ekel davor, ich wende mich nicht entrüstet davon ab als einer Verhöhnung Deines Willens, sondern spiele und feilsche damit; auch wenn ich nicht in grobe Vergehen falle, so habe ich doch keine besonderen Hemmungen, mich in kleineren gehen zu lassen. Mein Gott, welch ernster, erschreckender Abstand ist zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich sein sollte!

II

Du bist der allsehende, allwissende Gott. Deine Augen, Herr, sind allerorten. Du bist der wirkliche Zeuge alles dessen, was irgendwo geschieht. Du bist immer bei mir; Du bist zugegen als Mitwiser in allem, was ich denke, rede oder tue. «Du, o Gott, der mich sieht» [Gen 16, 13]. All mein Tun, so geringfügig es auch sei, jedes flüchtige und zufällig ausgesprochene Wort, auch der geheimste Gedanke meines Herzens, der im Augenblick auftaucht und wieder vergessen wird, — Du siehst dies alles, Herr; Du siehst und bewahrst es. In Deinem Buch ist jeder Tag meines Lebens eingetragen. Ich vergesse. Du vergissest nicht. Aufgezeichnet ist die Geschichte aller meiner vergangenen Jahre. Und so wird es sein, bis ich sterbe. Die Blätter füllen sich und werden umgeschlagen, und schließlich ist das Buch vollgeschrieben. «Wohin soll ich fliehen vor Deinem Geiste?» [Ps 138, 7].

Herr, ich bin bedingungslos in Deiner Hand..

Guter Herr, hab Erbarmen mit mir! Ich hoffe, Du habest mir meine Sünden vergeben — die Auswirkungen aber, die Strafen bleiben. So sehr Du mich liebst, und so wahrhaft Du mich als Dein eigen erkennst, Du wirst mich in die Läuterung weisen. Ich werde meine Sünden noch einmal überdenken müssen, für sie zu büßen.

Dort werde ich leiden. Hier ist die Zeit für eine ernste Buße; hier ist die Zeit, um Gutes zu tun, die Sündenstrafen abzubüßen, die Schuld auf jede mögliche Weise abzutragen.

Deine Heiligen waren in den Augen anderer Menschen ohne Sünde; in Wirklichkeit hatten sie eine große Schuldrechnung und sie brachten Ordnung hinein, durch eine immerwährende Anstrengung, die sie hier auf sich nahmen. Ich habe weder ihr Verdienst, noch ihre Leiden; ich weiß nicht, ob ich zu solchen Liebestaten fähig bin, daß sie mir Nachlaß meiner Sünden erwirken könnten. Der Ausblick vor mir ist dunkel — ich kann mich nur auf Deine unendliche Barmherzigkeit stützen.

Herr, Du hast mir schon so vielfach Deine erbarmende Milde erzeugt: erbarme Dich meiner in dieser Erdenzeit! Bei all Deiner Gerechtigkeit — sei mir barmherzig!

Med. Chr. Doctr. IV. 37/9; IV. 47/9.

«Herr, ich bin nicht würdig» [Mt 8, 8]. Du allein, Herr, zu dem ich spreche, begreifst, was ich sage, in seinem vollen Sinne. Du siehst, wie unwürdig ein so großer Sünder ist, mit Dir, dem einen, heiligen Gott Gemeinschaft zu haben, den die Seraphe mit zitternder Ehrfurcht anbeten. Du siehst nicht bloß die Flecken und Narben meiner früheren Sünden, sondern auch die Verstümmelungen, die tiefen Wunden, die bleibenden Unordnungen, die sie in meiner Seele zurückgelassen haben. Du siehst, wie lebendig diese unzählbaren Spuren des Bösen sind, von denen ich mich umschlossen sehe, auch wenn sie nicht die Verdammung mit sich bringen – wie unheimlich als wirkliche Macht, durch ihre Schuld und ihre Auswirkungen. Du siehst all meine schlechten Neigungen, meine niedrigen Motive, meine verkehrten, eigenwilligen Ideen, meine vielen Schwächen und Erbärmlichkeiten. Und doch kommst Du zu mir!

Mein Gott, mir selbst überlassen, müßte ich wahrhaft vergehen im Gedanken, mit dem, was ich bin, vor dem erschreckenden Glanz Deiner Majestät, dem verzehrenden Feuer zu stehen. Du wirst mir Kraft geben, Deine Gegenwart zu ertragen; sonst könnte ich nur mit Petrus sagen: «Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!» [Lk 5, 8].

Ja, gib mir Kraft, mein Gott, Deine Gegenwart zu ertragen! Du allein kannst es. Reinige

mein Herz und meinen Geist von allem, was zurückliegt, tilge meine Erinnerungen an das Böse, befreie meine Seele von allem Schwachen, Gebrechlichen, Reizbaren, Unzulänglichen! Gib mir ein wahres Erfassen des Unsichtbaren! Hilf mir, daß ich wahrhaft, in der Anwendung auf die praktischen Wirklichkeiten meines Lebens und gegenüber allen irdischen Werten, Dir die Treue halte und mehr auf die kommende Welt, als auf die gegenwärtige schauel! Gib mir Tapferkeit, wahre Unterscheidungsgabe zwischen Recht und Unrecht, Demut in jeder Lage und eine innige Sehnsucht nach Liebe zu Dir!

Med. Chr. Doctr. XV. 109/10.

«*Mein Herr und mein Gott!*»

Mit Thomas bete ich Dich an, mein Gott. Und wenn ich mein ganzes Leben hindurch gleich ihm durch mangelnden Glauben gesündigt habe, um so mehr bete ich Dich an.

Ich bete Dich an, den einzig Anbetungswürdigen. Du bist in Deiner freigewählten Demut, darin Du Dich von den Menschen mißachten läßt, herrlicher, als da Dich die Engel verehren.

Mein Gott und mein alles, Dich haben, heißt alles haben, was ich haben kann. Ewiger Vater, gib mir Dich selbst!

Ich würde nicht wagen, eine so große Bitte an Dich zu richten – es wäre anmaßend, hättest nicht Du mich ermutigt. Du hast es mir in den

Mund gelegt. Du hast Dich in meine Natur gekleidet, bist mein Bruder geworden und bist gestorben wie andere Menschen, nur in viel größerer Bitterkeit: auf daß ich vertrauensvoll Dir nahe, statt in Furcht und Zittern auf Dich zu schauen.

Du sprichst zu mir, wie einst zu Thomas und forderst mich auf, Dir ganz zu vertrauen.

Mein Gott und mein Alles! — Was kann ich Größeres sagen, und wenn ich die ganze Ewigkeit reden wollte! Ich bin zufrieden und überreich gesegnet, wenn ich Dich habe. Ohne Dich aber bin ich nichts; ich verdorre, zerfalle und verderbe.

«Mein Herr und mein Gott» [Joh 20, 28] — mein Gott und mein Alles, gib mir Dich selbst! Ich verlange sonst nichts.

Thomas trat herzu und berührte Deine heilige Wunde. Wird je der Tag kommen, wo ich Dir nahen darf, sie zu verehren? Welch ein Tag, da ich, geläutert von aller Unreinheit und Sünde, fähig bin, meinem fleischgewordenen Gott zu nahen in seiner erhabenen Wohnung des Lichtes oben! Welch ein herrlicher Morgen, wenn alle Pein der Läuterung hinter mir liegt und ich zum ersten Male Dich mit eigenen Augen, von Angesicht zu Angesicht, schauen, Dir ohne Zagen in die Augen sehen darf, um voller Freude mich niederzuwerfen und Deinen Fuß zu umfassen — Du aber breitest die Arme aus, mich zu empfangen! Du mein großer Freund, der meiner Seele wahrhaft wohl will, ich will Dich jetzt lieben, damit ich einst Dich lieben kann.

Was für ein Tag, langer Tag ohne Ende, Tag der Ewigkeit, da ich ganz anders sein werde als jetzt, wo ich den Leib des Todes an mir fühle und mich verwirrt und abgelenkt sehe durch so viele Gedanken, von denen jeder mich um den Himmel bringen möchte.

Mein Gott und Herr, was für ein Tag wird das sein, wenn alle Sünden, die läßlichen und die schweren, von mir genommen sind, wenn ich vollendet und wohlgefällig in Deinen Augen vor Dir stehe, fähig, Deine Gegenwart zu ertragen, ohne Dein Auge zu scheuen, ohne zu zittern vor den klaren Blicken der Engel und Erzengel, umgeben von ihrer Gesellschaft und mitten unter ihnen!

Mein Gott, wenngleich ich nicht würdig bin, Dich zu sehen oder Dich anzurühren, möchte ich doch immer in Deiner Nähe sein und Sehnsucht hegen nach dem, was in seiner Fülle mir noch versagt ist. Mein Erlöser, Du allein sollst mein Gott sein; ich will keinen zum Herrn haben als Dich. Zerbrechen will ich die Götzen in meinem Herzen, die sich nicht mit Dir vertragen; nichts will ich mein nennen als «Jesus Christus, und zwar den Gekreuzigten» [1 Kor 2, 2]. Es soll mein Leben sein, Zwiesprache mit Dir zu halten, mich selbst Dir darzubringen, Dich vor Augen zu haben, Dich zu verehren in Deinem heiligen Opfer und mich ganz Dir hinzugeben im heiligen Mahle.

Med. Chr. Doctr. VI. 2: 55/7.

DAS WAHRE GUT

Dich besitzen, Freund der Seelen, heißt glücklich sein. Es ist *das* große Glück der unsterblichen Seelen. Sich Deines Anblickes zu erfreuen, ist der selige Inhalt der Ewigkeit.

In diesem Leben kann ich mich an den flüchtigen Werten der Sinne und der Zeit ergötzen und so kann ich mich leidlich durchbringen. Aber sie können nicht für immer bleiben; sie werden uns abgestreift, wenn wir aus diesem Leben scheiden. Alle Schattenbilder werden sich eines Tages auflösen. Was werde ich dann beginnen?

Nichts wird mir bleiben, als der gewaltige Gott. Wenn ich im Gedanken an Ihn keine Freude finde, so wird es dann nichts mehr geben, woran ich mich freuen könnte. Gott und meine Seele — die werden dann noch von aller Welt die einzigen Wesen sein, soweit es mich selbst betrifft, und ob es mir lieb ist oder nicht, Er wird dann alles in allem sein. Welche Not für mich, wenn ich Ihn nicht liebe und nichts sonst mir bleibt, um es zu lieben — wenn ich mit ihm nicht im Reinen bin, dessen Auge dann immerdar auf mir ruhen wird.

Ach Herr, wie kann ich mich unterstehen zu sagen, Du werdest mir alles in allem sein, «ob es mir lieb sei oder nicht»? Muß ich es nicht von ganzem Herzen wünschen? Was kann mich glücklich machen als Du? Wenn mir dann alle Werte der Zeit und der Sinneswelt zur Verfügung wären wie jetzt, müßte ich nicht im Laufe

der Zeiten ihrer müde werden, ja schon nach wenig Jahren? Und wenn diese Welt für immer bestünde, könnte sie meine Seele erfüllen? Gibt es schon hienieden etwas, das nicht mit der Zeit schal würde? Liebt der Greis, was dem Jüngling gefällt? Ist nicht ein beständiger Wechsel hienieden?

So kann ich gewiß sein, mein Gott: einmal würde die Zeit kommen, auch wenn sie lange anstünde, da ich genug hätte von allen Freuden, welche die Welt zu bieten vermag. Nur Du, Herr, den ich liebe, bist meiner Seele Nahrung für ewig, nur Du.

Du allein kannst die Menschenseele erfüllen. Die Ewigkeit ohne Dich wäre elend, selbst wenn keine Strafe hinzukäme. Dich schauen, in Dir frohlocken, Dich betrachten: nur dies ist unerschöpflich.

Zwar bist Du der Wandellose, doch sind in Dir immer neue und immer wunderbarere Tiefen und immer neue und wechselnde Herrlichkeiten zu ergründen. Wir werden ewig von vorn anfangen, Dich zu betrachten, als hätten wir Dich noch nie gesehen. In Deiner Gegenwart fließen die Wonneströme, von denen zu kosten nie verleidet. Dies ist mein wahrer Anteil, Herr, hier und für ewig.

Mein Gott, wieviel fehlt mir, nach dem zu leben, was ich so klar begreife! Ich muß bekennen, mein Herz geht Schattenbildern nach. Anderes liebe ich mehr als die Gemeinschaft mit Dir und bin immer geneigt, Dir zu entlaufen. Ja, es ist mir oft schwer, im Gebete zu ver-

weilen. Kaum ein Vergnügen gibt es, dem ich nicht lieber huldige, als Deiner zu gedenken.

Vater, gib mir die Gnade einer tiefen Beschämung über meine Widerspenstigkeit!

Rüttle mich auf aus meiner Nachlässigkeit und Kälte und gib mir, daß ich Dich von ganzem Herzen suche. Hilf mir, gern in Betrachtung, heiliger Lesung und Gebet zu verweilen. Hilf mir zu lieben, was meinen Geist für meine ganze Ewigkeit beschäftigen wird.

Med. Chr. Doctr. III. 1: 31/3.

Das unerschöpfliche Gut

Mein Gott, ich glaube und weiß, daß Du unendlich bist in der Fülle und Tiefe Deiner Eigenschaften, und ich bete Dich darin an. Ich bete Dich an, als den Inbegriff alles dessen, was die Seele erquicken und stillen kann. Und ebenso weiß ich und bin durch Erfahrung dessen nur zu sicher, daß alles Geschaffene, alles Irdische, wohl eine Zeitlang gefällt, aber dann verblaßt und zur Last wird. Ich glaube, es gibt auf Erden nichts, dessen ich auf die Dauer nicht müde würde; ich glaube, mit der Zeit würde ich auch des Lebens überdrüssig; ich fände es schal und leer und freudlos, selbst wenn ich alle Glücksgaben zu Verfügung hätte, die es bieten kann; ich wäre wohl über die Maßen unglücklich, wenn ich so lange wie die Menschen vor der Sintflut zu leben hätte – ohne Dich; ich könnte

versucht sein, vor Müdigkeit und Überdruß selbst ein Ende zu machen; ich würde meinen Verstand verlieren, würde das Leben nicht vorher ein Ende nehmen; es käme mir vor, als wäre ich im einsamen Verließ mir selbst überlassen, ohne Gefährten – wenn Du nicht wärest, mit dem ich Zwiesprache halten kann, mein Gott.

Nur Du, unendlicher Herr, bist immer neu, obschon der «Alte der Tage» [Dan 7, 9]; Du bist «der Erste und der Letzte» [Geh Offb 1, 17].

Mein Gott, Du bist immer jung, obwohl Du älter als alle bist. Du allein bist «die Speise für immer» [Joh 6, 27]. Ich habe ein ewiges Leben vor mir, nicht nur für eine Weile, und über mein Dasein habe ich keine Gewalt. Ich kann mich nicht zerstören, selbst wenn ich so schlecht wäre, es zu wollen; ob ich wolle oder nicht, ich muß mit dem Verstande und Bewußtsein für ewig fortleben.

Ohne Dich wäre die Ewigkeit nur ein anderer Name für ewiges Elend. In Dir allein besitze ich, was mir Halt für immer geben kann; Du allein bist die Speise meiner Seele. Nur Du bist unerschöpflich und bietest mir immer Neues zu erkennen und Neues zu lieben. Nach Millionen Jahren werde ich Dich so wenig kennen, daß ich mich noch immer am Anfang fühlen werde; nach Millionen Jahren wirst Du für meine Erfahrung noch ebenso beglückend, vielmehr beglückender sein als früher, und es wird mir vorkommen, ich stünde erst am Beginn meiner Seligkeit in Dir. Und so wird es immer sein, und

für alle Ewigkeit werde ich ein kleines Kind sein, das in die Anfangsgründe Deines unendlichen göttlichen Wesens eingeweiht wird. Denn Du bist die Quelle und die Mitte alles Guten, das einzig Wesenhafte in dieser Welt der Schatten, der Himmel, in dem die seligen Geister leben und glücklich sind.

Mein Gott, Du sollst mein Anteil sein. Schon aus bloßer Klugheit komme ich von der Welt zu Dir und entsage der Welt um Deinetwillen. Ich gebe den Abschied dem, was nur Verheißung ist, um dessentwillen, was Erfüllung ist. Zu wem sollte ich gehen? Es verlangt mich auf dieser Welt, Dich zu finden und an Dir meine Stillung zu haben; es verlangt mich nach Dir, mein Erlöser, der auferstanden, zum Himmel gefahren und doch Deinem Volke auf Erden nahegeblieben ist. Ich schaue auf zu Dir, ich erhebe mein Auge zu dem «lebendigen Brot», das im Himmel ist und «vom Himmel kommt» [Joh 6, 41]. Gib mir immer von diesem Brot! Nimm hinweg dieses Leben, das bald zerfällt, auch wenn Du es nicht zerstörst, und gib mir die Fülle jenes übernatürlichen Lebens, das in Ewigkeit keinen Tod kennt.

Med. Chr. Doctr. XXIII. 132/4.

Der Seligmachende

Der Herr ist in den Himmel aufgefahren. .
In den Himmel gehen, heißt zu Gott gehen.
Der Himmel – da ist Gott und Gott allein;

denn da ist vollkommenes Glück und nichts anderes; und niemand kann selig sein, der nicht in die Herrlichkeit des göttlichen Wesens eingetaucht und da geborgen und ganz darein versenkt ist.

Alle Heiligen, die er geschaffen, sind nur des Höchsten Gewand, in das er sich ewig gekleidet hat; es strahlt von seinem unerschaffenen Licht.

Auf Erden gibt es viele Dinge, und jedes hat seine eigene Mitte. Dort ist nur *ein* Name: Gott allein.

Das ist das wahre, überirdische Leben auf Erden. Will ich hier übernatürlich leben, und will ich ins übernatürliche, ewige Leben gelangen, das im Himmel ist, so muß ich eines tun: hienieden in seelischer Gemeinschaft mit Gott leben.

Lehre mich dies, o Gott! Gib mir Deine übernatürliche Gnade, es zu verwirklichen! Verstand, Gefühl, Absichten, Ziele: alles soll durchdrungen und beherrscht sein von der Liebe zu Dir, alles eingetaucht und einbezogen in das Eine: Dich schauen.

Dort gibt es *einen* Namen und *einen* Gedanken; hienieden gibt es vierlei Gedanken. Das irdische Leben, das zum Tode führt, besteht eben darin, der Vielheit der Dinge, Ziele, Aufgaben und Zerstreuungen nachzujagen, die man auf Erden sich vorsetzen kann. Auch das natürlich Gute, das es auf Erden gibt, führt nicht [von sich aus] zum Himmel: es verdirbt, sobald man sich damit befaßt; es zerfällt, wenn man darnach greift. Es ist nichts Festes, nichts Ganzes, nichts

Dauerhaftes; es zerrinnt in ein Übel, bevor es gut endet, bevor es recht angefangen hat, gut zu werden. Im besten Falle ist alles «eitel», wenn nicht Schlimmeres. Und zumeist birgt es den Keim der wirklichen Sünde.¹

Mein Gott, ich muß dies bekennen. Mein Herr und Erlöser, ich bekenne es. Ich weiß, nur Du bist der Wahre, bist der Gute, bist Gott. Du allein kannst mir Licht und Klarheit schenken und kannst mich zu Dir emporführen. Du bist «der Weg, die Wahrheit und das Leben» [Joh 14, 6], nur Du. Die Erde wird mich nie zum Himmel führen. Du allein bist der Weg, Du allein.

Mein Gott, kann ich auch nur einen Augenblick zweifeln, welches mein Weg sei? Soll ich nicht ohne Zögern Dich zu meinem Teil erwählen? Zu wem sollte ich gehen? «Du hast Worte des ewigen Lebens» [Joh 6, 69].

Du bist herabgestiegen, um gerade das für mich zu tun, was sonst niemand tun könnte: nur Du, der Himmel, kann mich zum Himmel

¹ Wollte man die Empfindung des Herzens – und gar die Gebersprache der mystischen Gottesliebe – in das Begriffsnetz nüchterer «ontologischer Betrachtung» spannen, könnten solche Stellen etwas übertrieben scheinen. Und der Theologe könnte daran erinnern, daß vor dem Auge des Schöpfers «alles gut war». Immerhin – ehe der Mensch darüberkam! Nun erlebt ein jeder die Welt auf seine Weise – der «Wertungen» sind wohl so viele als Menschen. Wenn aber ganz allgemein dem «finstern Auge» alles finster scheint und auch der Gott-erfüllte zuweilen Gleiches zu sagen scheint, so ist ihr Sinn doch himmelweit verschieden: jenem ist alles finster durch seine innere Lichtlosigkeit – diesem durch «Überschwang des Lichts»: weil er «Gott schaut» und «Gott allein gut» findet. Der Zusammenhang bei Newman zeigt die seelische Nähe zum Prediger Salomons.

bringen. Welche Kraft hätte ich, den hohen Berg zu ersteigen? Auch wenn ich der Welt noch so gut diene und meine Pflichten in ihr, menschlich gesprochen, erfüllte – was könnte die Welt für mich tun, soviel sie sich auch bemühte? Auch wenn ich meiner Stellung aufs beste gerecht würde, den Mitmenschen Gutes erwiese und weithin einen wohlklingenden Namen hätte, auch wenn ich Großtaten vollbrächte und gefeiert würde, auch wenn ich mit Ruhm in die Geschichte einginge – wie könnte dies alles mich zum Himmel bringen?

So wähle ich Dich zu meinem Teil, o Gott. Du lebst und stirbst nicht. Ich verwerfe alle falschen Götter: Dir übergebe ich mich.

Ich bitte Dich innig, Du wollest mich lehren und führen, mich im Guten stärken und mich zu Dir hinaufnehmen.

Med. Chr. Doctr. XIII. 90/2.

Ewige Liebe

Du forderst uns auf, Dich zu lieben, mein Gott, und Du selbst bist Liebe. Dies eine hast Du von ewig gelebt, die Liebe. Wir wissen nichts von der Wirksamkeit Deiner Macht, als Du allein warst, nichts von Deiner Gerechtigkeit, bevor es Geschöpfe gab, die sich zu bewähren hatten, und nichts von Deiner Weisheit, ehe sich Deine Vorsehung darstellte in Deinen Werke. Aber von ewig hast Du geliebt; denn Du warst nicht Einer, sondern warst Drei. Der

Vater liebte von ewig seinen eingeborenen Sohn, und der Sohn mit gleicher Liebe den Vater, und der Heilige Geist ist die wesenhafte Liebe, mit der sich Vater und Sohn einander lieben. Dies, Herr, ist eine unaussprechliche und Dir eigene Seligkeit. Sie besteht in Liebe. Ich bete Dich an, Du meine unendliche Liebe.

Als wir durch Dich erschaffen waren, da liebtest Du, wenn es möglich wäre, noch mehr: Du liebtest nicht nur Dein eigenes, wesensgleiches Selbst in der Dreiheit der göttlichen Person, sondern Du liebtest auch Deine Geschöpfe. Du warst Liebe zu uns, wie Du Liebe in Dir selber bist.

Den Menschen liebtest Du mehr als andere Geschöpfe. Liebe brachte Dich vom Himmel und machte Dich den Gesetzen Deiner Geschöpfe unterm. Liebe allein konnte Dich, den Erhabenen, bezwingen und Dich klein machen. Du starbst aus unendlicher Liebe zu den Sündern. Und jetzt, da Du zur Höhe aufgestiegen, hält Dich die Liebe noch immer unter gewöhnlicher, unauffälliger Erscheinung in der Enge des sakramentalen Zeltens.

O Liebe, wärest Du nicht unendlich, — würdest Du auch nur eine Stunde hier eingeschlossen bleiben, der Mißachtung, Unwürde und Verunehrung preisgegeben?

Mein Gott, ich weiß nicht, was unendliche Liebe besagt; aber das sehe ich, daß Deine Liebe so tief und stark ist, daß alle meine Maßstäbe an ihr versagen.

Nun forderst Du mich auf, Dich wiederzulieben, weil Du mich geliebt hast. Du willst von mir, daß ich Dich mehr als andere liebe. «Liebst Du mich mehr als diese?» [Joh 21, 15].

Mein Gott, wie beschämend ist es für mich, daß Du mir eine solche Frage stellen mußt! Und doch — liebe ich Dich wirklich mehr als die Welt? Die Menschen im allgemeinen lieben Dich gar nicht; sie verbannen Dich aus ihren Gedanken; sie empfinden es lästig, an Dich zu denken; sie haben kein Herz für Dich. Du mußt mich sogar fragen, ob ich Dich ein wenig liebe.

Wäre es möglich, daß ich Dich nicht von Herzen liebte? Wie könnte ich anders, da Du mich Dir so nahe kommen liebst und mich so wunderbar aus der Welt erlöst hast, daß ich in besonderer Weise Dein Knecht und Sohn sei? . .

Ich weiß nicht, was Du für die andern im einzelnen getan hast, obschon Du für alle gestorben bist — aber ich weiß, was Du im besondern für mich getan hast. So viel, Du meine Liebe, hast Du für mich getan, daß ich es Dir schuldig bin, Dich mit allen Kräften zu lieben.

Med. Chr. Doctr. X. 74/5.

QUELLENVERZEICHNIS

- Med. = Meditations and Devotions, London, Longmans 1914; darin der Teil «On christian Doctrine». Übersetzung s. Knöpfler.
- Mix. Congr. = Discourses to Mixed Congregations, ebenda 1921. Übers. s. Schündelen.
- Oxf. Univ. Sermon. = Oxford University Sermons, ebenda 1909.
- PPS = Parochial and Plain Sermons I–VIII. London, Rivington 1870/75.
- Subj. Day = Sermons bearing on Subjects of the Day, London, Longmans 1909.
- Var. Occ. = Sermons preached on various occasions, ebenda 1927.
- Verses = Verses on various occasions, ebenda 1918.

FRÜHERE DEUTSCHE ÜBERSETZUNGEN

(der hier benutzten Abschnitte)

- Dreves = G. M. Dreves, ausgewählte Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres von J. H. Newman, Kempten 1907.
- Haecker = Haecker Th., J. H. Newman, Mysterium der göttlichen Dreifaltigkeit und Menschwerdung. (Predigten). Leipzig 1938.
- Knöpfler M., J. H. Newman, Betrachtungen und Gebete. (Meditations and Devotions). München 1924.
- Laros = M. Laros, Kardinal Newman, Ausgewählte Werke, Mainz 1922 ff. Band I–IX.
- Schündelen = J. H. Newman, Conferenzenreden, hg. von G. Schündelen, 1860.

GELEGENTLICH ZITIERTE NEWMANSCHRIFTEN

- Devel. = An Essay on the Development of Christian Doctrine, London, Longmans 1909.
- Gramm. = An Essay in aid of a Grammar of Assent, ebenda 1913.
- Justif. = Lectures on the Doctrine of Justification, ebenda 1914.
- Proph. Off. = Lectures on the Prophetical Office of the Church. London, Rivington, 1938.
- Serm. Notes = Sermon Notes of J. H. Card. Newman, 1849/78, ed. by Fathers of the Birmingham Oratory, London, Longmans 1914.

Runde Klammern bezeichnen die Stellen, die von Newman selbst eingeklammert sind.

Eckige Klammern bezeichnen vom Übersetzer Eingefügte.

Von Otto Karrer sind früher erschienen

DIE GEHEIME OFFENBARUNG

Übertragung und Erläuterung
2. Auflage. 192 Seiten. Geb. Fr. 7.70

Die Klarheit der Übersetzung, die Gediegenheit der Erklärungen, die dem Texte unmittelbar folgen, haben ein für alle leicht erfassbares und aufschlußreiches Buch geschaffen.

DIE FREIHEIT
DES CHRISTENMENSCHEN

136 Seiten. Geb. Fr. 2.20

Sauber und klar werden die Begriffe religiöse Freiheit, Autorität, Gesetz, Gewissen, religiöse Persönlichkeit, Liebe umschrieben und miteinander in Beziehung gebracht.

SCHICKSAL
UND WÜRDE DES MENSCHEN

Die Frohbotschaft Christi. Grundfragen des menschlichen Lebens
100 Seiten. Geb. Fr. 2.-

Die Zweifelnden, Zaudernden, die in ehrlicher Bereitschaft Suchenden wissen sich von Karrers weitherziger und verstehender Art immer wieder angesprochen. *Vaterland, Luzern*

IGNATIUS VON LOYOLA

Geistliche Briefe
Neu durchgesehen und vermehrt von Hugo Rahner
288 Seiten. Geb. Fr. 10.50

Diese Briefe sind Zeugnisse höchster menschlicher Klugheit, Anpassungsfähigkeit und zielbewußter Energie, aber noch mehr eines im Tiefsten mit Gott verbundenen Heiligen.

NEWMAN / DIE KIRCHE

Übertragung und Einführung
2 Bände. 424 und 432 Seiten. Geb. je Fr. 16.-

Karrer hat die besondere Gabe, aus dem großen Schaffen Newmans mit zwingender Selbstverständlichkeit die rechten Stellen zu dem großen dogmatischen Mosaikbild der Kirche zu formen.

BENZIGER VERLAG EINSIEDELN / KÖLN

In allen Buchhandlungen

D 8218